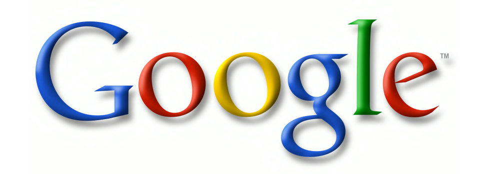




DIE WEBER
IN DER GEGENWART

SOZIALPOLITISCHE WANDERUNGEN
DURCH DIE HAUSWEBEREI UND DIE WEBFABRIK

VON

DR. ROBERT WILBRANDT
PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT BERLIN



JENA
VERLAG VON GUSTAV FISCHER
1906.

Meiner geliebten Mutter

Auguste Wilbrandt-Baudius

zugeeignet

Inhalt.

Die Weber als Gegenwartsproblem.

Gerhard Hauptmann's „Weber“ sind an dem Maßstab des Eindrucks gemessen worden, den das Meer auf uns macht. Und wirklich, ein Unendliches ist in diesem Stück, wie im Anblick des Meeres, ein allgemein Menschliches, ein tief Wahres, und es ist darin ein Fragen, ein mit den Menschen leidendes, von ihrer Qual gequältes Rätseln am ewigen Schicksal.

Aber die Menschen da auf der Bühne tragen nicht nur allgemein menschliches Schicksal, sondern ein ganz bestimmtes, historisches, materielles Elend. Sie sprechen schlesisch. Sie handeln genau so, wie der relativ kräftigste Kern einer verhungernden Weberbevölkerung in Schlesien Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gehandelt hat. Das Drama ist eine geschichtlich treue Wiedergabe der aktenmäßig nachweisbaren Tatsachen, wie in Zimmermann's Buch über Blüte und Verfall des schlesischen Leinengewerbes nachzulesen. Und es ist eine der besten, vielleicht die beste, jedenfalls die anschaulichste Darstellung einer großen, historisch wichtigen Hausindustrie, ja der Hausindustrie überhaupt. Mit Recht hat Sombart dieses Theaterstück in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik als ausgezeichnete nationalökonomische Leistung anerkannt und im Handwörterbuch der Staatswissenschaften unter der Literatur über die Hausindustrie angeführt. Ebenso wie Zola's „Germinal“ die beste Einführung in die Arbeiterfrage der Industrie und die Romane von Polenz („Büttnerbauer“ und „Grabenhäger“) in die der Landwirtschaft, so ist es Hauptmann's Tragödie für das jammervollste und dringendste Problem der Arbeiterfrage: für die Heimarbeit.

Aber es schildert doch Dinge einer längst vergangenen Zeit? Es zeigt uns doch Zustände aus den vierziger Jahren?

Ja und nein. Das Losbrechen des Aufstandes und seine besonderen Ursachen, das gehört der Historie an; aber der Hintergrund

der umgebenden Zustände ist von Hauptmann nicht der Geschichte entnommen worden, sondern der Gegenwart. Er hat die Typen, die den historischen Vorgang wieder lebendig machen, selbst kennen gelernt; er hat die Zustände mit eigenen Augen gesehen. Das Elend der vierziger Jahre auf der Bühne ist das Abbild des Elends der neunziger Jahre aus der Wirklichkeit.

Mit dem historischen Faktum des Langenbielauer Weberaufstandes im Kopf, ist der Dichter 1892 in die Webergegend des Eulengebirges gereist, um an Ort und Stelle den Stoff lebendig anzuschauen, zu dessen dramatischer Formung jene Begebenheit ihm das Knochengerüst gab — jene Begebenheit, in der ein unendliches Unrecht in den Seelen der hilflosen Masse endlich einmal sich löst zu einem Orkan der Leidenschaft, um dann die „Schuld“ ihres Frevels hart zu büßen, aber doch das Haupt erhoben und hinausgerufen zu haben, was heute in den Dingen liegt, und dumpf auch in den Menschenseelen, aber nur in Taten ausbricht, bis es vom Gedanken erfaßt wird und in klarem Bewußtsein Worte findet.

All dem einen Ausdruck zu geben, wie es nur der Künstler vermag, an Herzen und Gewissen zu rütteln, dazu trieb den Dichter „ein harter innerer Druck“, eine Pflicht; die Pflicht des Dichters, die in den Goethe'schen Worten liegt:

> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt
> Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

Wir wissen aus den Mitteilungen, die unter dem Titel „Gerhard Hauptmann unter den schlesischen Webern“ in den Sozialistischen Monatsheften veröffentlicht worden sind, daß in der Seele des Dichters Sommernachtsträume woben und nach Gestaltung riefen, aber kein Gehör finden durften, ehe jene Pflicht erfüllt war. Gegen die Voraussage, daß das Theaterpublikum sich aus seiner satten Behaglichkeit durch ein Proletarierstück nicht werde stören lassen, hat Hauptmann recht behalten. Tausende von Seelen sind aufgerüttelt worden.

Möge auch der neue Versuch, der zugleich mit diesem Buch an die Öffentlichkeit tritt, um durch die Anschauung auf weite Kreise zu wirken, nicht vergeblich sein: möge die Heimarbeit-Ausstellung, die jetzt in Berlin eröffnet wird, durch die jedem Gegenstand angehefteten Angaben über Lohn, Arbeitszeit usw. vielen die Augen öffnen, die nicht wußten, welches Elend an den Kleidern klebt, die sie tragen, welche Qual und Not in den Hütten herrscht,

aus denen das Spielzeug ihrer Kinder stammt, und wie genau das Bild der Weber mit der Gegenwart übereinstimmt.

Aber freilich, neben jene Hausweber sind Fabrikweber getreten, die Fabrik ist das Allgemeinere geworden. Die Weber in der Gegenwart bieten zum Teil noch die typischen Züge der Hausindustrie, des langen und qualvollen Übergangszustandes zwischen Handwerk und Fabrik, zum Teil sind sie gerade beim Übertritt in die Fabrikarbeit zu beobachten, zumeist sind sie heute Fabrikproletariat — jedoch als solches typisch für ein großes Problem, das sich in verschiedenen Klassen äußert, aber noch nirgends so gut zu beobachten ist als in der Weberei: Die Frauenarbeit und die Wirkung ihrer Konkurrenz auf die Lage der Männer.

Darin sind die Weber typisch für das Problem der weiblichen Konkurrenz im Kapitalismus, aber nicht für die allgemeine Lage des Proletariats. Es war voreilig, die von der Textilindustrie abstrahierten Sätze auf die gesamte Arbeiterklasse zu übertragen. Und es ist, vor allem auch im Interesse der Frauen als Gattinnen und Mütter, nicht zu bedauern, sondern ein Glück, daß nicht die mehr und mehr weibliche Textilindustrie, sondern die fast rein männlich gebliebene Eisen- und Kohlenindustrie das Vorherrschende und Typische unserer Industrieentwicklung ist. Ein Glück freilich, das wie jedes Glück jeden Tag zergehen kann. Sobald technische Verbesserungen wie in der Textilindustrie so auch in den bisher Männerkraft fordernden Gewerben Frauenarbeit möglich machen, wozu Ansätze überall bemerkbar sind, dann wird es allgemein so wie in der Weberei. Nur unter den durch die bisherige Entwicklung gegebenen Voraussetzungen gebe ich die Hinweise für die Verwaltung, die der Leser am Schluß des Buches findet. Ganz abgesehen davon, ob und wie weit die Verwaltung willens und imstande ist, diesen Hinweisen zu folgen. Wie immer aber sich die Zukunft gestalte: das hier am Beispiel der Weberei gezeigte Verhältnis von Männer- und Frauenarbeit bleibt lehrreich für alle kommenden Fälle gleicher Art.

Zugleich sind die Weber ein typisches Beispiel für die Art, in der im Kapitalismus technische Verbesserungen vor sich gehen. Zwar hat, wie der Leser gleich am Anfang sehen wird, nicht erst die Konkurrenz der Maschinen Weberelend erzeugt; aber sie war doch von entscheidender Bedeutung. Auch darin ist die Weberei das beste Lehrbeispiel für die Hausindustrie, ja für den Kapitalismus überhaupt: ein gegen die Zunftzeit relativ schnelles, aber im

Vergleich zu den gegebenen Möglichkeiten schneckenhaft langsames technisches Fortschreiten, das jedoch als erschreckend schnelles wirkt auf der privatkapitalistischen Grundlage, welche den arbeitsparenden technischen Fortschritt für Massen von Arbeitern in Arbeitslosigkeit und Elend verkehrt.

Um diese und andere prinzipiell wichtige Dinge nicht in einer Flut von Einzelbeobachtungen ertrinken zu lassen, habe ich es dem ungeduldigen Leser erspart, mit mir in jedes Weberhäuschen und in jede Webfabrik einzutreten, die ich auf Studienreisen in den Jahren 1903 und 1904 aufgesucht habe. Lieber verzichtet der Leser auf Einzelheiten als ich auf den Leser. Und ich erwähne das Opfer vielen Wegstreichens nur, damit die Beispiele, die ich anführe, nicht als das gesamte zugrunde liegende Beobachtungsmaterial erscheinen.

Freilich kann eine wissenschaftliche Spezialuntersuchung nur bescheiden unter das Publikum treten, wie ein langweiliger Gast in eine Gesellschaft; aber die Gelehrsamkeit in der Nationalökonomie ist ein trauriges Geschäft, wenn sie nicht dazu beitragen kann, daß die Augen sich öffnen, daß Erkenntnis der uns umgebenden Wirklichkeit allgemein wird und damit auch der Wille, das Erkannte zu ändern. Freilich: der Gelehrte kann nicht wollen, was nur der Künstler vermag. Er kann nur neben ihn treten mit den Dingen in der Hand und zeigen, daß die Dichtung Wahrheit.

I.

Die Entstehung des Problems.

1. Schlesien.

Es ist eine verbreitete Meinung, daß das Elend der Handweber von der Konkurrenz der Fabrik herrühre, welcher jenes „einst blühende Gewerbe“ nun erliege. Aber das schlesische Weberelend hat ursprünglich mit der Technik nichts zu tun; es bestand schon lange vor dem Auftreten der mechanischen Weberei. Geschichtsforscher haben die napoleonischen Kriege und die Freihandelspolitik Preußens für den Verfall des schlesischen Leinenexports verantwortlich gemacht; aber das Elend der Leinenweber war schon vorher da. Das Aufhören der obrigkeitlichen Auf-

sicht und des Spinnens für die Gutsherrschaft, also die Gewerbefreiheit und die Bauernbefreiung, sind als Ursachen des Verfalls des schlesischen Leinengewerbes bezeichnet worden; aber das Elend der Leinenarbeiter war früher. Friedrich der Große ist beschuldigt worden, durch seine künstliche Vermehrung der Leinenindustrie der Urheber der Webernöte geworden zu sein; bereits Mitte des 19. Jahrhunderts hat Minutoli diese Auffassung erwähnt. Aber tatsächlich war das Elend der schlesischen Spinner und Weber schon vor dem großen König. Brentano endlich hat mit Nachdruck auf den feudalen Ursprung der schlesischen Leinenindustrie hingewiesen; hier, meint er, ist nun die Wurzel des Übels gefunden.

Wer aus einer einzigen Ursache alles erklärt, kann mit genialem Blick den Zusammenhang vieler Erscheinungen mit einer ihnen allen zugrunde liegenden erfassen. Ein solcher Blick bringt die Erkenntnis auf neue Bahnen. Der ganzen vielverschlungenen Wirklichkeit glaube ich aber doch näher zu kommen, wenn ich all den verschiedenen Ursachen nachspüre, deren Zusammenwirken das Phänomen erst ganz erklärt. Hier zunächst das Phänomen:

Schon im 17. Jahrhundert schreibt J. J. Becher, es sei beklagenswert zu sehen, wie der Schlesier bei Wasser und Brot für den reichen Augsburger, Ulmer und Holländer spinnt, der daraus den größten Gewinn hat. In einer kaiserlichen Verordnung, die damals die Händler ermahnt, die Weber nicht zu drücken, ist „mehr als zur Genüge bekannt, wie klein und mühselig sich der arme Weber durchbringen und denen Seinigen das saure Bissen Brodt erwerben müsse". Immer wieder kehrt im 17. und 18. Jahrhundert der „arme Spinner und Weber", der kaum das liebe Brot erwirbt. Bei Absatzstockungen waren sie sofort in Not; die Händler drückten dann die Weber in einer „fast erbarmungswürdigen Weise". In den Jahren 1770—1772 war wieder bei einer Absatzkrise die Not im Gebirge bei den schlesischen Webern „ohnbeschreiblich groß". 1793 bis 1794 herrschte entsetzlichste Hungersnot unter den Webern. Die folgenden Jahre, bis 1806, war ihr Zustand „herzzerreißend". Man hatte „nicht Worte genug, das Elend zu schildern". Mehr als zwanzig Jahre dauerte die bittere Not. Niedere Leinwand- und hohe Garnpreise brachten die Weber in solche Lage, daß man 1807 Geld und Brot an sie verteilen mußte. 1826 wurde bei sinkendem Leinenpreis der Weberlohn fast gleich Null; wieder Notstand. In den 20er und 30er Jahren stieg das Weberelend auf seinen Höhepunkt. Nervenleiden, Hungertyphus wurden die äußeren Ausbrüche

der Elendskrankheit. In den 40er Jahren wurden als Wochenverdienste in Schlesien festgestellt

	Silbergroschen
der Weber	10—20
der Flachsspinner	5—12
der Putzelspinner	2— 5.

Oft war der Tagesverdienst von Mann und Frau und einem Kind zusammen 9—13 Pfennig, für eine Familie von sechs Köpfen. Mit Lumpen bekleidet, so berichtete damals Alexander Schneer, aß der Weber nicht selten von der Schlichte, die zum Weben verwandt wird — sauer und stinkig riechender gekochter Stärke —, um sich zu ernähren; oder ein krepiertes Pferd, mit Freudentränen über dieses Glück. Nachdem von der preußischen Regierung schon mehrmals Hunderttausende von Talern aufgewandt worden waren, um den Webern Garn, neue Webstühle und Absatz oder Übergang in andere Berufe zu verschaffen, sie durch Beschäftigungsanstalten mit Militäraufträgen oder durch Notstandsarbeiten, besonders Straßenbauten, zu unterstützen, nahmen sich besonders in den 40er Jahren Wohltätigkeitsvereine der Weber an. Ähnlich wie heute der Thüringer Weberverein, suchten diese den Webern mit billigem Garn und erhöhtem Verkaufspreis der Leinwand günstige Arbeit zu geben. Zu anderen Arbeiten, beim Straßenbau, und bei den ihretwegen mit Staatsunterstützung errichteten Potterien und Eisengießereien waren die generationenlang durch Hunger, Überarbeitung und Stubensitzen Geschwächten oft nicht fähig. Schon 1819 machte man diese Erfahrung; ebenso in den 40er Jahren. Die Weber und Spinner waren meist so kraftlos, daß sie nicht imstande waren, sich aufzulehnen. Nur in der etwas günstigeren, schon fabrikmäßig gewordenen Langenbielauer Weberei, in der jedoch auch eine furchtbare Fabrikausbeutung herrschte, ganz wie Marx sie für England schildert, war Kraft genug zur Empörung. Hier brach daher der Aufstand aus, den Hauptmann's Drama darstellt. Er war ein Produkt des Elends und der Ausbeutung, nicht einer sozialistischen Aufreizung. Das Weberlied, das damals erschallte, war nur der zündende Funke; der Zunder war lange genug angesammelt.

Blickt man von heute zurück, so kann man sagen: mit kurzen Unterbrechungen haben die schlesischen Spinner und Weber jahrhundertelang gehungert. In der Mitte des neunzehnten hat dieses chronische Elend den höchsten Gipfel erreicht.

Die Ursachen dieses Elends müssen daher weit zurückliegen;

zum Teil aber müssen sie dem neunzehnten Jahrhundert angehören. Wenn man jedoch nicht an der Oberfläche haften will, so darf man sich auch nicht damit begnügen, als Ursache der besonders schlimmen Not im neunzehnten Jahrhundert das technische Vorankommen der englischen und das technische Stehenbleiben der schlesischen Leinenindustrie anzugeben; sondern man muß nach den Ursachen fragen, die dieses technische Zurückbleiben in Schlesien bewirkt haben.

Gehen wir bis zum Ursprung des schon im 16. Jahrhundert berühmten schlesischen Leinenexports zurück. Ihre stärkste Wurzel scheint das Flachsspinnen gewesen zu sein, das die Hörigen dem Gutsherrn als Frohnde zu leisten hatten oder als eigenen Nebenerwerb betrieben. Sobald das Gesponnene den Bedarf des Gutshofs überstieg, wurde es vom Herrn an Händler verkauft. Einen Teil des Garns, das der Gutsherr weiter verkaufte, bekam er als unbezahlte Arbeit von den Robotpflichtigen umsonst; einen Teil kaufte er, um als Wiederverkäufer daran zu gewinnen. Und da der Rittergutsbesitzer hier der alleinige Inhaber von Gewerbeberechtigungen war mußte ihm von den übrigen Spinnern auf dem Land eine Art Privatgewerbesteuer, ein Zins, gezahlt werden. Es war daher das natürliche Bestreben des Adels, die Zahl der Spinner zu vermehren: sie waren, zum Teil als Hörige, zum Teil als Zinspflichtige, eine völlig mühelose Einnahmequelle, und sofern der Gutsherr das Garn von ihnen kaufte, hatte er Gewinn als Wiederverkäufer. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde das Weben eingeführt; der Weberzins vermehrte wieder die Einnahmen des Adels. So entwickelte sich eine feudal geknechtete, dem entsprechend abgestumpfte, körperlich und geistig verkrüppelte Industriebevölkerung.

Alle Eigenschaften, die von den Zeitgenossen an den Hörigen beobachtet wurden: die Stumpfheit, das Mißtrauen, die systematische Faulheit, die geringe Arbeitsleistung — die Waffen des Sklaven gegen den Herrn — alle diese schlechten Bausteine lagen daher in den Grundlagen der sich entwickelnden Leinenindustrie Schlesiens. Wenn dann später, besonders von Herrn von Minutoli bei seinen Besserungsversuchen Mitte des 19. Jahrhunderts, die moralische Unfähigkeit der Bewohner als der letzte Grund des Verfalls in Schlesien angesehen wurde, so bestand diese aus den Eigenschaften, die an jenen Unglücklichen durch die Knechtschaft gezüchtet und durch das immerwährende Elend befestigt worden waren.

„Mager wie ein Zinshuhn“, sagte das Sprichwort. Was die

Frohndenden an Quantität leisten mußten, suchten sie durch schlechte Qualität zu vermindern. Diesen üblichen Ausweg aus feudaler Bedrückung benützten auch die frohndenden Leinenarbeiter. Schon die Flachsbereitung krankte daran. Die robotpflichtigen Leute hatten noch dazu eine übermäßige Menge Flachs zu liefern und taten es daher um so schlechter. Als im 19. Jahrhundert ein Baron das Pflichtquantum auf ein Viertel herabsetzte, erzielte er erst schönen Flachs. Der Spinner, der den schlechten Flachs zu verspinnen hatte, war durch den Druck der Frohnde gleichfalls dazu gedrängt, schleuderisch zu arbeiten. Oder der Geknechtete ergriff ein anderes Mittel: den Betrug. Dieser nistete sich von Anfang an im schlesischen Leinengewerbe ein. Mit der Aufzählung der Verordnungen und Kontrollmaßregeln, die immer und immer wieder erneut, verschärft und eingebläut wurden, um dem Betrug zu steuern, wären Bände zu füllen. Der Erfolg war gering. Wenn in anderen Industrien die obrigkeitlichen Reglements Qualität und Quantität der Ware zu sichern verstanden, hier jedenfalls nicht. Der Betrug ist „in keinem Weberdistrikte der Welt so allgemein geworden als im schlesischen“.

Ebenso wirkte von Anfang an die Rachsucht gegen die Herrschaften, „welche mit Garn handelten und es ihren Untertanen zu sehr geringem Preise abdrückten“. Mußten die Hörigen ganz ohne Gegenleistung spinnen, so war den übrigen Gutsuntertanen gegenüber, denen das Garn abgekauft wurde, ein harter Druck auf den Spinnlohn die Methode der Gutsherren. Sie wurden Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt durch Verordnungen ermahnt, den Untertanen das Garn nicht abzudrücken; es blieb aber dabei. Infolge des schlechten Lohnes nahm Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Spinnen ab; für die Herrschaft mußte aber unentgeltlich weiter gesponnen werden.

Wie stets bei billiger Arbeit, war die Technik dauernd schlecht. Als England längst eine großartige Fabrikspinnerei entwickelt hatte, war man in Schlesien noch bei der Spindel. Wo die Handspinnerei so billig zu haben war, fiel es keinem Garnhändler ein, zur Aufstellung von Spinnmaschinen überzugehen; am allerwenigsten dem Gutsherrn, der seinem ursprünglichen Beruf gemäß zu industriellen Unternehmungen ohnehin keine Neigung hatte, alle die dazu einladenden Naturschätze Schlesiens in seiner Hand unbeachtet ließ und die hergebrachte Frohnarbeit nahm wie sie war: billig, altmodisch und schlecht.

Infolge des Stehenbleibens der Spinntechnik und des unter feudalem Druck eingenisteten Betrugs blieb der Weber schließlich gegen den englischen Konkurrenten zurück, dessen Vorteile am Anfang des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich auf billigem Maschinengarn und solider Ware beruhten.

Was der Weber brauchte, war vor allem billiges Garn. Es wurde ihm aber hier nicht nur durch die spekulierenden Garnhändler, die ihr Kapital mit Wuchergewinn zu verzinsen suchten, sondern auch durch den Adel verteuert, der gleichfalls spekulierte, den Flachs aufspeicherte, das Garn möglichst teuer zu verkaufen suchte.

Ein weiterer Druck war der Zins, den Spinner und Weber an den Adel zu entrichten hatten. Auch im ärgsten Elend, Mitte des 19. Jahrhunderts, mußte er weiter bezahlt werden. Aus Rücksicht auf die ihr nahestehenden Klassen duldete die preußische Regierung den Weberzins bis 1850. In den Jahren des Verhungerns wurde der Druck des Zinses ein außerordentlicher und furchtbarer. Es war besondere Güte und Gnade, wenn er aus Mitleid von einzelnen Herrschaften erlassen wurde. War eine städtische Kämmerei oder der Fiskus der Herr geworden, so war nicht daran zu denken.

Wenn so dem schlesischen Spinner und Weber von seiner böhmischen Vergangenheit her die Kette slavisch-feudaler Knechtschaft auch unter den preußisch gewordenen Junkern anhing, als das Jahrhundert der Freiheit schon zu seinem Höhepunkt anstieg und die Weber in Freiheit verhungerten, so hat von Anfang an eine Reihe anderer Umstände auch von der kapitalistischen Seite auf die schlesischen Leinenarbeiter eingewirkt:

Statt einer festen Organisation der Unternehmer und Arbeiter wie in anderen Hausindustrien des 17. und 18. Jahrhunderts, statt einer genossenschaftlichen Vereinigung zum gemeinsamen Vertrieb, statt eines zünftlerischen Zusammenhalts der Produzenten, statt alles dessen hier lauter im Gebirge verstreute Arbeiter, deren kaufmännische Kapitalisten in den Städten saßen, keinerlei Gemeinsamkeit, jeder „selbständig“ für sich allein. Dazu der Exportcharakter der auf verstreuten Kleinbetrieben beruhenden, unbeweglichen, anpassungsunfähigen, von Handelsstockungen hart getroffenen Industrie; eine ganze Gegend spezialisiert

auf eine von den Weltmarktschwankungen abhängige Ware, durch die Lage im Gebirge von aller Welt abgeschnitten und am schnellen Übergang in andere Arbeit gehindert.

Diesen Umständen wenden wir uns nun zu.

Der Weber war scheinbar im Besitz der Produktionsmittel. Er kaufte den Rohstoff, verkaufte das fertige Produkt seiner Arbeit und war Eigentümer seiner Arbeitsgeräte. Aber das Wichtigste fehlte: das nötige Geld für den Absatz in die Ferne, das Kapital des Kaufmanns! Der Weber war daher tatsächlich von Anfang an Arbeiter, die Struktur der Industrie Kapitalismus. Das wurde auch allgemein richtig empfunden. Ein königlicher Erlaß von 1793 bezeichnete die Weber als ouvriers im Gegensatz zu den Kaufleuten, als „Professionisten, Arbeiter“, „aus der niederen Volksklasse“. Es waren durchaus zwei Klassen, die einander gegenüber standen. Sie hatten als einzige über sie beide waltende Ordnung die Reglements der Obrigkeit. Da solche staatliche Festsetzungen anderwärts wichtige Schutzbestimmungen zugunsten der Arbeiter enthielten, so liegt es nahe, einen solchen Arbeiterschutz auch hier vorauszusetzen; und tatsächlich ermahnte schon 1686 der Landeshauptmann in einer Verordnung die schlesischen Händler, dem armen Volke das Garn nicht um einen spöttlichen Wert abzudrücken. Aber im ganzen waren die obrigkeitlich erlassenen Ordnungen hier der Ausdruck einer Klassenherrschaft der Händler. Immer wieder wurden Bestimmungen, Kontrollmaßregeln und strenge Strafen festgesetzt, um den Betrügereien der Spinner und Weber ein Ende zu machen; die Kaufleute dagegen blieben unkontrolliert und betrügerisch. Die Weber wurden oft ungerecht und hart bestraft, nicht selten dadurch ruiniert. Darüber waren dann die adeligen Grundherren empört, da ihnen die ruinierten Familien die Abgaben nicht zahlen konnten. Auf Vorstellungen der Gutsherren wurde man milder gegen die Weber; die obrigkeitliche Schau der gewebten Stücke wurde zeitweise weniger streng durchgeführt. Darüber waren wieder die Kaufleute erbost. Unter dem Einfluß der bei neuen Reglements allein befragten Händler kam als bestes Schauamtsgesetz das von 1788 zustande und wurde den Webern gegenüber auch durchgeführt: Halseisen und Stockarrest, für Übertretung der Vorschriften angedroht, wurden gegen sie angewandt, während die Händler fast gar nicht getroffen wurden. „Die gutmütigen Leute, welche ihr Leben hindurch Not und Elend geduldig ertrugen, gerieten in Verzweiflung.“

Als dann 1793 zu der Ungerechtigkeit der Ausführung des Schaureglements niedrige Leinen- und hohe Garnpreise eine akute Not hinzufügten, brach unter dem Einfluß der französischen Revolution das Gefühl des Ausgebeutetseins in Weberaufständen los. An Markttagen wurden die Händler geprügelt, ihre Sachen zerschlagen — es wurde einmal abreagiert und dafür mit Zuchthaus und Spießruten gebüßt. Als Mitte des 19. Jahrhunderts Alexander Schneer im Auftrage von Unterstützungsvereinen die Lage an Ort und Stelle gründlich untersuchte, fand er, daß Bedrückung der Weber durch die Kaufleute nur selten nachzuweisen sei; er schloß daraus, sie sei nicht Ursache des Elends. Daß im Wesen, in der Struktur aller Hausindustrie diese „Bedrückung“ liegt, erkannte er noch nicht. Richtiger sah v. Minutoli, der aus den Resten der Pracht in den kleinen schlesischen Gebirgsstädten auf den einstigen Reichtum der Kaufleute zurückschloß. Fürstlicher Reichtum der Händler, die dann öfter auch adlig wurden, war der Erfolg und zugleich die weitere Grundlage der Ausbeutung. An den Markttagen kauften die Leinenhändler auf hohen Stühlen, umdrängt von den Webern, die ihre Leinwand aus chronischer Not um jeden Preis losschlagen mußten, während die Händler auf Grund ihres Kapitals keine Eile hatten und als die Wenigen sich leicht verabreden konnten, einander keine Konkurrenz zu machen. Sie hatten so sehr die Machtstellung des Besitzenden, daß es ihnen nicht einfiel zu gehorchen, wenn ausnahmsweise eine ihnen unbequeme Verordnung erlassen wurde. Vor den Webern waren sie sicher: als ein einziger es einmal wagte, einen Kaufmann zu denunzieren, kaufte dieser von dem ganzen Dorf nicht mehr, so daß alle im Dorf über den Weber herfielen.

Als zweiter kapitalistischer Ausbeuter stand neben dem Leinenhändler noch der Garnhändler. In der Not bei ihm in Schulden, mußte der Weber ihm auch fehlerhaftes Garn zu jedem Preis abkaufen. Der Garnhandel wurde zu einem solchen System der Bedrückung und Preistreiberei, daß in Verstaatlichung des Garnhandels schließlich die einzige Rettung erblickt, auch Versuche dazu gemacht wurden.

Der Produzent als Kapitalloser für den Absatz auf den kaufmännischen Kapitalisten angewiesen, dabei den Rohstoff „selbständig“, aus Kapitalmangel im kleinen zu den ungünstigsten Bedingungen, einkaufend, ganz ohne Einfluß auf die Preise des Rohstoffs

und des Produkts, deren Schwankungen daher von ihm, dem Kapitallosen, getragen werden, eingekeilt zwischen die kapitalmächtigen Händler des Rohstoffs und des Produkts:

Dieses Kaufsystem, das nach Minutoli's treffenden Worten „den gepriesenen Stand der sogenannten selbständigen Spinner und Weber zu dem der unselbständigsten Arbeiter gemacht hat“, den Kaufleuten aber keinerlei Verantwortung für die von ihnen abhängigen auflegte, vielmehr ihnen die Möglichkeit gab, bei ungünstiger Marktlage sich sofort zurückzuziehen und den Arbeiter ruhig weiter weben zu lassen, ohne ihm noch abzukaufen, diese soziale Struktur machte zugleich die ganze Industrie schwerfällig: denn der den Weltmarkt überschauende Kaufmann war nicht zugleich der Leiter der Produktion; sondern der Weber in seinem weltabgelegenen Häuschen webte nach der Väter Sitte ruhig weiter, wenn auch längst für die alten Muster kein Absatz mehr zu finden war und die Technik draußen in der Welt ganz andere Werkzeuge und Kunstgriffe zu „gesellschaftlich notwendigen“ gemacht hatte.

Diese auf dem Sumpfboden der Grund- und Gutsherrschaft aufgebaute und in rohester Struktur sozusagen aus ein paar Latten zusammengeschlagene Industrie war das erste und lange das einzige große Exportgewerbe des jungen Preußenstaates. Abhängig von den Schwankungen der Weltmarktskonjunktur, „himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt“, sich ausdehnend mit der Ausdehnung neu gewonnener ferner Märkte, in vergrößertem Umfang matt liegend, sobald der Handel stockt, erzitterte mit der Händlerschar das ganze Leinengewerbe, sobald ein Wölkchen von Kriegsgefahr am politischen Himmel auftauchte. Jede solche Krise bedeutete für die Weber Arbeitslosigkeit, Elend, Hungersnot.

Als in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts nach dem Versailler Frieden einmal Ruhe eintrat, hob sich in den Webergegenden mit dem Leinenexport die Zunahme der Bevölkerung und der Preis des Bodens; diese kurzen Jahre sind es, auf die man am ehesten das Wort „Blüte“ anwenden kann. Aber wie vorher die Seekriege und die kleinsten innerdeutschen Scharmützel, so haben dann vollends Anfang des 19. Jahrhunderts die napoleonischen Angriffe und Sperrungen die schlesische Ausfuhr lahmgelegt.

Dazu der Gebirgscharakter.

Sobald eine Krise die Leinenarbeiter arbeitslos machte, waren die vom Gebirge umgebenen von der Welt abgeschnitten, der Not preisgegeben, ohne zu anderer Arbeit übergehen zu können. Im Winter bei hohem Schnee waren die schlechten Landstraßen aus dem Riesengebirge ins Flachland kaum benutzbar; das Gebirge und jedes Haus in ihm war eine Welt für sich. Hier wuchs eine Generation nach der anderen ins Elend hinein, und als Schneer Mitte der neunzehnten Jahrhunderts Schlesien durchreiste, fand er die Not am größten in den Gebirgskreisen, wie Landeshut und Glatz: je näher der Riesenkoppe, der Eule und der Heuscheuer, sagte er, um so gedrängter erscheint die Zahl der Elenden.

Diese besonderen Umstände Schlesiens, vor allem die Feudalität und der Gebirgscharakter, sind von Friedrich dem Großen nicht beachtet worden, als er auch hier mit seiner Politik der Industriezüchtung einsetzte.

Diese Politik war für seine Zeit und sein Land im ganzen eine Notwendigkeit. Der große König hat einem liberalen Doktrinär gegenüber diese Notwendigkeit einmal so glänzend auseinandergesetzt, die Prinzipien Friedrich Liszt's so genial vorausgenommen, daß es schwer fällt, nicht die ganze Stelle hierherzusetzen. Der Leser findet sie in Zimmermann's genanntem Buch; die Hauptsachen wenigstens seien kurz wiedergegeben: das arme, von der Natur karg bedachte Preußen mußte Exportindustrien in sich zu entwickeln suchen, wenn es vom Ausland allerhand Angenehmes kaufen wollte, ohne dabei in Schulden zu geraten; sich selbst überlassen, führte der Handel ein, aber nicht aus; man kaufte lieber draußen, bei industriell entwickelteren Ländern; die eigenen Industrieanfänge bedurften daher zunächst der Pflege und Unterstützung, des Schutzes, der Erziehung, wie ein Kind und ein Werdender; sie mußten gepflanzt und energisch in ihrem Wachstum gefördert werden, um später die Freiheit vertragen zu können und dann auch zu brauchen. Dies alles verstehen wir heute wieder wie damals.

Aber Schlesien war nicht der rechte Ort dafür.

„Fast peinlich um das Wohl der neuen Provinz besorgt“, verlockt durch ihre schon vorhandenen Anfänge einer Exportindustrie, suchte der König gerade hier mit rücksichtsloser Energie das Leinengewerbe zu vergrößern. Bisher war das in Schlesien gesponnene Garn großenteils exportiert und auswärts verwebt worden; Friedrich versuchte, durch immer erneute Verbote der Garnausfuhr und durch

Neuansetzung von Webern auch die Verarbeitung des Garns im Lande zu erhalten. Zahlreiche Weberfamilien wurden durch zeitweise gewährte Vorteile nach Schlesien gelockt oder im Ausland mit Gewalt aufgehoben und hingeschleppt. Durch Schenkung von Webstühlen, Prämien, Ermahnungen, Vorschüsse, suchte Friedrichs Regierung das Weben „in jedem schlesischen Dorf, in jedem Häuschen heimisch zu machen". In Lewin durfte niemand heiraten, der nicht weben konnte. Immer wieder ergingen an die Weber strenge Verbote, auszuwandern oder den Webstuhl ins Ausland zu schicken. Die Garnisonen mußten in der freien Zeit weben. Die Lücken, welche die Kriege in die Weberbevölkerung rissen, wurden so wieder ausgefüllt. Ja, wenn auch die Angabe, daß der König die Leinenwebstühle von 12000 auf 20000 vermehrt habe, übertrieben ist, so hat er doch zweifellos die durch die Kriege schon fast getötete Weberei künstlich zu neuem Leben erweckt.

Auch nach Friedrichs Tode wurde die Weberei gewaltsam weiter erhalten und ausgedehnt.

War nun zeitweise für die vergrößerte Weberzahl das Garn nicht genügend, oder wollte der König prinzipiell die Grundlage der ganzen Leinenindustrie verbreitern, wie dem auch sei: auch das Spinnen wurde mit allen Mitteln vermehrt. 1764 wurden die Soldatenweiber und Kinder bei Strafe zum Spinnen angehalten. Die Frauen der Schullehrer mußten spinnen lernen, um es die Schulkinder zu lehren. Aus Österreich wurden Spinner wie Weber hereingezogen. Den Maurern und Zimmerleuten wurde befohlen, das Spinnen für die Monate der Winterarbeitslosigkeit zu lernen. Das Gesinde sollte zu jeder Zeit und allgemein spinnen. Spinnschulen wurden angelegt. 1765 erging die Vorschrift: Alle in der Wirtschaft entbehrlichen Kinder sollen jeder Zeit, wo keine Schule ist, in der Spinnstube spinnen. Besonders aber soll im Winter abends von sechs bis neun gesponnen werden. Kinder von über acht Jahren müssen bei Strafe die Spinnschule besuchen, wo sie irgend entbehrlich in der Wirtschaft sind.

Ein geschichtliches Gegenstück zum heutigen Kinderschutz, der die Kinderarbeit in denselben Jahren verbietet, für die sie damals befohlen wurde. Vielleicht noch deutlicher zeigt sich die sozialpolitische Entwicklung der letzten hundertfünfzig Jahre in folgendem Faktum: Der König bot den Kaufleuten die Sendung von 1000 Kindern von zehn bis zwölf Jahren an, „ein Angebot, dessen Ablehnung des großen Monarchen höchstes Mißfallen erweckte".

Eine starke Hemmung dieses Industriezüchtens war der alle Augenblick eintretende Mangel an Absatz, der die neu angesetzten, herbeigelockten oder herbeigeschleppten Weber arbeitslos machte. Die Damastweber erklärten schließlich, dem Hungertode nahe zu sein, und überhäuften den König mit Bittschriften. Dieser nahm es energisch in die Hand, rücksichtslos für Absatz zu sorgen. Die Kaufleute wurden durch Schikanen dazu gepreßt, dem Damast Absatz zu schaffen; ihre übrigen Waren wurden vom Export zurückgehalten; Tausende von Talern zinsfreien Vorschusses unterstützten den Vertrieb des Damasts; die Kaufleute wurden mehrmals in Masse gezwungen, Damast zu kaufen; auf ihren Protest wurden sie mit militärischer Exekution bedroht.

So entstand das seltsame Doppelbild: es fehlte an Unternehmern, um den bestehenden Webern Absatz zu schaffen, und es fehlte an Webern, um noch mehr zu weben.

Während dieser künstlichen Aufpulverung des Leinengewerbes war nach Feststellung der preußischen Regierung in Schlesien die Lage der Weber so entsetzlich, daß sie oft nach der Ebene zogen und gern nach Böhmen ausgewandert wären. Man ermahnte die Kaufleute, menschlicher gegen die Armen zu sein; selbstverständlich ohne Erfolg. Ein energischer Arbeiterschutz war auch schwer möglich bei einer erst zu züchtenden, immer um Absatz verlegenen Exportindustrie, der man durch Lockungen, Vorschüsse oder direkten Zwang die nötigen Unternehmer verschaffen mußte.

Eine neue Ursache des Elends war dann der Liberalismus.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam die schnell auch in die Köpfe der Beamten eindringende neue Lehre, daß staatliche Hilfe sehr bedenklich sei — mit der Konsequenz für Schlesien, daß man die Weber dem Hungern zu überlassen habe, nachdem man sie gezwungen, eine Exportindustrie zu treiben. Und während die napoleonischen Kriege, die Kontinentalsperre und der ihr folgende Verlust der Ausfuhr über Hamburg den Absatz lähmten, die Not der Weber und Spinner verschlimmerten und sie durch immer weiteres Sinken des Lohns um so mehr zu Schleuderarbeit und Betrug als der letzten Ausflucht drängten, ließ die neue Weisheit des „Laisser faire“ allmählich die alten Reglements verfallen. Als die gewohnte scharfe Überwachung wegfiel, wurde die Arbeit nur noch unzuverlässiger, die schlesische Leinwand verlor ihren guten Namen, ihr Export verfiel von 1825—1848 fast ganz, die englische Konkurrenz zog

siegreich in die alten Märkte der schlesischen Leinwand ein. England, dessen Freihandelslehre man seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland gierig verschlang, fuhr selbst am besten dabei, indem es gar nicht nach ihr handelte; Preußen aber, so jubelten die Doktrinäre, „beharret frei und groß in dem Grundsatz des unbeschränkten Verkehrs“, das heißt: es gab echt deutsch doktrinär die gezüchtete Industrie preis, ohne ihren Produkten in der Heimat Zollschutz zu gewähren oder die geschlossenen Zollschranken des Auslands ihr zu erschließen. Das Prinzip des Laisser faire, Anfang des 19. Jahrhunderts noch im Kampf mit dem der staatlichen Unterstützung, siegte völlig im zweiten Viertel des Jahrhunderts: man verwies die hungernden Weber und Spinner, die man künstlich vermehrt hatte, nun auf die Selbsthilfe. Ja, der „verständige Egoismus“ der Unternehmer war schließlich das Trostwort der Breslauer Regierung; davon erwartete sie nun das Heil.

Das war in den vierziger Jahren, als in Schlesien buchstäblich Tausende Hungers starben und die Erbitterung gegen den Druck der Fabrikanten in wütendem Aufstand losbrach.

Die Weber selbst haben in den vierziger Jahren um Lohnregulierung gebeten. Herr v. Minutoli, der als praktischer Reformer Schlesien jahrelang durchforschte, machte 1849 denselben Vorschlag; ebenso der preußische Herrenhausausschuß 1850. Alle Arbeiterschutzgedanken verblichen aber vor der Manchesterlehre, welche die preußische Regierung damals beherrschte.

Immerhin lebte noch so viel merkantilistische Praxis in der Verwaltung, daß der Staat sich die Einführung neuer Industrien in Schlesien Tausende von Talern kosten ließ und keine Mühe und keine Ausgaben scheute, um *die Spinnmaschine einzubürgern, die Trennung des Kapitalisten von der Technik zu beseitigen, die Kaufleute in Fabrikanten zu verwandeln.* Der preußische Staat hat die erste Maschinenspinnerei in Schlesien mit 80000 Talern unterstützt; andere wurden durch Schenkung der Maschinen und kleinere Darlehen gefördert. So suchte man den Vorsprung einzuholen, den die englische Technik inzwischen gewonnen hatte: dort waren die Spinnmaschinen schon seit 1790 eingeführt. Der höhere Lohn Englands, gegen den der Hungerlohn Schlesiens immer als Trumpf ausgespielt wurde, hatte dort zur Maschinenanwendung getrieben. Die zwingende Hand des Staates, welche unter Friedrich II. durch die gewaltsame Vermehrung der Spinnerei mit der Zahl der Elenden den von Feu-

dalität und Garnhandel ausgeübten Lohndruck vergrößert hatte, mußte nun wieder eingreifen, um den technischen Fortschritt zu erzwingen, den der tiefgedrückte Lohn hinderte. Aber nun gelang es nur äußerst langsam.

Der Mangel kapitalistischer Ausgestaltung war jetzt das Unglück der schlesischen Leinenindustrie. Längst war das Maschinengarn tatsächlich viel billiger und besser als das Handgespinst, die Flachsbereitung in der Spinnfabrik technisch weit vollkommener als in der Hand fronender Landleute, der Webstuhl weit leistungsfähiger in der mechanischen Weberei; die überlegene Technik in den Fabriken des Auslandes trieb nun die Not der Schlesier bei ihrer Handarbeit auf den Höhepunkt.

„Schwer entschloß sich die schwächliche, durch Generationen herabgekommene Spinnbevölkerung zu anderer Tätigkeit überzugehen.“ Entgegen dem klassischen Dogma, daß die Arbeiterschaft zur besser gelohnten Arbeit überfließt, blieb die Masse, degeneriert und durch das Gebirge abgeschlossen, bei ihrer tief unter dem üblichen Lohn gezahlten Arbeit; der Spinnerlohn ging immer weiter herunter. Und je tiefer er sank, um so weniger dachte der Händler daran, sich selbst mit der Produktionsleitung und dem Risiko zu belasten, das eine Fabrikanlage bedeutet: er blieb bei dem für ihn bequemeren und immer noch genügend einträglichen Kaufsystem, trotz aller Bemühungen der Regierung.

Ähnlich war es mit der Weberei.

Sobald die Produktionsmittel, das Kapital, die Hauptsache werden, ist es immer ungünstig, wenn dann aus irgendwelchen Gründen kein Kapitalbesitzer die Produktion leitet, sondern der kapitallose Arbeiter. Wenn der Kapitalist nur Kaufmann bleibt, so bleibt die Technik stehen. Denn der Arbeiter hat nicht die Weltkenntnis und vor allem nicht das Geld, um die Möglichkeiten der Maschinentechnik zu verwirklichen. Dieses allgemeine Verhältnis zwischen Hausindustrie und Fabrik galt auch in der Weberei schon seit den ersten mechanischen Webstühlen; sie gingen in England bereits seit 1812. Dagegen bei dem gänzlich verarmten schlesischen Weber, der nicht einmal mehr im Besitz eines Webstuhls war, einen neuen zu kaufen kein Geld hatte und für einen um 6 Taler käuflichen Webstuhl im Lauf des Jahres 4 Taler Miete zahlen mußte, war an Verbesserung der Arbeitsgeräte nicht zu denken, geschweige denn an Kraftbetrieb.

Es wäre hier damals tatsächlich die Einführung des Verlagssystems in jeder Hinsicht schon ein Vorteil gewesen: der Verleger, welcher den Rohstoff kauft und nach seinen Angaben vom Weber im Lohn verarbeiten läßt, ist mit dem Arbeiter wenigstens etwas enger verbunden und trägt etwas mehr das Risiko.

Geht er noch einen Schritt weiter, gibt er dem Weber als seinem Arbeiter die Arbeitsgeräte ins Haus, so ist technischer Fortschritt um so eher möglich; wenn auch natürlich nicht entfernt in dem Maße wie in der Fabrik.

Die Regierung strebte in der Weberei zunächst wenigstens diese nähere Verbindung zwischen Unternehmer und Arbeiter an. Aber die Händler scheuten das Verlagssystem wegen des mit dem Garnkauf verbundenen Risikos; das ließen sie lieber dem kapitallosen Weber. „Eben die Leichtigkeit und Mühelosigkeit des Gewinnes beim Kaufsystem“, schrieb Minutoli, „sind den Bemühungen der Regierung zur Umbildung des Handelsstandes in einen Fabrikantenstand bisher hinderlich gewesen und die Ursachen des fortbestehenden Kaufsystems.“ Erst allmählich bildete sich das Kaufsystem in das Verlagssystem um.

Damit sind wir beim letzten, noch heute dauernden Stadium des schlesischen Weberelends angelangt: beim Verzweiflungskampf des Handwebers gegen die Konkurrenz der Maschine.

2. Das Problem als Ganzes.

Wo die besonderen Umstände, die Schlesiens chronische Not bewirkt haben, nicht vorhanden waren, da finden wir die Entwicklung der Textilindustrie etwas weniger traurig. Im Vogtland wurden, von der Regierung durch Prämien begünstigt, viel früher und mit weit größerer Schnelligkeit als in Schlesien die Spinnmaschinen angewandt. Das Vogtland scheint überhaupt erst im 19. Jahrhundert, als die Konkurrenz Englands drückte und die ganze obrigkeitlich-zünftlerische Struktur seiner Hausindustrie zerfiel, das Weberelend in seinen schlimmsten Formen kennen gelernt zu haben, während es in Schlesien schon mehr als ein Jahrhundert durchlitten wurde. Auch in der rheinischen Textilindustrie hat das achtzehnte Jahrhundert bei den zünftlerisch organisierten Webern Wohlstand gesehen, und im neunzehnten waren es zunächst nur Übergangszustände, daß die Weber öffentlicher Unterstützung bedurften, wenn die Konjunktur den Übergang von

einem Zweig der Weberei zu einem anderen nötig machte. Auch später ist das Bild im Rheinland ein ganz anderes als in Schlesien geblieben. Während in Schlesien Tausende Hungers starben, setzten in Krefeld die Weber 1848 die Einführung einer Lohnliste durch und hatten in den darauffolgenden Jahren guter Konjunktur „artigen Verdienst“.

Aber auch hier überall das Doppelangesicht, rückwärts und vorwärts schauend, der Übergangscharakter der Hausindustrie: handwerksartig vereinzelte, konkurrierende und nur selten zusammenhaltende Kleinbetriebe, welche das Risiko einer kapitalistischen Exportindustrie tragen. Daher auch im Vogtland und Rheinland entsetzliche Zeiten der Arbeitslosigkeit und tief sinkender Löhne, Arbeiteraufstände, ärgste Ausbeutung durch die Kaufleute und ihre Faktore.

Die Lohnliste, die von den Krefelder Webern mit Jubel begrüßt, aber von der Düsseldorfer Regierung nur als private Abmachung anerkannt worden war, lebte noch jahrzehntelang in den Köpfen der Weber, wurde jedoch in schlechter Zeit absolut nicht eingehalten; die Lohnschwankungen, allein der Konjunktur folgend, wurden schlimmer denn je, und die Kaufleute wußten mittels Vorschüssen die Weber völlig zu unterjochen und durch Truck auszubeuten: das Abhängigkeitsverhältnis glich, nach den Worten der Staatsregierung, „der Leibeigenschaft früherer Jahrhunderte“. Noch im Jahr 1868 wurde die Zahl der Seiden- und Samt-Hausweber im Rheinland durch die Kaufleute, die mittels Wein, Tanz und Spiel Männer, Frauen und Kinder warben und einander abjagten, schnell verdoppelt; auf dem Höhepunkt der Hochkonjunktur, 1872, waren im Rheinland 50 000 Seiden- und Samt-Handstühle im Gange, 150000 Personen an ihnen tätig, in lang ausgedehnter Arbeit, und es verlohnte sich, 1 Mark Strafe im Monat zu zahlen, um die Kinder aus der Schule zu Haus beim Weben zu behalten. Die rasende Überproduktion, die so von den nur auf den augenblicklichen Geldvorteil spekulierenden Kaufleuten bewirkt wurde, schuf dann das Massenelend der rheinischen Hausweber in den späteren 70er Jahren.

Ein Beispiel ferner, bei dem die Feudalität gänzlich fehlt, ist die Weberkolonie Nowawes bei Potsdam. Wie der böhmische Name (auf deutsch „Neudorf“) schon andeutet, war es eine Ansiedelung böhmischer Einwanderer. Sie sind, unter Friedrich dem Großen angesiedelt, in kurzem die verkommensten und elendesten Hausweber

geworden. Zunächst drei Verlegern überwiesen, die ihnen Arbeit zu schaffen hatten, aber auch das Monopol auf ihre Leistungen erhielten, durften sie nur für diese drei Verleger weben; da sie einen entsprechenden Arbeiterschutz nicht bekamen, waren sie als „Fabricae adscripti“ in ihrer Unfreiheit der Ausbeutung überliefert. Lohndruck und Klassenkampf, die daraus entstanden, endigten mit Auflösung dieses Verhältnisses; statt es gerecht auszugestalten, beseitigte die Gewerbefreiheit Anfang des 19. Jahrhunderts es gänzlich. Nun hatten die Weber oft überhaupt keine Arbeit. Und wenn, dann zahlten die Kaufleute so wenig, wie man chronischen Arbeitslosen zahlt. Durch die schlechten Löhne allmählich zur Schleuderarbeit erzogen, fanden die Nowawesser schließlich nur bei solchen Unternehmern Arbeit, die billigen Schund wünschten. Die langdauernden Krisen während der Kriege im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts waren für sie Zeiten des Arbeitslosenelends. Die Not, so sagte man, war bei ihnen nicht geringer als in Schlesien. 1820 berichtet der Landrat von „grausender Armut“; vierhundert Familien dem Hungertode nahe. Nach den zahlreichen amtlichen Untersuchungen hatte immer wieder „das Elend seinen Gipfel erreicht“. So ging es von 1820—1850. Almosen über Almosen von Privaten, vom König und vom Staat, flossen in das der Residenz so nahe Elendsnest, das die Regierung mit Bittschriften überhäufte.

Verpflanzung an andere Orte und Überführung zu anderen Berufen schlug fehl. Schwerfällig und degeneriert, wollten sie nichts als weben. Der Verdienst war, wenn überhaupt Arbeit vorhanden, 1852 höchstens ein Taler wöchentlich für den Baumwollwebermeister samt Familie; der Geselle bekam 2 Mark in der Woche. Dementsprechend wußten die Unternehmer durch Vorschüsse die Weber in Abhängigkeit zu halten und durch Truckwirtschaft auszunutzen.

Schließlich fand man die nötige Energie, durch staatliche Parzellierung den Webern in der Umgegend Nebenerwerbslandwirtschaft zu erschließen; nach anfänglichem Zaudern wurde sie eifrig benutzt. Um 1860 gelang es einer neuen Kommission, vermittels einer Lehrwerkstätte die Weber mit lohnenderem Webverdienst zu versehen und einen Unternehmer zu bewegen, daß er die bisher als „Schußmädchen“ neben den Webern sitzenden jungen Dinger zu anfangs hausindustrieller und dann fabrikmäßiger Seidenspulerei anlernte. An den Webstühlen wurden sie von der Kommission durch technische Verbesserungen ersetzt. Vielleicht wäre die von sachverständigen Geschäftsleuten empfohlene Errichtung von Fabriken mit Staatskapital das Richtigste gewesen; aber eine bezeichnende Furcht

hinderte damals daran: man wollte keine Fabrik, um nicht nahe dem königlichen Schloß ein Fabrikproletariat zu züchten. Die Hausweber galten als ruhigere Leute.

Von der schweizerischen Seidenstoffweberei wissen wir, daß in der Periode der Hand- und Hausweberei die Arbeitgeber ihre großen Vermögen machten und gleichzeitig, vor der Konkurrenz des mechanischen Stuhls, rein infolge sozialer Ausbeutung, die Löhne der Weber sehr niedrig waren. Neben der Entwicklung der mechanischen Webfabrik sind dann bis gegen 1890 infolge des Aufschwungs der gesamten Seidenstoffindustrie Zahl und Löhne auch der Handweber gestiegen. Erst dann begann bei den vom mechanischen Stuhl bedrängten Artikeln das Sinken der Handweberlöhne.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts, als von einer Fabrikkonkurrenz noch keine Spur war, herrschte bei den teils nur im Winter, teils auch das ganze Jahr auf Industrieerwerb angewiesenen Massen von Webern und Spinnern in Oberhessen, deren Arbeitsprodukte durch Verleger nach Nordamerika exportiert wurden, ein allgemein anerkannter Notstand: „Alle die uns über die Lage der Spinner und Weber berichten, erzählen uns von deren Elend.“ Der Weber hatte bei etwa 18stündiger Arbeitszeit jährlich ungefähr 37 Gulden Verdienst, „wahrlich ein geringer Erwerb, wobei die Menschen größtenteils mit Kartoffeln und Milch sich nähren müssen“.

Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Sie zeigen, daß zwar zur Erklärung des ganz besonderen sprichwörtlichen schlesischen Weberelends die eigenartigen Umstände dieses Landes in Betracht gezogen werden müssen, daß aber ganz allgemein der Ursprung des Hausweberelends zu suchen ist in dem Wesen aller Hausindustrie überhaupt; diesem entstammt es ursprünglich und zum Teil auch heute noch. Es ist daher bei den Hauswebern (mit Ausnahme derer, denen es gelungen ist, diesen „Konstruktionsfehler der Gesellschaft“ irgendwie zu korrigieren, vgl. S. 95 ff.) überall zu finden, auch wenn nicht Konkurrenz von Handarbeit mit Maschine ihr Unglück ist. Ein ganz besonderes Elend aber finden wir heute da, wo die Handweber noch bei einer Arbeit sitzen, bei welcher keinerlei Vorteil des Kapitalisten für den Handbetrieb spricht; so ist es bei den meisten Leinewebern und vor allem bei den Baumwollwebern in Schlesien. Die Produktion dieser Waren ist hier nur darum noch Handarbeit, weil die Bevölkerung generationenlang das Elend gewöhnt ist und darum zu den niedrigsten Löhnen noch weiter webt,

während in gesunder entwickelten Prozinzen ein solches Elend längst durch Übergang zu anderer Arbeit verlassen wurde. In den übrigen Hauswebergegenden Deutschlands sind großenteils nur noch solche Sachen als Hausweberarbeit verblieben, bei denen ihr Saisoncharakter oder ihre technische Besonderheit in der Handweberei dem Kapitalisten gewisse wirtschaftliche oder technische Vorteile bietet, so daß hier besser gezahlt und vom Handweber höherer Verdienst erreicht werden kann als in der mechanischen Weberei; während in Schlesien und ähnlich in der Lausitz jede normal zahlende Fabrik, selbst eine Webfabrik, schon eine Besserung bedeutet.

Ganz allgemein aber ist unser Ergebnis: die meist bekanntere Ursache, die Konkurrenz der Fabrik, ist nicht der Urgrund des Weberelends, sondern nur ein Akzidenz. Ein Akzidenz allerdings, das die Krankheit verschlimmert und vielfach unheilbar gemacht hat. Das Hinzutreten dieser technischen Ursache bewirkte, daß die Hausweberei nun mehr und mehr ein unhaltbares Gewerbe darstellt. Und dem entsprach die Stimmungsänderung bei den Handwebern. An die Stelle des Heine'schen

Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben,

trat eine resignierende Melancholie. Sie empfinden, daß sie einer Notwendigkeit erliegen. Sie sind matt, müde, schwach, und sie fühlen weniger das soziale Unrecht als aufstachelnden Feind, als die revolutionäre Technik, gegen die es keine Hoffnung gibt.

Dieses moderne Weberelend, das mit der mechanischen Weberei beginnt, ist in England schon seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts durchgemacht worden; nach entsetzlichen Jahrzehnten ist dieser Übergang dort bereits vollendet. In Deutschland begann die mechanische Weberei erst von 1860 an wichtig zu werden. Der niedrige und sinkende Lohn erhielt die Handweberei bei uns als das für den Kapitalisten billigere und bequemere.

Was aber den Übergang der Handweberei in die mechanische Webfabrik zu einem Übergang in verändertes und kaum vermindertes Elend macht, das ist die Konkurrenz der Geschlechter an den mechanischen Webstühlen, aus der ein familienzerstörendes Nebeneinander von Mann und Weib hervorgeht. So setzt sich das alte Weberelend, um so länger im Haus fortvegetierend, auch in der Fabrik wieder fort.

3. Die technische Seite.

Wir haben in Schlesien (und ähnlich ist es auch anderwärts, z. B. in der an Schlesien angrenzenden Lausitz) die Wurzeln des Weberelends weit in die Vergangenheit zurück verfolgt und ihre Anfänge in dem Klassenverhältnis der vorigen Epoche, in der Grund- und Gutsherrschaft, gefunden. Von diesem speziellen Problem, dem ganz besonderen Weberelend in Schlesien, wandten wir uns zu dem Weberproblem als Ganzem: wir fanden den Ursprung des Übels allgemein in der kapitalistischen Hausindustrie als solcher, und nur eine Verschlimmerung, nicht die Ursache des Leidens, sahen wir in der Konkurrenz der Fabrik; eine Konkurrenz, die in sich wieder einen neuen Gegensatz, den von männlicher und weiblicher Arbeit, entfaltet und in dieser Konkurrenz der Geschlechter in veränderter Form das Weberelend fortsetzt.

Diese erst neuerdings zum Weberelend hinzugetretenen Verschlimmerungen, welche nach der feudalen und dann der kapitalistisch-hausindustriellen eine neue Phase, die der kapitalistischen Fabrik, bezeichnen, sind für die Gegenwart von entscheidender Bedeutung; sie entspringen der Anwendung der Technik in der Hand der privaten Geldbesitzer — eine Sachlage, für deren technische und soziale Bedeutung die Entwicklung der Weberei typisch ist — und beherrschen die heutige Gestaltung des Weberproblems.

Die Entstehung der Webfabrik, die Entwicklung ihrer Überlegenheit, die technisch-wirtschaftlichen Vorzüge gewisser Arten der Hausweberei und des Handbetriebs vom Standpunkt des Kapitalisten, endlich die Verweiblichung der Arbeit in der Webfabrik — das sind die Punkte, die wir ins Auge fassen müssen.

Die Webfabrik entstand nicht durch den Kraftstuhl. Sondern als Großwerkstatt, als Manufaktur, ohne mechanischen Betrieb, ohne Anwendung der Naturkraft; nur indirekt, durch die vermehrten Garnmassen, welche in der bereits mechanisch gewordenen Spinnerei fabriziert wurden, trieb die Anwendung der Naturkraft zur fabrikmäßigen Konzentration auch der Weberei.

Hören wir, was v. Schulze-Gävernitz für England berichtet: „In den ersten Jahren nach Erfindung der Spinnmaschinen, die den englischen Spinnern Monopolpreise gerade auf Kosten ihrer festländischen Kunden erlaubten, mußte das Geschäft der englischen Weber blühen. Ein ungeheurer Zuzug von Menschen fand damals in die Handweberei statt, deren Löhne um die Wende des Jahr-

hunderts glänzend waren. Es entwickelte sich damals neben der eigentlichen Hausweberei die Manufaktur. Kapitalisten bauten besondere Werkstätten, um etwa 20—30 Handweber darin gegen Lohn zu beschäftigen, während die vorbereitenden Arbeiten von Kindern und Alten in demselben Hause verrichtet wurden.“

Ein halbes Jahrhundert später, um 1850, begannen in Deutschland die Anfänge derselben Konzentration. Die Gründe, welche z. B. in der Lausitz den ersten dazu bewogen, von der bis dahin üblichen hausindustriellen Herstellung der Waren abzugehen, lagen in den veränderten Verhältnissen des Verkaufes: „Wurden früher fast alle Verkäufe nur auf den Messen abgeschlossen, wohin die Waren gebracht werden mußten, damit sich die Käufer von deren Beschaffenheit überzeugen konnten, und mußte zu diesem Zwecke auf Lager (auf Vorrat) gearbeitet werden, der von Messe zu Messe, je nachdem die Verkäufe ausgefallen waren, ergänzt wurde, so änderte sich dies immer mehr, je mehr Deutschland mit Eisenbahnen durchzogen, je mehr die Industrie kräftiger und leistungsfähiger wurde. Die Käufer fingen an, im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Fabrikanten vom Kauf nach Besichtigung allmählich abzugehen und nach vorgelegten oder eingesandten Mustern zu bestellen. Der Versand außerhalb der Messen wurde um so belangreicher, je vollkommener sich die Verkehrsverhältnisse gestalteten, der Meßverkehr nahm in gleichem Maße ab. Unter diesen Verhältnissen traten die Schattenseiten der Handweberei immer mehr hervor. Zu diesen gehört die Unmöglichkeit, ganz gleichmäßige Waren herzustellen und Aufträge zu bestimmten Lieferfristen auszuführen, was namentlich im Exportverkehr zu den größten Unzuträglichkeiten führte. Denn die Handweber hatten größtenteils nebenbei Landwirtschaft, oder sie betrieben Landwirtschaft und nebenbei Weberei, in beiden Fällen wurde die Wintermonate viel, im Sommer wenig Ware gewebt, ohne Rücksicht auf den Bedarf. Der Käufer, welcher auf vorgelegte Muster Aufträge gab, beanspruchte aber genau so gleichmäßig gewebte Stücke, wie seine Muster, und der Exporteur mußte die Waren zur Zeit des Abganges der betreffenden Schiffe ganz sicher haben, was aber oft nicht möglich war.“ Der Fabrikant, aus dessen Lebensbeschreibung ich diese Stelle entnehme, versuchte den gedachten Übelständen dadurch entgegenzuarbeiten, daß er 1857 einen Websaal zur Aufstellung von 50 verbesserten Handwebstühlen erbaute. „Dieser Versuch hatte nur den Erfolg, daß man einsah, auf diesem Wege werde das angestrebte Ziel nicht erreicht werden. Denn

einmal paßte es den Webern nicht, eine bestimmte Arbeitszeit und Hausordnung einzuhalten und es machte Schwierigkeiten, immer genügend Arbeitskräfte zu erlangen, dann aber standen die Leistungen nicht im Verhältnis zu den Mehrkosten an Löhnen für Aufsichtspersonal, Heizung, Beleuchtung, Verzinsung des Anlagekapitals usw. und endlich blieb die hergestellte Ware doch nur Handware mit allen Mängeln derselben und konnte den Waren aus mechanischen Webereien nicht an die Seite gestellt werden.“ Dadurch erkannte der Fabrikant um so klarer, daß die Zukunft der Weberei nur in der Errichtung mechanischer Webereien liegen könne. Und so ging er nun dazu über, mechanische Webstühle aufzustellen.

Also genau dasselbe Bild wie heute in der Konfektion: neben der Hausindustrie die Errichtung von Fabriken und der Übergang zum mechanischen Betrieb, nicht wegen seiner größeren Billigkeit, sondern weil man die zerstreuten Arbeitskräfte konzentrieren will, um größere Bestellungen pünktlich ausführen zu können und um durch die Beaufsichtigung der Arbeit eine gleichmäßige gute Qualität zu erzielen, und dann der Übergang zum mechanischen Betrieb, nicht weil er billiger, sondern weil jene beiden Ziele nur durch ihn zu erreichen sind; dann aber — und das ist eine Erfahrung, die sich jüngere Industrien, wie die Konfektion und die Wäschefabrikation, zunutze machen mögen — dann aber wurde der mechanische Fabrikbetrieb bald auch der billigere. Die Erfindung von Vorbereitungs- und Hilfsmaschinen, wie die Schlichtmaschine und die Jacquardeinrichtung (eine durchlochte Karte, mittels deren der mechanische Webstuhl die künstlichsten Muster herstellt), die fortwährende Verbesserung der mechanischen Webstühle, die stetig gesteigerte Geschwindigkeit ihres Ganges, die Einübung der Arbeitskräfte, welche es lernten, statt eines mechanischen Stuhles zugleich zwei, drei, ja sechs, zehn und mehr Webstühle zu bedienen und immer weniger Zeit zu gebrauchen zu dem flinken Anknüpfen gerissener Fäden — das alles bewirkte, daß die Mehrleistung des mechanischen Webstuhls eine immer größere wurde. Allerdings hat er die Spinnmaschine, deren Leistung sich zu der der Handspinnerei wie 2000:1 verhält, nicht eingeholt; immerhin ist der Unterschied oft 1:2, 1:4, bei einfachen Baumwollsachen 1:10, ja nach Schulze-Gävernitz in der englischen Baumwollweberei 1:40. Dazu kommt die Mechanisierung der Vorarbeiten: des Garnspulens, Scherens und Bäumens. Alles zusammen

eine Menge von Arbeitsersparnis, welche trotz der zu ihrer Ermöglichung nötigen größeren Kapitalanlage für Gebäude, Maschinen usw., trotz der entsprechenden Kapitalverzinsung und trotz der Ausgaben für Kohle, doch ein starkes Sinken der Webwarenpreise zur Folge hatte.

Die Baumwollenweberei ist in dieser Revolution der Technik vorangegangen. Wolle, Leinwand und Seide folgten nach. Am größten ist die Überlegenheit des mechanischen Webstuhls auch jetzt noch bei einfachen baumwollenen Massenwaren. Aber sie ist auch bei der großen Masse der übrigen Weberei bedeutend; selbst bei dem jüngsten Zweig der Fabrikweberei, der Seidenstoffabrikation, hat der um 1850 eingeführte mechanische Stuhl von Anfang an etwa doppelt so viel geleistet als der Handbetrieb und entspricht heute je dreieinhalb Handstühlen. Auch gibt es kaum noch irgendwelche Muster, die für den mechanischen Webstuhl zu verwickelt wären. Auf den letzten Weltausstellungen sind elektrisch betriebene Seidenwebstühle gezeigt worden, auf denen mehrfarbige Bilder komplizierter Art (Porträts, Landschaften) mechanisch gewebt wurden.

Dennoch ist für manche Gewebe der Handbetrieb noch der technisch zweckmäßigere. Sehr feine, daher äußerst zarte und andrerseits besonders minderwertige Garne reißen auf dem Kraftstuhl zu leicht. Bei manchen Stoffen kann der Gang des Webstuhls aus derlei Gründen nur ein langsamer sein, z. B. bei Taffet; bei demselben sind Webfehler sehr bemerkbar und auch darum der Handstuhl vorzuziehn, weil auf diesem ein Fehler eher bemerkt wird.

Es verlohnt sich nur dann, den mechanischen Webstuhl aufzurichten, wenn lange Stücke zu weben sind. Er vermag z. B. in der Tuchfabrikation 350 m Länge auf einmal aufzunehmen. Oft sind aber nur kurze Stücke zu weben. Für diese bleibt der Handwebstuhl das richtigere. Solche kurzen Stücke kommen in allen Zweigen der Weberei vor; auch in der Baumwollindustrie, z. B. Bettdecken, die in bestimmten Mustern einen alten, aber engen Abnehmerkreis haben. Aber ganz außerordentlich häufig sind kurze Stücke, wo es sich um wechselnde Moden und Muster handelt. Das ist besonders in der Wollindustrie der Fall. Für die Musterei, die Herstellung der 1 m langen Musterlappen, braucht die Tuchfabrik neben je 100 mechanischen mindestens 5 Handstühle. Noch mehr aber als bei den schafwollenen Herrenstoffen, dem Tuch, werden kurze Coupons bei den Damenkleiderstoffen verlangt: da soll in „Nouveautés“ vielerlei, in lauter kleinen Stücken, geliefert werden.

Aus diesen und ähnlichen technischen Gründen hat der Handstuhl noch Vorzüge gegenüber dem mechanischen. So auch bei allerhand „Fantasiesachen“: bei Damast, Plüsch, Krümmer, Baumwolltüll, Schals, Smyrnateppichen, Blusenstoffen, Grègessachen usw. Aber diese Spezialitäten sind teils ersetzbar durch ähnliches, was mechanisch herzustellen zweckmäßiger ist, so daß der Bedarf mechanisch gedeckt werden kann, teils aber selbst durch neue Verbesserungen der Technik mechanisierbar.

Wichtiger für Gegenwart und Zukunft ist ein anderes: die Vorliebe des Kapitals, nicht für den Handbetrieb, sondern für die Hausindustrie. Das ist streng voneinander zu unterscheiden; so innig es oft zusammenhängt. Die Handweberei kann auch, wie wir schon sahen, im Fabrikgebäude betrieben werden; tatsächlich findet sich auch heute in manchen mechanischen Webereien ein Handwebsaal zur Herstellung jener Stoffe, für die der Handstuhl technisch zweckmäßiger ist, aber die Konzentration in der Fabrik dem Unternehmer aus irgendwelchen Gründen (z. B. wegen Geheimhaltung der Muster, um kostbares Material nicht aus dem Hause zu geben usw.) nötig erscheint. Umgekehrt kann auch mechanischer Betrieb (mittels kleiner Motoren oder elektrischer Kraft) mit der Hausindustrie verbunden werden; ein gar nicht seltener, namentlich unter dem Namen der „Lohnweberei“ häufiger Fall. Aber da die Hausweber meist nicht imstande sind, sich zu Hause Kraftbetrieb einzurichten, so bewirkt die Vorliebe des Kapitals für die Hausindustrie zugleich Erhaltung des Handbetriebs. Häufig wirkt auch dieses kapitalistische Motiv mit jenen technischen Gründen in derselben Richtung zusammen.

Worauf beruht diese Vorliebe des Kapitals für die Hausindustrie? Neben vielen anderen Eigenschaften dieser Betriebsform (wie niedrige Löhne, Organisationsunfähigkeit der Heimarbeiter, schrankenlose Frauen- und Kinderarbeit usw.) auf einem Vorteil, der ganz besonders bei unbeständigen, launenhaften, also vor allem bei Modeindustrien ins Gewicht fällt: auf der Abwälzung des Risikos vom Besitzenden auf den Besitzlosen.

Diesen Vorteil genossen bereits die englischen Spinnereibesitzer, welche zugleich Verleger von Hauswebern waren und „reichen Gewinn von der sogenannten Elastizität der Hausindustrie zogen, je nach der Konjunktur weben ließen oder die Garne verkauften“: standen die Garnpreise niedrig, die Stoffpreise hoch, also auch der Kapitalgewinn bei der Weberei hoch, so wurden die Weber beschäftigt; wenn umgekehrt, so ließ man sie arbeitslos.

Bei den Stapelwaren, den relativ gleichmäßig sich verkaufenden großen Massen mittlerer und gewöhnlicher Sorte, wird dieser samt allen übrigen Vorteilen der Hausindustrie für den Kapitalisten durch die des eignen mechanischen Betriebs mehr und mehr aufgewogen.

Nichtsdestoweniger ist es bei jeder Art von Weberei angenehm, in Zeiten außerordentlicher Häufung der Aufträge neben der Fabrik eine Reservearmee von Handwebern zu haben, die man dann beschäftigt. Daher denn selbst bei gewöhnlicher Leinwand in der letzten Aufschwungszeit Handweber gern herangezogen, sogar ihre Löhne erhöht und Klagen über Mangel an Handwebern in die Welt gesandt wurden. Ganz besonders aber ist die Erhaltung der Hausindustrie neben der Fabrik für den Unternehmer wichtig, wo die Konjunktur am meisten wechselt: in der Bandwickerei, in der Seidenstoffweberei, in der Wollindustrie und in der Weberei gemischter Stoffe. In diesen großenteils von Mode und Witterung abhängigen Industrien gilt es, vom Standpunkt des Kapitalisten, nicht zu viel Kapital in Maschinen und Gebäuden festzulegen, da seine Verzinsung durch jeden Wechsel der Mode gefährdet ist. Es soll in der Damenkleiderstoffbranche manchmal nur Eitelkeit das Motiv sein, welches zur kapitalistisch unverständigen Anlage einer eignen Fabrik bewegt.

Wie stark bei Modeindustrien die Gefahr ist, daß die Webstühle leer stehen, dafür einige Beispiele: von den Ronsdorfer Bandwebstühlen waren in den Jahren 1893, 1857 und 1860 nur die Hälfte, ja im Jahr 1848 nur $^1/_4$ beschäftigt; in der schweizerischen Seidenstoffhausindustrie waren in ihrer letzten Krise von 18000 Handwebstühlen nur etwa 10000 im Betrieb. Sobald einfarbige Stoffe Mode werden, stehen in den Markircher und sächsischen Damenkleiderstofffabriken Massen von Webstühlen still.

Dagegen sobald die Mode eintritt, für die der Fabrikant eingerichtet ist, dann kann nicht viel und nicht schnell genug geliefert werden; um die angeblich nur aus Mitleid beschäftigten Seidenstoffhausweberinnen beginnt dann eine wilde Hetzjagd.

So ergibt sich: für das Kapital ist es vorteilhaft, in Industrien mit sicherem Massenabsatz eigene Fabriken zu errichten, um die technischen Vorzüge der Fabrik (billigen Kraftbetrieb und Zerlegung der Arbeit in schwierige und einfache Funktionen) zu genießen, in Industrien wechselnden und unsicheren Absatzes dagegen ist es profitabler, möglichst viel in fremden Betrieben arbeiten zu lassen. Sicherer Massenabsatz wirkt daher auf Fabrikentwicklung

und technischen Fortschritt im größten Stil; Unsicherheit des Absatzes auf Erhaltung der Hausindustrie und technischen Tiefstand. Die verschiedene technische Entwicklung der einzelnen Zweige der Weberei hängt damit zusammen. Sie erklärt sich nicht nur daraus, daß neu eingeführte Industrien sich gleich auf höherer Stufe entwickeln, während ältere Industrien sich erst allmählich umbilden müssen; so daß, während alte Gewerbe noch im Handwerkszustand zurückbleiben, neue, wie die Baumwollindustrie, gleich kapitalistisch, und neueste, wie die Elektrizitätsindustrie, gleich expropriationsreif sich entwickelt haben. Sondern das heute herrschende Interesse des Kapitals entscheidet, je nach dem stetigen oder wechselnden Absatz, für Fortschreiten oder für Stehenbleiben der Technik; so daß im letzten Grunde nicht die Technik, sondern das Interesse des Kapitals aus dem Weber einen Hausweber oder einen Fabrikweber formt.

Es gibt indessen noch Massen von Hauswebern, die vom Kapital längst in Fabrikweber verwandelt worden wären, wenn nicht örtliche Umstände das unrentabel machten. Vgl. S. 42 ff. u. S. 66 ff. Sie weben gewöhnliche Stapelware, deren Preis infolge der Arbeitsersparnis des Kraftbetriebs tief gefallen ist, und werden daher nur zu den niedrigsten Löhnen oder gar nicht beschäftigt. Ihr Elend ist ein warnendes Beispiel für alle künftige Hausindustriepolitik: es ist das unvermeidliche Ende alles technischen Zurückbleibens, alles Nachgebens in der Lohnhöhe, alles sentimentalen Konservierens.

Wo das Kapital selbst Hausweber konserviert, zahlt es ihnen ebenfalls so wenig als möglich, aber es beschäftigt sie, wenn nötig, auch zu höheren als jenen untersten Lohnsätzen, weil sein Vorteil mit ihrem Fortbestehen verknüpft ist.

Wenn aber der Augenblick kommt, wo das Kapital den Hausweber zum Fabrikweber macht, dann spricht die Technik wieder ein gewichtiges Wort zu dem Weber: „Du bist nun ungelernter Arbeiter und du brauchst keine Körperkraft mehr“, sagt sie. „Aber ich habe doch weben gelernt?“ wendet der Weber ein, „und ich bin doch ein Mann?“ Die Fabriktechnik belehrt ihn eines anderen: man braucht diese Eigenschaften nicht mehr an ihm. Daß er weben gelernt, ist ganz nützlich und erleichtert die Einübung an den mechanischen Webstühlen, aber es geht auch ohne das; denn die Funktionen, in die das Weben zerfällt, führt der Kraftstuhl mechanisch aus, ja er bleibt automatisch stehen, wenn der Schußfaden gerissen ist, und nur auf eine größere Zahl von Maschinen kommt ein Stuhlmeister, der die Montage der Stühle verstehen muß, sie ein-

richtet, die Weber überwacht und die gewebten Stücke auf ihre Fehler prüft. „Die Arbeit des Webers, heißt es in der Darstellung einer Tuchfabrik, besteht darin, daß er die einzelnen Läger seines Stuhles genügend ölt, damit dieser nicht warm läuft, daß er die Webschützen mit neuen Garnpfeifen versieht, wenn das Garn der alten verschossen ist, daß er gerissene Kettfäden wieder zusammenknüpft und im übrigen darauf achtet, daß der Webstuhl im ganzen gut funktioniert.“ Dazu gehört noch, daß der Stuhl gut „reguliert,“ damit die Dichtigkeit die richtige wird; dafür ist ein Gewichtshebel zu stellen, wodurch der Gang des Kettenbaums verlangsamt und beschleunigt werden kann, und es ist Aufgabe des Webers, „sich durch Abzählen und Abmessen so oft als möglich zu überzeugen, daß sich das Verhältnis nicht durch äußere Umstände verändert hat.“ Zu alledem braucht man das Weben nicht erlernt zu haben. Nur im Sinne der Einübung ist da noch von gelernter Arbeit zu sprechen.

Bei einigen Arten mechanischer Webstühle ist noch körperliche Kraft nötig; bei manchen erfordert das häufige Hinaufklettern einen Mann. Meistens aber ist nichts erforderlich als Beweglichkeit des Körpers und zarte leichte Hände: also Kinder- und Frauenarbeit. Dasselbe gilt für die meisten Vorarbeiten des Webens und die Nacharbeiten: für das Spulen, „Knoten“ und Stopfen; ja nicht nur für die Weberei, sondern für die größten Teile der Textilindustrie überhaupt. Das non plus ultra der Verweiblichung ist aber jener berühmte mechanische Webstuhl, der eine Breite von zwölf Metern liefert, 1 bis 1 $^1/_2$ Pferdestärken Kraft braucht und von einer weiblichen Person bedient werden kann.

Zwar gibt es auch bei den Handwebern viel leichte weibliche Arbeit; das Spulen ist die Sache von Kindern, Frauen und Alten, und schmale leichte Gewebe werden auch am Handwebstuhl oft von halben Kindern, häufig von Mädchen und Frauen gewebt. Aber der Mann hatte bei den festen, schweren und breiten Stoffen ein Monopol durch seine Kraft. Am Kraftstuhl bleibt ihm von diesem Monopol äußerst wenig.

Das Ergebnis unserer Untersuchung der technischen Seite des Problems ist also dieses.

Die absolute Abhängigkeit vom Kapitalbesitzenden ist die allgemeine Grundursache des Weberelends. Im Lauf der kapitalistischen Entwicklung wird sie mehr und mehr verdeckt von der sich wandelnden Technik; sie bleibt aber, im Hintergrund, der entscheidende Faktor. Infolge der Abhängigkeit vom Kapital-

besitzenden, dessen Privatinteresse allein darüber entscheidet, ob und wie der Besitzlose Arbeit findet, gibt es auch heute noch Hausweber in Massen, teils als „Konkurrenten“ der Fabrik, deren Dampfkraft die Preise diktiert, zu denen ihre schwache Menschenkraft die Gewebe liefern muß, teils als technische und soziale „Ergänzung“ der Fabrik, bei technisch weniger unzweckmäßiger Handarbeit und als Träger des Unternehmerrisikos, mit dem die Besitzenden sich in riskanten Kapitalanlagen möglichst wenig belasten; und wenn zuletzt der Handweber, der längst ohnmächtig wünschte, zum Fabrikweber befördert zu werden, von den irdischen Mächten an die Wunder ihrer Technik geführt wird, dann wird er in der Fabrik aus einem Meister ein Handlanger, aus einem Mann ein Mädchen.

4. Die Entwicklung der Weberei nach der Statistik.

Wie sich der Gang der Dinge, den ich soeben mitteilte, in der Statistik spiegelt, zeigen die folgenden Zahlen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch weit überwiegend im Zustand des Handbetriebs und der Hausindustrie (die Leinen- und die Seidenweberei noch so gut wie ausschließlich, die Wollweberei zu $^2/_3$ hausindustriell und zu fast $^1/_3$ in „Fabriken“ ohne Kraftbetrieb, die Baumwollen- und Halbwollweberei zur Hälfte noch Heimarbeit und nur zum kleinsten Teil mechanisiert), waren die Arbeitskräfte der Weberei in Deutschland auch 1882 noch mindestens zur Hälfte hausindustriell. Selbst bei der damals äußerst unvollständigen Erfassung der in der Hausweberei so umfangreichen Mithilfe der Angehörigen, zeigten die Zahlen der Reichsstatistik von 1882 zum Teil noch ein Vorherrschen der Hausweber und im Ganzen ein nur geringes Überwiegen der Fabrikweber:

	Zahl aller Gewerbtätigen (Jahresdurchschnitt)	Zahl d. Hausindustriellen (Jahresdurchschnitt)	Unter 100 Gewerbtätigen waren hausindustrielle
Seidenweberei (einschl. Samt)	76 000	53 000	70
Baumwollenweberei	126 000	52 000	42
Leinenweberei	104 000	41 000	39
Weberei v. gemischt. Waren	74 000	22 000	30
Wollenweberei	108 000	24 000	22
Die Weberei im ganzen	488 000	192 000	41

Zwischen diesen Zahlen und denen der nächsten Zählung, der von 1895, liegt eine Verbesserung der statistischen Zählmethode; die Vergleichbarkeit der Ergebnisse der beiden Statistiken ist dadurch stark beeinträchtigt. Im Jahr 1895 sind die mithelfenden Angehörigen genauer erfaßt worden; ein bedeutend größerer Teil der hausindustriellen Personen ist damit in das Licht der Statistik getreten. Bei den Fabrikarbeitern dagegen, die beidemal als solche gezählt und wohl ziemlich vollständig erfaßt wurden, hatte diese Veränderung der Zählmethode keinerlei Bedeutung. Es waren somit in der Weberei nur die Hausweber, von denen ein größerer Teil als bisher sichtbar wurde. Wenn ihre Zahl wuchs, so ist das zum Teil gewiß dieser Verbesserung der Zählmethode zuzuschreiben; wenn ihr Anteil an der gesamten Weberei nur wenig abnahm, so ist auch das zum Teil nur statistischer Schein. Aber in beiden Fällen wissen wir nicht, wie weit. Wer will sagen, wie weit die Veränderung der Zahlen aus dieser Veränderung der Methode entspringt und wie weit sie der Wirklichkeit entspricht?

Immerhin ist so viel klar: wenn die Zahl der Hausweber absolut und relativ abnahm, so dürfen wir sicher sein, daß sie in Wirklichkeit noch stärker abgenommen hat. Die Tatsache der Abnahme ist dann unzweifelhaft. Nur von der Langsamkeit der Abnahme wissen wir nicht, wie weit sie eine wirkliche oder eine nur scheinbare ist.

Mit diesen Vorbehalten gebe ich die Differenzen der Hausweberzahlen von 1882 und 1895:

Zunahme (+) bzw. Abnahme (—)

	der Hausindustriellen		Auf je 100 hausindustrielle	
	Betriebe	Personen	Betriebe	Personen
Seidenweberei	— 20000	— 34000	— 57	— 65
Wollweberei	+ 600	+ 4000	+ 3	+ 18
Leinenweberei	— 11000	— 15000	— 30	— 36
Baumwollweberei	— 19000	— 19000	— 41	— 36
Weberei v. gemischt. u. anderen Waren	— 5000	— 5000	— 27	— 22
Weberei im ganzen	— 54000	— 69000	— 30	— 28

Es ergibt sich also im Ganzen eine absolute Abnahme der Zahl der Hausweber; die Verschiebung ihres Anteils an der gesamten Weberei zeigen folgende Zahlen:

	Es waren hausindustriell von je 100			
	Betrieben		Personen	
im Jahr:	1882	1895	1882	1895
Seidenweberei	86	87	70	33
Wollweberei	68	76	22	18
Leinenweberei	35	49	39	39
Baumwollweberei	83	81	42	23
Weberei von gemischten und anderen Waren	69	78	30	22

Ehe wir versuchen, die Zahlen zu deuten, nehmen wir noch diejenigen hinzu, welche die Gesamtentwicklung der Weberei und speziell die der Fabrikweberei zeigen und damit auch die Zahlen der Hausweberei verständlicher machen:

Zahl aller Gewerbtätigen

in der	1882	1895
Seidenweberei	76 000	56 000
Wollweberei	108 000	153 000
Leinenweberei	104 000	67 000
Baumwollweberei	126 000	147 000
Weberei von gemischten Stoffen	74 000	77 000
	488 000	500 000

Zahl der Betriebe

	1882	1895
Seidenweberei	40 000	17 000
Wollweberei	26 000	24 000
Leinenweberei	72 000	34 000
Baumwollweberei	49 000	29 000
Weberei von gemischten Stoffen	22 000	14 000

Zahl der Personen in den Betrieben mit

	bis 5 Personen		5—50 Personen		über 50 Personen	
Jahr:	1882	1895	1882	1895	1882	1895
Seidenweberei	58 000	20 000	5 000	3 500	14 000	32 000
Wollweberei	34 000	32 000	23 000	23 000	51 000	98 000
Leinenweberei	91 000	43 000	5 200	4 600	7 500	20 000
Baumwollweberei	62 000	39 000	6 600	9 200	57 000	99 000
Weberei gemischter Stoffe	29 000	20 000	7 800	7 500	37 000	50 000

Es ergibt sich: im ganzen geringe Zunahme der Erwerbstätigen der Weberei; in Seiden- und Leinenweberei sogar Abnahme ihrer Zahl; desgleichen Abnahme der Zahl der Betriebe in allen Zweigen der Weberei, und zwar eine so starke, daß das Wachsen des Anteils der Hausindustriellen an der Gesamtheit der Betriebe (mit Ausnahme der Baumwollweberei) sich daraus erklärt: noch stärker als die hausindustriellen haben eben die handwerksmäßigen oder kleinkapitalistischen Betriebe an Zahl verloren. Die Personenzahl dagegen ist in den Großbetrieben stark gewachsen, so daß der Anteil der Hausindustriellen an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen (mit Ausnahme der Leinenweberei) abnehmen mußte.

Dann gibt uns die Verschiedenheit der Entwicklung der einzelnen Zweige der Weberei noch einige Rätsel auf: nämlich die Abweichung der Wollweberei von der gleichlaufenden Bewegung der übrigen. Betrachten wir zunächst die übereinstimmende Entwicklung der anderen Teile.

Die Seidenweberei, in England bis gegen 1890 infolge unregelmäßigen Absatzes hausindustriell und darum noch ohne mechanischen Betrieb, war auch in Deutschland noch 1882 weit überwiegend im Zustand der Hausindustrie und des Handbetriebs; seitdem rapide Abnahme der Zahl der Hausweber, absolut und im Prozentsatz bis 1895 bereits um mehr als die Hälfte, also starke Wirksamkeit der Überlegenheit des mechanischen Stuhls, wie sich in folgenden Zahlen bestätigt: in regelmäßiger Stetigkeit vollzog sich in dem Verhältnis zwischen Hand- und Kraftstuhl in der Krefelder Seidenstoffweberei folgende Wandlung:

	Handstühle	mechanische Stühle
1880	34000	800
1902	6000	10000

(Daß in der Schweizer Seidenstoffweberei das Verhältnis sich anders entwickelte, hat örtliche Gründe, die weniger beim Kapital als bei den auf Hausweberei-Nebenerwerb angewiesenen Arbeitskräften zu suchen sind. Vgl. S. 67.)

Auch die Baumwollweberei zeigt, entsprechend der bei ihr besonders starken und ungetrübten Überlegenheit des mechanischen Betriebs, seit 1882 eine starke Abnahme der hausindustriellen Betriebe und Personen, um mehr als ein Drittel; der Anteil der Hausweber an der Gesamtzahl der Arbeitskräfte ging hier um die Hälfte herab, von 42 auf 23%.

Desgleichen in der Leinenweberei bedeutende Abnahme der hausindustriellen Personen, um ein Drittel. Zugleich aber stieg der Anteil der hausindustriellen Betriebe an der Gesamtheit der Leinenwebereibetriebe von $^1/_3$ auf $^1/_2$; was wohl damit zusammenhängt, daß der namentlich auf dem Lande verbliebene Rest von handwerksmäßiger Leinenweberei gleichzeitig noch stärker als die Hausindustrie zusammenschrumpfte. Auffallen muß auch, daß der Anteil der Hausindustriellen an der Gesamtzahl der Arbeitskräfte in der Leinenweberei der gleiche blieb, während er in den übrigen Zweigen der Weberei stark abnahm; auch das hängt mit dem gleichzeitigen Rückgang der handwerksmäßigen Leinenweberei zusammen, außerdem aber mit dem erstaunlichen Rückgang der Gesamtzahl aller Arbeitskräfte in der Leinenweberei, von 104000 auf 67000.

Bei der Weberei gemischter und anderer Waren ist die Abnahme der Zahl der hausindustriellen Arbeitskräfte und Betriebe, um etwa $^1/_4$, etwas geringer als bei den vorigen; und gar bei der Wollweberei finden wir absolute Zunahme der Hausindustrie: ihrer Betriebe um 600, ihrer Arbeitskräfte um 4000! Wie ist diese Abweichung von der Regel zu erklären?

Wir finden dieselbe Abweichung, wenn auch nicht so stark, bei den nicht als Hausindustrie angegebenen Kleinbetrieben:

(1882—95)	Abnahme der Personenzahl in den Kleinbetrieben (bis 5 Personen) der Weberei		
Seide	— 38000	oder	65 %
Leinen	— 48000	„	53 %
Baumwolle	— 23000	„	37 %
Gemischte	— 9000	„	29 %
Wolle	— 1000	„	4 %

Also auch hier eine Ausnahmsstellung der Wollweberei: eine außerordentlich geringfügige Abnahme ihrer selbständigen Kleinbetriebe.

Wir können diese Besonderheit der Wollweberei (und der Weberei gemischter Stoffe, die ihr darin am nächsten steht) zum Teil daraus erklären, daß dieser Teil der Weberei bereits bis zum Jahr 1882 weit vorangeeilt war in der Fabrikentwicklung (vgl. S. 31 und S. 33), so daß von der Hausindustrie nur ein kleiner Rest verblieben war; er ist im Verhältnis zur Fabrikarbeitermasse auch im Jahr 1895

3*

außerordentlich gering (vgl. S. 33). Weniger tauglich, weil mit dem scharfen, vernichtenden Konkurrenzkampf des Kapitalismus nicht im Einklang, scheint mir der Erklärungsgrund, daß die Wollweberei überhaupt ihre Arbeitskräfte am stärksten, nämlich von 108000 auf 153000, zu vermehren vermochte, also in starkem Aufschwung begriffen war, so daß neben den Großbetrieben, die den Löwenanteil (+ 47000) bekamen, auch für die Kleinen etwas abgefallen sei; vielmehr müssen wir uns daran erinnern, daß in der Wollweberei zwar die Vorteile des mechanischen Großbetriebs gewaltige sind (daher dessen ungeheures Anwachsen), daß aber gerade bei dieser Industrie die Mode (und die Witterung) eine große Unsicherheit, ein hohes Risiko, erzeugt, das vom Großkapitalisten gern auf Kleinere abgewälzt wird, so daß ihm Hausweber und „Lohnweber" (kleine „selbständige" mechanische Webereien mit geringer Arbeiterzahl) als dienstbare Zwerge willkommen sind, und daß derselbe Grund, die Mode, den Handwebstuhl hier begünstigt, weil in Modeartikeln meistens vielerlei, lauter kurze Stücke, verlangt wird, so daß der Kraftstuhl bei dem häufigen Neuaufrichten zu viele Zeit stillstehen, also das in ihm steckende Kapital nicht verzinsen würde.

Daß es sich bei der Zunahme der Wollenhausweber hauptsächlich um die meistens mit einem Kleinmotor betriebenen „Lohnwebereien" Sachsens und um die „Ateliers" der „Contremaîtres" handelt, die in der elsässischen Damenkleiderstoff-Industrie als Zwischenmeisterbetriebe mit Handwebstühlen eine Rolle spielen, ergibt sich schon daraus, daß die Zunahme der hausindustriellen Arbeitskräfte (4000) die der hausindustriellen Betriebe (600) viel stärker überragt, als das bei Einzelhauswebern und Familienbetrieben möglich wäre; die Zunahme ist also weniger als ein Anwachsen der Heimarbeit als vielmehr des Zwischenmeistersystems aufzufassen.

So hat sich denn als Gang der Entwicklung von 1882—1895 im allgemeien starke Abnahme der Hausweberei, zugleich aber ein weit langsameres Zurückgehen, ja sogar eine Zunahme jenes Teils der Hausweberei gezeigt, bei dem das Interesse des Kapitals an der Erhaltung der Hausweberei besonders stark war.

Wenn wir nun dazu übergehen, den bis heute gebliebenen Rest der Hausweberei von der Statistik zu erfragen, so läßt sie uns leider im Stich; denn seit 1895 hatten wir keine Berufs- oder Gewerbezählung, die Zahlen sind alzo zehn Jahre alt, zehn Jahre, in denen auch die Aufschwungszeit 1896—1900 enthalten ist, welche Vergrößerung und Neuanlagen von mechanischen Webereien brachte —

es ist also nur ein Notbehelf, wenn ich als Bild der Gegenwart die Zahlen von 1895 hierhersetze:

	Gesamtzahl der Personen		davon hausindustriell
Seidenweberei	56 000		19 000
Wollweberei	153 000		28 000
Leinenweberei	67 000		26 000
Baumwollweberei	147 000		33 000
Gemischte Stoffe	77 000		17 000
Weberei im ganzen	500 000	Hausweberei im ganzen	123 000

Wir wissen nicht, ob und wieviel seit 1895 die Zahl der Hausweber abgenommen hat. Gewiß ist nur, daß auch die Zahlen von 1895 noch sehr unvollständig waren. Die mithelfenden Angehörigen (Frauen, Töchter, heranwachsende Söhne, Kinder) wurden noch immer nicht richtig angegeben; die Zählung fand im Sommer statt, so daß viele Weber, die im Sommer anderer Arbeit nachgehen, es unterlassen haben werden, ihren Winterberuf anzugeben. Als Nebenbetriebe sind überhaupt nur ein paar Tausend in der gesamten Hausweberei angegeben worden; während in Wirklichkeit gerade die Zahl der hausindustriellen Winterweber — wie unsere Wanderungen uns auf Schritt und Tritt zeigen werden — heute von größter Bedeutung ist.

So bleibt uns denn nichts übrig, als die nächste — wahrscheinlich wieder unvollständige — Statistik abzuwarten und uns für die Gegenwart mit Schätzungen zu begnügen, für die an Erhebungen von Handelskammern, Landratsämtern usw. Anhaltspunkte vorhanden sind. So wird für Schlesien die Zahl der Personen, die zum größten Teil von der Hausweberei leben, auf 30 000 angegeben; für das Eichsfeld und für Oberfranken auf je 10000; außerdem sind einige Zehntausende in verschiedenen Gegenden verstreut: in Rheinland und Westfalen, im Königreich Sachsen, im Elsaß, sowie in Baden und anderen Teilen des Reichs.

Diesen Hausweberegegenden werden unsere ersten Wanderungen gelten. Der jüngste Teil des Problems, die Fabrik, wird uns später beschäftigen. Zwischen beiden liegt die große technische Errungenschaft der Arbeitsersparnis: viel weniger Arbeiter liefern an der Maschine dasselbe Produkt, und die Arbeiter haben nur einfache, wenig Körperkraft fordernde Leistungen zu vollbringen. Was sich in den folgenden Zahlen ausspricht.

Zunächst die Arbeitsersparnis. Englands Gesamtproduktion in Baumwollgeweben betrug

	in 1000 lbs	Zahl der Webereiarbeiter der Baumwollindustrie
1819—21	81000	250000
1829—31	143000	275000
1844—46	348000	210000
1859—61	651000	203000
1880—82	994000	246000

Also Verzehnfachung der Webereiproduktion ohne Vermehrung der Webereiarbeiter; ja sogar starke Steigerungen in der Masse der Gewebe mit gleichzeitiger Verminderung der Arbeiter in der Weberei!

Ähnliches ersahen wir aus der deutschen Statistik: trotz gesteigerter Produktmengen in Seiden- und Leinenweberei Abnahme der Zahl der Beschäftigten und im ganzen von 1882 bis 1895 eine „Zunahme" der Gewerbtätigen der Weberei von 488000 auf 500000 — also um 12000, etwa so viel, wie durch die verbesserte Zählmethode in der Hausweberei aus dem Dunkel ins Licht der Statistik gebracht sein mögen! Also keine Zunahme!

Und wenn die Hausweber, deren Verschwinden die Statistik uns durch ein Minus von 69000 mitteilt, in den ungefähr um ebensoviel angewachsenen Zahlen der Fabrikweber wiederzufinden sein sollen — so müssen sie eine eigentümliche Verwandlung durchgemacht haben. Wie die folgenden Zahlen zeigen.

In der Weberei Deutschlands waren

1882		29 %,
1895	aber	40 %

der Erwerbstätigen weiblich. Wie haben die Weber das fertig gebracht?

Die Entwicklung der Weberei von der Haus- zur Fabrikindustrie war begleitet von einer Gesamtzunahme der weiblichen Erwerbstätigen dieser Industrie um 63000 oder 45 %. Und da die Gesamtzahl der Erwerbstätigen der Weberei, wie wir sahen, so gut wie unvermehrt geblieben ist, so haben ungefähr ebensoviel Männer die Weberei verlassen müssen.

Im einzelnen ging das so vor sich. Zunächst in der Hausindustrie:

Von je 100 hausindustriellen Personen waren weiblich

in der	1882	1895
Seidenweberei	24	21
Wollweberei	16	3
Leinenweberei	35	43
Baumwollweberei	26	43
Weberei gemischter Stoffe	19	33

Also: die Hausweberbevölkerung wurde bei den Wollwebern entweibt, wenn ich so sagen darf; die Mädchen gingen in die Fabriken, die Männer blieben am Hauswebstuhl — wie wir das samt seinen Gründen mehrfach kennen lernen werden (vgl. S. 131 ff.). Die übrigen bedeutenden Verschiebungen gehen umgekehrt: bei diesen handelt sich's um Hausweber, fern von der Fabrik, an abgelegenen Plätzen, so daß die Mädchen nicht in die Fabrik gehen können; sie haften dann am Elternhaus und damit am Handwebstuhl, während die jungen Burschen vom Hauswebstuhl fort in die Ferne ziehen -- gleich in Schlesien, besonders bei der leichten Baumwollweberei, werden wir das beobachten (vgl. S. 54 ff.).

Weit wichtiger als die Verschiebung innerhalb der Hausweberei ist aber natürlich die, welche den Übergang in die Fabrik begleitet. Wir vergleichen daher zunächst die Zusammensetzung der Hausweberei aus männlichen und weiblichen Arbeitskräften mit der in anderen Hausindustrien und dann mit der in den Fabriken überhaupt und speziell in der mechanischen Weberei:

Im Jahre 1882 wurden in der gesamten Industrie 20 %, in der Hausindustrie 44 % weibliche Personen gezählt; speziell in der hausindustriellen

	weibliche Arbeitskräfte
Häckelei und Stickerei	96 %
Appretur für Strickwaren	98 %
Seidenspinnerei	88 %
Posamentenfabrikation	74 %
Verfertigung von Hosenträgern, Kravatten, Handschuhen	94 %
Dagegen in der hausindustriellen	
Seidenweberei (auch Samt)	24 %
Baumwollenweberei	26 %
Leinenweberei	35 %
Weberei gemischter Stoffe	19 %
Wollweberei	16 %

Die Hausweberei war also eine Hausindustrie, die (trotz der vielen der Statistik entgangenen Mithilfe der weiblichen Angehörigen der Weber) im Vergleich zu anderen Hausindustrien als ein Männergewerbe zu bezeichnen war.

In der Fabrikweberei sieht es anders aus: Nach der Gewerbestatistik von 1895 sind in Webereibetrieben mit mehr als 20 Personen

	männlich	weiblich
Seide	15 000	16 000
Wolle	55 000	50 000
Leinen	9 000	12 000
Jute	1 900	3 700
Baumwolle	44 000	55 000
Gemischte Stoffe	22 000	28 000

Also in den Webfabriken nur bei der Wollweberei ein Überwiegen der männlichen, sonst stets ein Überwiegen der weiblichen Arbeit. Und damit vergleiche man die Zusammensetzung der gesamten Fabrikarbeiterschaft in Betrieben mit mehr als 20 Personen:

männlich	2 925 000
weiblich	729 000

Der im großen und ganzen typische Gang der Entwicklung in der Weberei, vom kleinen zum großen Betrieb, von der Hausindustrie zur Fabrik, möge noch durch folgende Gegenüberstellung beleuchtet werden:

Gewerbestatistik von 1895

	in Alleinbetrieben	in Gehilfenbetrieben mit		
	ohne Motoren	bis 5 Personen	6—20 Personen	21 u. mehr Pers.
männlich	62 000	45 000	7 000	147 000
weiblich	22 000	27 000	4 000	165 000

Ähnlich wie in der Weberei sieht es in der gesamten Textilindustrie aus. Zwar gibt es einige Zweige der Textilindustrie, in denen der Anteil der Frauenarbeit relativ abgenommen hat:

in	Zunahme oder Abnahme der Arbeiterinnenzahl	Anteil der Frauenarbeit 1895	1882
Spinnerei, Spulerei	+ 18000	58,4 %	60 %
Häkelei, Stickerei	+ 9	74,8 „	83 „
Färberei	+ 600	28,4 „	32 „
dagegen in			
Weberei	+ 63000 (+ 45 %)	40 „	29 „
Strickerei, Wirkerei	+ 16000 (+ 61 %)	53 „	38 „
Posamenten	+ 2000	57 „	50 „
Seilerei, Segel, Netze, Säcke	+ 1600	19 „	10 „

Also zwar einige Ausnahmen, von denen die auffallendste sich erklärt durch die Einbürgerung der Stickmaschine (vgl. den Abschnitt „Kompensation"), aber sonst starkes Anwachsen des Anteils der Frauenarbeit in der Textilindustrie, parallel der Verdrängung der kleinen durch die großen Betriebe. Mit Ausnahme der Färberei (samt Druckerei und Appretur), welche 73000 Männer und nur 26000 Frauen beschäftigt, zeigt die Textilindustrie auf dem Weg zum Großbetrieb wenig Verlangen nach Männerarbeit. Zwar ist sie immer noch ein überwiegend von Männern betriebenes Gewerbe; die Männer sind aber nur durch die Reste handwerksmäßiger, kleinkapitalistischer und hausindustrieller Kleinbetriebe noch so zahlreich: unter den Arbeitern ist bereits die Mehrzahl weiblich. Vor allem in den Großbetrieben. Noch mehr als bei der Weberei fällt das auf bei

der	in Betrieben mit mehr als 20 Personen männlich	weiblich
Spinnerei	64000	96000
Strickerei u. Wirkerei	13000	19000

Bezeichnend ist auch die Verteilung der Arbeiterinnen auf die Größenklassen der Betriebe in der Textilindustrie:

Von den 389000 Textilarbeiterinnen arbeiten in

Kleinbetrieben (bis 5 Personen)	36000 oder	9 %
Mittelbetrieben (6—20 Personen)	24000 oder	6 %
Großbetrieben (21 u. mehr Personen)	328000 oder	85 %

Der Großbetrieb ist also die Domäne der Frauenarbeit in der Textilindustrie. Zu ihm hin geht der große

Zug der Entwicklung. Wir werden ihn beobachten. Wieweit er auf kapitalistischer Basis ein sozialer Fortschritt, wieweit er nur für spätere Geschlechter den Grund zu sozialem Fortschritt legt, ohne den Generationen der kapitalistischen Gegenwart an der Stelle der kaum geheilten wieder neue Wunden zu schlagen — wird sich zeigen.

Vorerst aber wollen wir den Hauswebern die seltene Freude machen, sie einmal aufzusuchen.

II.

Die Hausweber.

1. Im historischen Land des Weberelends.

Es sind zwei Hauptzentren der schlesischen Hausweberei, an denen ich meine Beobachtungen machte: der Landeshuter Kreis und die Glatzer Grafschaft. Das eine Mal ist ein Städtchen mit den typischen „Lauben" und Säulenhallen um den Markt herum, unter denen einst die Weber und die Kaufleute handelten, das Ziel unserer Wanderung; das andere Mal eine stimmungsvoll einsame Gebirgsgegend, auf deren Höhen man in die weite Landschaft hinausblickt und die reinste Luft der Welt atmet.

Von der Hauptlinie Hirschberg-Glatz abzweigend, bringt uns die Bahn nach dem Städtchen Landeshut. Es ist Fabrikstadt geworden. Unter den Fabriken berühmter Firmen steht auch eine große Flachsspinnerei, die vor mehr als fünfzig Jahren vom preußischen Staat gegründet wurde, um die Spinnmaschine in Schlesien einzubürgern und durch verbesserte Garnproduktion dem Weberelend abzuhelfen. Als ich vorbeigehe, tritt gerade eine Arbeiterin aus der Fabrik vor das Tor: elenden Aussehens, hochgeschürzt, bis zu den Waden die Beine nackt, anscheinend guter Hoffnung. Diese Fabrik, aus deren Feinspinnsaal die Arbeiterin, ihrem Aufzug nach zu schließen, trat, war einst ein Werk bester Hausweberpolitik; sie ist heute nach Aussage trefflicher Sachkenner an Hygiene das Muster einer Spinnerei, wie sie nicht sein soll. „Ein solcher Schmutz und Staub ist darin, daß nicht durchzusehen ist." Die erforderliche Staubabsaugung ist nicht ein-

gerichtet worden, weil das etwa 6000 Mark kosten würde. Daß ein solches Kapital sich verzinst durch verminderte Ausgaben der Krankenkasse und durch die Mehrleistung gesunder Arbeiterinnen, wird von den maßgebenden Faktoren nicht berechnet. Erwägungen anderer Art scheinen nicht entscheidende Kraft zu haben. Der „staatliche Musterbetrieb“ hat es nicht vermocht, von der gleichfalls Flachs spinnenden großen Fabrik im benachbarten Liebau zu lernen, was für Mittel außer dem Gebot: „Nicht auf den Boden spucken!“ der Tuberkulose vorbeugen, zu deren Bekämpfung man Lungenheilstätten baut. Auch die Flachsspinnerei von Faltis in Liebau, deren ausgezeichnete Ventilationseinrichtungen ich sah, ist kein moderner Fabrikbau; aber da diese Unternehmung im ganzen 6 bis 8000 Mk. für hygienische Verbesserungen aufgewandt hat, so gelang die Flickarbeit an dem alten Werk: Exhaustoren unmittelbar an der Entstehungsstelle des Staubes, Ventilatoren überall, Fenster vor den Hecheln, so daß wirklich meist gute Luft ist. Die Mädchen sehen daher relativ wohl aus. Ebenso die Männer in den anderen Räumen. Die Krankenkasse des Betriebs hat ein entsprechend günstiges Ergebnis. Die Arbeiter drängen sich zu der Fabrik.

Nur im Feinspinnsaal sehen auch hier die Mädchen meist elend aus. Zwar ist durch die Ventilation die in der Feinspinnerei gewöhnlich herrschende Hitze auf 20° ermäßigt. Aber die feuchte Luft und der leise Gestank von dem faulenden Faden im warmen Wasser, durch das er läuft, hat in der elfstündigen Arbeitszeit auf die vor der Maschine stehenden Mädchen ihre Wirkung. Wegen der Nässe von dem auf den Boden tropfenden Wasser sind sie barfuß in Pantoffeln; aber nicht unanständig, wie in schlecht eingerichteten und in heißen Spinnsälen.

Nach dieser Abschweifung in die bereits Fabrik gewordene Spinnerei gehen wir aus Landeshut hinaus zu den Hauswebern. Nahe der Stadt hat ihre Zahl abgenommen; sie sind meist in die Fabriken gegangen, niemand lernt die Handweberei neu. Doch finden wir, namentlich im Winter, schon im Dorf Ober-Zieder, in das Landeshut ausläuft, noch manche. Wir treten bei einem Leineweber ein. Er besitzt nichts, wohnt zur Miete und webt das ganze Jahr. Täglich zwölf Stunden an sehr breiter Leinwand webend, bei der die Lade sehr schwer zu bewegen ist, verdient dieser außerordentlich kräftige Mann mit seiner Frau, die für ihn spult, wöchentlich etwa 11 Mark. Der nächste, auch ein großer, kräftiger Mann in den besten Jahren, hat zu seinem Schaden leichtere Arbeit: er webt

schmale Handtücher, von früh sechs bis abends neun, in der Woche zwei Stück zu je 3,20 Mk., verdient also in der Woche 6,40 Mk. samt seiner Frau, die alles spult. „Von dem Wirken müßte man hungern,“ sagt die Frau. Sie haben aber Landwirtschaft dabei, und im Sommer geht der Mann draußen auf Arbeit. Daher ist kein Elend. Wir kommen ein paar Häuser weiter in ein kleines behagliches warmes Stübchen, mit vielen Heiligenbildern und einer ganzen heiligen Christnacht auf dem Wandbrett, vom fünfundsiebenzigjährigen Alten gemacht, der am Ofen sitzt und für seine Frau spult, die am Webstuhl schmale leichte Leinewand arbeitet. Es ist nur Nebenerwerb und brachte für beide zusammen in den letzten vier Wochen 8,40 Mk., also in der Woche 2,10 Mk. Er ist Knecht und dann landwirtschaftlicher Arbeiter gewesen und hat selbst ein bischen Landwirtschaft; im Sommer arbeitet er gern wieder draußen in seiner gewohnten Bewegung. Zugleich ist er Pförtner in dem Kapellchen nebenan. Die Frau hat eine Invalidenrente. So ist's kein Elend im Häuschen unter dem Strohdach.

Erst weiter oben, in Schömberg, kommen wir ins Weberelend. Bis vor einigen Jahren gab es hier keine Bahn, keine Fabrik. Alles Handweber. Die neue Ziedertalbahn hat bereits eine große Fabrik gebracht und kleine Anfänge vergrößern helfen. Vorher mußten nach Schömberg die Kohlen 7 km weit von Liebau per Achse gebracht und ebenso die Waren weggeschafft werden. In Schömberg Verminderung der Hausweberei durch die große mechanische Weberei bewirkend, erleichtert die Bahn zugleich die Hausweberei in der Umgegend: die Hausweber bringen von fernher in der Bahn das Gewebte und holen das Garn. Nach anderen Dörfern, wo noch keine Bahn, fährt der Verleger den vier Meilen weit zerstreut wohnenden Webern an bestimmten Tagen bis zu einem Treffpunkt entgegen.

Der Lohn ist in Schömberg viel geringer als in dem nur ein paar Meilen entfernten, aber schon länger fabriksmäßig entwickelten Landeshut. Fünf bis sechs Mark Wochenverdienst scheint für ein zusammen arbeitendes Paar bei den Hauswebern hier das Gewöhnliche zu sein. Dementsprechend niedrig sind auch in der neuen Fabrik die Löhne: an den mechanischen Webstühlen ist der Wochenverdienst 3, 4, 5, 6 bis 8 Mk.! Meist 5 bis 6 Mk., selten 8 Mk.! Auf breiten Stühlen verdient zuweilen ein Mann bei schwerer Arbeit 10 Mk.; aber das sind Ausnahmen. Mit sechs Mark sind die Leute zufrieden, mit acht selig! Die Mädchen verdienen, fingerfertig, oft mehr als die

Männer. Mit dem „Pfeifen“, einer Vorbereitungsarbeit, kann in der Fabrik eher mehr als am Webstuhl erreicht werden, erzählt mir eine alte Frau, die damit sechs Mark in der Woche verdient hat. Viele sind nur im Winter Fabrikarbeiter, im Sommer Maurer und dergleichen; das drückt natürlich winters den Lohn. In der Hauptsache aber entspricht er dem noch vorherrschenden Hausweberverdienst; nur mit großer Überanstrengung kann zu Haus mehr als in der Fabrik verdient werden, meist weniger.

Andere Unternehmer haben in einigen Wohnhäusern modernste Webstühle aufgestellt und vom Elektrizitätswerk, einem Privatunternehmen, mit elektrischer Kraft versehen lassen: also mechanische Hausweberei, Fabrik in den Wohnhäusern. Die Zahl der elektrisch betriebenen Stühle ist aber bisher gering; im ganzen sind es in Schömberg zwölf. Sechs davon sind von einem Kaufmann in staubigen, niedrigen Zimmern seines Hinterhauses aufgestellt und werden von einer älteren Frau und zwei jungen Burschen bedient; der Betrieb untersteht der Gewerbe-Inspektion und den Fabrikvorschriften, ist aber hygienisch ungünstiger als eine große moderne Fabrik. Die anderen sechs elektrischen Webstühle sind bei zwei Arbeiterfamilien aufgestellt. Eine allgemein geachtete und als anständig gerühmte Firma hat ihnen die neuen Stühle angeschafft und mit Elektrizität für Kraft und Licht versehen; auch die Miete für den Arbeitsraum wird von der Firma gezahlt. Abgesehen von der elektrischen Hausweberei ist der Fall auch dadurch theoretisch interessant, daß nicht nur die Kraft und die Arbeitsgeräte, sondern auch die elektrische Beleuchtung und der Arbeitsraum vom Unternehmer gezahlt werden: so daß auch die Selbstbeschaffung der Arbeitsstätte seitens des Arbeiters, sonst ein Kriterium der Hausindustrie, hier wegfällt. Trotzdem ist es Heimarbeit, im Gegensatz zur Fabrik. Hier trifft die Definition „dezentralisierter Großbetrieb“ völlig zu.

An die gewöhnlichen Handwebstühle ist die elektrische Kraft nicht anzubringen. Der neuanzuschaffende moderne Webstuhl kostet je nach seiner Einrichtung 300—1000 Mk. Je zwei der aufgestellten Stühle können von einer Person bedient werden. Der Verdienst ist für den Arbeiter an den elektrischen Stühlen hier besser als in der Fabrik. Der Hauptgrund ist der, daß die Fabrik diejenigen Löhne zahlt, mit denen es gerade gelingt, die Leute von ihrem elenden Handweberverdienst weg in die Fabrik zu locken, während die Arbeiter an den elektrischen Stühlen denselben Stücklohn bekommen,

der von ihrem Arbeitgeber an seine Fabrikweber in Friedland gezahlt wird. So erhalten die Schömberger an den elektrischen Stühlen Stücklöhne nach dem Lohnniveau einer schon lange an der Hauptbahn gelegenen und daher industriell entwickelten größeren Stadt. Der letzte Grund ist daher der psychologische: daß diese Firma nicht rein geschäftsmännisch einen möglichst niedrigen Lohn zahlt, sondern ihn nach dem Prinzip „gleicher Lohn für gleiche Leistung“ festsetzt.

Bei der einen der beiden Familien sind vier elektrische Webstühle aufgestellt. Der vom Unternehmer gemietete Arbeitsraum ist mit dem üblichen Webstaub erfüllt; „im Sommer haben wir alle Fenster offen“, tröstet mich der Weber über die mangelnde Ventilation. Die Webstühle bewegen sich elektrisch mit derselben Schnelligkeit und mit demselben Knallen wie in der Fabrik. Der Mann arbeitet von 6—12 und von 1—7½, mit einer halben Stunde Vesperpause, also 12 Stunden. Im ganzen ungefähr 9 Stunden täglich steht auch seine Frau an dem zweiten Paar Webstühle. Wenn's gerade sehr flott gehen muß, nehmen sie noch einen Gehilfen dazu. Mit diesem, dem sie 3 Mark und die Kost, zusammen etwa 7 Mark in der Woche bezahlen, verdienen sie dann zu dreien über 20 Mark in der Woche; zu zweien 15—18 Mark.

Auch als Handweber hat der Mann, der sich für Weib und Kind aufs äußerste plagte, mit seiner für ihn spulenden Frau 15 Mark in der Woche erwebt; davon ging aber wöchentlich für Kettespulen, Geschirre, Schützen, Spulräder, Licht mehr als 2 Mark ab, so daß 13 Mark der Verdienst war. Und das nur bei breiter Leinwand, bei außerordentlich schwerer Arbeit, täglich sechzehn Stunden. Zuletzt konnte er nur noch 8 Mark in der Woche erreichen. Er ist mit seinen 40 Jahren ein Greis. „Ja, wenn man muß,“ sagt er. Sein sympathisches Gesicht sagt, daß es das Muß eines guten Menschen war.

Eine Zeitlang haben Mann und Frau in der neuen Fabrik gewebt. Lieber arbeitet sie zu Haus, sagt die Frau: „In der Fabrik sticht oft einer dem anderen mit dem Messer ins Gewebe aus Neid, weil der andere mehr verdient.“ Auch ging es nicht wegen des kleinen Töchterchens und wegen der Wirtschaft. Sie wollten deshalb zum Handwebstuhl zurück. Jetzt ist's besser. Die Wohnstube, aus der ein Christbäumchen schaut, ist gleich nebenan; die Frau kann daher die Wirtschaft besorgen zwischen der Arbeit, und das kleine Mädel ist um sie.

Die beiden anderen Webstühle sind bei einem kinderlosen alten Paar aufgestellt. Der Mann hat, überarbeitet und brustleidend, die Fabrikarbeit aufgeben müssen. Kaum zwei Stunden täglich kann er die Frau im Weben ablösen. Daher ist an den Webstühlen meist die Frau. So verdienen sie in der Woche etwa 9 Mark; mit seiner Invalidenrente zusammen zwischen 11 und 12 Mark. Auslagen gehen nicht davon ab. Die Webstühle stehen in einem abgetrennten Raum, aber im selben Haus mit der Wohnung. Die Frau ist ihrem Hauswesen nahe; Herrin über ihre Arbeitszeit, kann sie es zwischendurch besorgen.

Die Firma, welche die elektrischen Stühle aufgestellt hat, beschäftigt hier auch Handweber und macht aus der Leinwand gleich fertige Wäsche. Größtenteils im Fabrikbetrieb, der an dreißig elektrisch getriebenen Nähmaschinen meist gesund aussehende Mädchen mit einem Wochenverdienst von 8--10 Mark beschäftigt — so daß hier die Näherin allein mehr verdient als bei den Handwebern Mann und Frau zusammen.

Der Grundstock von Schömberg ist noch immer die Handweberei; obwohl kaum jemand sie neu beginnt. Arbeitslosigkeit ist selten. Infolge hoher Garnpreise trat sie voriges Jahr ein. Die Fabriken arbeiteten damals weiter; die Hausweber hatten nichts. Jetzt waren sie alle beschäftigt. Aber zu welchem Lohn! Tränen traten einem Weber in die Augen, als ich ihn fragte. Er und seine Frau, die alles für ihn spult, weben feine, schmale Sachen und verdienen zusammen 5—6 Mark in der Woche. Im Sommer ist er Bauhilfsarbeiter; da muß er oft auswärts übernachten, was viel Geld kostet. Dann webt die Frau bei ihrem Kind zu Hause und erreicht etwa 2—3 Mark in der Woche. Im Winter wird vom Sommer gelebt und geborgt. Sie essen Kartoffeln und wieder Kartoffeln, „Kaffee“, Brot und Butter. Die Betten stehen im selben großen Zimmer. Nebenan weben und spulen drei Frauen und erwerben zusammen 7 Mark in der Woche, also die Person $2^1/_2$ Mark wöchentlich. Dabei weben diese Frauen ziemlich breite Sachen, schwere Arbeit. Die älteste von den dreien hat von dem Tod ihres Mannes eine Rente von 9 Mark monatlich; dadurch kommen der Gesamteinnahme in der Woche 2 Mark hinzu. Kartoffeln, Brot, Butter sind wieder die Nahrung. Die nächsten, ein kinderloses sechzigjähriges Paar, weben das ganze Jahr und erreichen gleichfalls 5—6 Mark in der Woche. Zwei Menschen zusammen im Jahr 250—300 Mark! Alle bestätigen mir, daß nur starke Männer mit

ganz breitem Leinen 10—12 Mark in der Woche erreichen können, selbstverständlich samt der Frau. Sonst ist stets 5—6 Mark der Verdienst von zwei Menschen zusammen. Alle sind besitzlos, ohne Landwirtschaft. Die schlimmsten Fälle sind natürlich kinderreiche Familien mit demselben Verdienst.

In einer Stunde erreicht man von Schömberg mit einem Botenfuhrwerk das Städtchen Liebau. Ein außerordentlicher Gegensatz! Kaum noch irgendwelche Hausweber, sondern lauter große Fabriken und bedeutend höhere Löhne. Eine mächtige Möbelfabrik, in der die Männer etwa 15 Mark, auch 18—20 Mark in der Woche erreichen, zwei große Spinnereien, (in deren einer die Mädchen 9 bis 10 Mark, die Männer 9—15 Mark durchschnittlich verdienen), eine Glashütte, eine Webfabrik mit etwa 8—12 Mark Wochenverdienst; also Fabrikarbeiterlöhne, während in Schömberg auch in der Fabrik noch das Elend der Hausweberei die Lohnhöhe bestimmt. Und die Ursache? Liebau hat seit 1869 Bahnverbindung; es liegt an einer großen nach Österreich durchgehenden Strecke. Daher ist es Fabrikstadt geworden, indes eine Stunde davon in Schömberg das Weberelend weiter vegetierte.

Selbstverständlich ist, wie unser Beispiel zeigt, durch eine Sekundärbahn nicht in ein paar Jahren einzuholen, was anderswo in Jahrzehnten durch eine Hauptbahn gebracht worden ist. Dennoch, zeigt dasselbe Beispiel, schafft auch die Kleinbahn in guten Jahren schon den Anfang der Fabrikentwicklung, wo bis dahin technisch unhaltbare Hausindustrie an der Bevölkerung zehrte.

Wir wandern nun in gänzlich bahnlose Gegend.

Von Glatz bis Rückers geht seit einigen Jahren eine Kleinbahn, von Rückers nach Reinerz erst seit einem Jahre; von da zur nahen österreichischen Grenze über Lewin bis Nachod ist sie erst im Bau. Bereits sind von Unternehmern Plätze zu Fabrikanlagen, Spinnereien und Webereien, an der werdenden Bahn angekauft worden. Auch Schätze des Bodens, vor allem gute Tonerde, sollen der Hebung durch die der Bahn bedürfenden Porzellanfabriken harren.

Die Ursache, daß ich mich dieser Gegend zuwandte, war ein Zeitungsartikel, der hier eine Hungersnot wie in den vierziger Jahren befürchten ließ. Durch das nasse Wetter des letzten Sommers, hieß es, sei die Kartoffelernte großenteils mißraten, diese Hauptnahrung der Weber teuer geworden, wie ja stets nach nassen Som-

mern ein besonderes Weberelend infolge der Kartoffelteuerung eintrete, und dazu seien viele Weber jetzt arbeitslos, es fehle an Aufträgen, eine Zeit schwerer Not sei im Anzuge, wenn nicht schleunigst große Massenbestellungen erfolgen, die von Militär und Provinz zu erhoffen seien.

Wie ich an Ort und Stelle erfuhr, erschallen alljährlich solche Notrufe in den Zeitungen; dahinter stehen die Kaufleute: auch ein nur in den Zeitungen bestehender Notstand ist ein Mittel, um Aufträge von der Regierung zu erlangen.

Ich habe keinen akuten, aber einen chronischen Notstand gefunden. Das chronische Elend hat im Kreis Glatz einen die anderen Gegenden überragenden Gipfel erreicht, weil hier jetzt die gewöhnlichste Baumwollweberei vorherrscht: diese ist neuerdings noch mehr als die Leinweberei fabrikmäßig geworden, um den hierin weit überlegenen mechanischen Stuhl zu nutzen, und dem parallel hat man die Löhne der Baumwollweber in der Heimarbeit herabgesetzt. Sonst hätten sie überhaupt keine Arbeit mehr bekommen. Einst hat man hier den überzähligen Leinenwebern zu helfen gesucht, indem man sie zur Baumwollweberei anlernte; heute sucht man ihnen zu helfen, indem man ihnen wieder das Leinenweben beibringt.

In den achtziger Jahren, erzählt man, ist's auch hier am schlimmsten gewesen: noch viele Weber damals und keine Arbeit. Seitdem hat sich jeder fortgemacht, der nur irgend konnte. In der Nähe von Reinerz habe ich manch verlassenes und verfallenes Haus gefunden: die Weber sind fortgezogen.

Als dann Anfang der neunziger Jahre ein öffentlicher Skandal daraus wurde, als selbst in der „Gartenlaube" Abbildungen von dem Weberelend erschienen, da hatte dieser Skandal die Folge, daß zwar nichts Großes geschah, aber doch einige alte Rezepte wieder angewandt wurden: von einer Stiftung des Kaisers wurden Webstühle verbessert; Lehrkurse wurden eingerichtet; eine Zentrale zur Beschäftigung der Handweber wurde geschaffen.

Die Stiftung des Kaisers hat manchen Webern einen besseren Webstuhl und damit bessere Arbeit ermöglicht; von bedeutender Wirkung konnte das nicht sein. Der Wanderunterricht ist in seiner Wirkung ungefähr gleich Null geblieben. Die alten Weber, für die er bestimmt war, kamen nicht in die Kurse. Man mußte daher, da der Lehrer doch nicht ganz untätig sein konnte, junge heranlocken: so entstand die Gefahr, daß durch den Weblehrer neue Handweberei

gezüchtet wurde. Aber auch das ist zum Glück nur wenig gelungen. Die Lernenden haben die Kunst der Weberei in Fabriken und Kontore mitgenommen. Von größerem Einfluß scheinen die weiblichen Stickschulen zu sein. Vom Staat errichtet, lassen sie für private Unternehmer arbeiten, und die ausgebildeten Stickerinnen verdienen schließlich nach mehrjähriger Übung bis zu 30 Mk. im Monat! Ob diese Stickschulen in Reinerz, Neurode, Wünschelburg, Lewin, Habelschwerdt, Mittelwalde, Schömberg einen wirklichen Nutzen haben, solange sie nur zu einem noch unterhalb schlesischer Fabriklöhne bleibenden Hungerlohn die Grundlage sind, sei dahingestellt. Gegenwärtig züchten sie Heimarbeitselend.

Schwieriger zu beurteilen ist das in Reinerz errichtete „Zentralbureau der Hausindustrie-Organisation für Handweberei in Schlesien.“ Auf seiner Preisliste ist als sein Zweck angegeben: „für die zahlreichen Handweber Schlesiens Arbeit zu beschaffen, damit diese durch regelmäßige Zuführung von Arbeit gegen Not geschützt bleiben.“ Der Zweck ist danach im Kern der gleiche wie beim Thüringer Weberverein (vgl. S. 82 ff.). Aber wie die Preisliste viel weniger an die Wohltätigkeit appelliert, sondern „in handgewebter Ware zu den billigsten Preisen“ die Kunden zu befriedigen verspricht, so ist auch die ganze Organisation weniger darauf eingerichtet, den Handwebern erträgliche Löhne zu zahlen, als vielmehr in möglichst großem Umfange geschäftsmännisch für Absatz zu sorgen. Das gelingt denn auch. Ausgegangen vom deutchen Offiziersverein, steht die Zentrale mit dem Kriegsministerium in naher Fühlung. Sie liefert, laut Preisliste, für die deutsche Armee, Kaiserliche Marine, Offizierkasinos, Provinzialanstalten, Krankenhäuser, Lazarette usw. und für Beschäftigungsvereine. Neben diesen großen Aufträgen kommen die kleinen des Publikums. Aber um durch niedrige Preise all diese Kunden zu gewinnen, zahlt die Organisation auch entsprechend niedrige Löhne. Nicht auf Grund eines Verzichts auf allen Profit, sondern auf Grund niedriger Löhne ist sie konkurrenzfähig. Zwar mögen die Lohnsätze zuweilen höher sein als die der privaten Verleger; ein großer Unterschied aber, wie beim Thüringer Weberverein, ist nicht bemerkbar. Mit einem Wort: die Sache wird in jeder Hinsicht geschäftlicher betrieben, sowohl gegenüber den Konsumenten wie gegenüber den Produzenten. Dadurch ist es möglich geworden, jährfür eine Million Mark Handweberware umzusetzen und meistens 1200 ja zuweilen 3000 Handweber zu beschäftigen; also etwa fünf-

mal soviel als der Thüringer Weberverein. Das Schlimmste, die Arbeitslosigkeit, das direkte Verhungern, ist dadurch von manchen Baumwollwebern' abgewendet worden, als die fern von ihnen errichteten Fabriken ihnen die Arbeit genommen hatten. Da es kaum noch möglich, mit Gewinn Baumwolle vom Handweber verarbeiten zu lassen, vermag die Zentrale nur dadurch die Baumwollweber zu beschäftigen, daß sie einerseits sehr wenig Lohn zahlt und andererseits keinen Unternehmergewinn erstrebt, sondern nur Verzinsung des angelegten Kapitals und Besoldung der Angestellten. Das Unternehmen, dessen Geldgeber jetzt ein einzelner reicher Herr ist, hat im Vergleich zu den übrigen kaufmännischen Geschäften durch diesen Verzicht auf Unternehmergewinn einen gemeinnützigen Charakter; es ist aber ein kapitalistisches, wenn wir es mit dem Thüringer Weberverein vergleichen, dessen mildtätig gestiftetes Kapital keiner Verzinsung bedarf, ja dessen kaufmännischer Leiter gänzlich auf das Gehalt verzichtet, das hier dem angestellten Direktor gezahlt wird. Von dem Ertrag wird übrigens ein Teil, wie beim Thüringer Weberverein, zu einem Wohltätigkeitsfonds für die Weber verwendet: für Weihnachtsbescherungen, für Unterstützungen bei besonderen Notlagen, zur Anschaffung oder Verbesserung von Webstühlen und Webgeräten. Ein letzter Teil endlich dient einer Spareinrichtung.

Kapitalverzinsung ist in unserer kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung so selbstverständlich, daß es reines Schenken wäre, wenn die Million Betriebskapital zinslos gegeben würde. Ebenso kann nur ein wohltätiges Unternehmen darauf gebaut werden, daß der kaufmännische Leiter keinen Lohn erhält. Und wenn wir annehmen, daß die Verzinsung der Million und das Gehalt des Direktors hier jährlich zusammen 50000 Mk. ausmachen, so müssen wir erkennen, daß nicht hierin, sondern in der Stellung den Konsumenten gegenüber der entscheidende Unterschied gegen den Thüringer Weberverein zu suchen ist. Denn wenn es auch die Lage der Weber dort erheblich verbessert, zu ihren durchschnittlich 500 Mk. Lohn noch 100 Mk Dividende zu bekommen, in den Ausnahmefällen der 1000 Mk. verdienenden sogar 200 Mk., so liegt doch nicht hierin, sondern in der Lohnhöhe der Grund des relativen Wohlseins dort und des relativen Elends hier: den etwa 10—12 Mk. Wochenverdienst der Familie beim Thüringer Weberverein entsprechen ungefähr 4—6 Mk. bei der Weberzentrale in Schlesien. Und die Ursache dieses Unterschiedes ist eben wieder dieselbe,

welche in derselben Zeit die schlesische Unternehmung ungefähr fünfmal so groß als die thüringische hat werden lassen: dort bittet man das Privatpublikum, aus Nächstenliebe teuer zu kaufen, hier tritt man mit wohlfeiler Ware auf den Markt und gewinnt damit die größten Konsumenten.

Tatsache ist, daß der Thüringer Weberverein viele ohne Arbeit lassen muß, und daß nur die relativ günstige Mode der für Handweberei geeigneten Kleiderstoffe diese vielen jetzt mit Arbeit versorgt. In Schlesien dagegen wären die, die von der Zentrale keine Arbeit bekommen, dem Verhungern preisgegeben. In Thüringen Wenigen viel, in Schlesien aber Vielen wenig zu geben, diese aus der verschiedenen Anlage der beiden Unternehmungen entspringenden Prinzipien stimmen daher mit der augenblicklichen und mit der gesamten historisch gegebenen Lage ihrer Gegenden überein.

Die Reinerzer Zentrale hat in ihrem fabrikähnlichen großen Haus bisher fast nur einige Vorbereitungsmaschinen, Lieferräume, Lehrwerkstätten, Zuschneiderei, Mangel- und Dampfmaschine. Neuerdings werden elektrische Webstühle in Gang gesetzt: die Anfänge eines großen Fabrikbetriebs, in den auch die bisher in Reinerz und Umgegend von mehreren hundert Heimarbeiterinnen betriebene Wäschenäherei einbezogen werden soll.

Die Weber, die von der Zentrale beschäftigt werden, sind nicht selten solche, die nur im Winter arbeiten. All die kleinen Bauern im Gebirge brauchen Wintererwerb. Das bewirkt alljährlich im Herbst großen Andrang. Da diese Winterweber bei schlechtem Lohn doch nicht in Elend versinken, weil das Weben für sie nur Nebenverdienst ist, sind sie kräftiger als die das ganze Jahr webenden Ärmsten und daher als bessere Weber eher imstande, die vom Militär bei seinen Aufträgen gestellten strengen Bedingungen zu erfüllen.

Solche Winterweber waren es, die ich zunächst, von Reinerz bergansteigend, fand. Im winterlichen Schnee eingebettet, schauen am Berge verstreut die Bauernhäuschen den Wanderer freundlich an; aus der wundervollen Landschaft in die Häuschen tretend, findet man hier kein Elend, obwohl die Weberei elend genug gezahlt ist: sie ist hier nicht, wie weiter drüben in Tscherbenei und Straußeney, die einzige Grundlage der Existenz.

So fand ich's bei einem jungen, starken und gesunden Landwirt, der jetzt im Winter für die Zentrale Baumwollzüchen webt, von früh 6 Uhr an arbeitet und damit im Tag 60 Pf. verdient, worin

das Spulen der Frau einbegriffen. „Wenn man davon leben müßte, müßte man verhungern.“

Unterhalb der preußischen Einkommensteuergrenze sind freilich diese Zwergbauern auch, und dabei zahlen sie bis 1911 noch die Ablösungsrente ihrer einstigen Hörigkeit, rund 13 Mk. im Jahr, wie mir der nächste Weber in seinem Rentenbuch zeigt. Der junge Sohn, der hier Leinwandhandtücher webt, verdient samt dem alten Vater, dem Spuler, in acht Tagen 6 Mk. Von der Sommerarbeit, der Landwirtschaft, haben sie trotzdem gesundes Aussehen. Beim Bahnbau zu arbeiten, besteht keine große Lust. Zuweilen sei Schnee und dann keine Arbeit, der Weg sei weit, auch würden die fremden Arbeiter höher als die einheimischen bezahlt — aber aus allen Gründen hört man heraus, daß diese kleinen Landwirte die Weberei als ein Nebenbei betrachten und im Winter gern zu Haus sind.

Der nächste, den ich frage, hat die Weberei aufgegeben, da sie zu schlecht bezahlt ist; er hat sich ein Pferd angeschafft und fuhrwerkt. In einem anderen der einsamen Häuschen geht der Mann auf Arbeit, zum Steinbruch, und die Frau hat viele kleine Kinder, daher weben sie jetzt nicht; „es wäre besser, wir könnten weben“, fügt sie aber hinzu: sie könnte den Verdienst brauchen.

Es waren 5—6 Mk., die sie in der Woche verdienten, als sie für die Zentrale webten. Das ist hier der gewöhnliche Verdienst der Leineweber; während für dasselbe Arbeiterpaar, Weber und Spuler, bei der Baumwollweberei allgemein kaum 4—5 Mk. wöchentlich gerechnet werden.

Die üblichen 5—6 Mk. gibt mir auch der nächste Leinewandweber als seinen Verdienst bei der Reinerzer Zentrale an. Er wohnt zur Miete, hat keine Landwirtschaft und war bis jetzt eben beim Bahnbau beschäftigt. Auf Besuch sind gerade ältere Nachbarsleute, auch Hausweber, mit demselben Verdienst, aber im Besitz von zwei Kühen. Alle sind sonntagnachmittäglich wohlgekleidet, gesund aussehend und heiter. „Die Luft und das Wasser müssen hier das Fleisch ersetzen“, sagt der Alte und alle lachen. Die Stube ist in Ordnung, behaglich und sauber. Der Grund des bei dem genannten Weblohn unverständlichen Wohlseins, die Nebenerwerbslandwirtschaft, hält aber zugleich beim Weben fest: die Häuschen sind verschuldet und haben je 14 Mk. Ablösungsrente jährlich zu zahlen. Um als Ansiedler nach Posen zu wandern, wie man ihnen vorschlägt, fehlt das Geld: die Schuld kann nicht bezahlt werden, es bleibt

kein Geld für die Übersiedelung und Neueinrichtung. Sonst würde er gern hinwandern, sagt der Alte.

Aus einem der nächsten Häuser tritt ein blasses Kind barfuß heraus, so weit, daß es noch dem Schnee fern bleibt; ein Alter führt mich hinein: der Familienvater hat vor zwanzig Jahren beim Steinsprengen das Augenlicht fast gänzlich verloren; er bekommt keine Rente, da der Herr nicht zahlungsfähig war; nun macht er, was er kann, im Hause und in der kleinen Landwirtschaft. Die Frau webt nebenbei Baumwollzüchen und verdient in der Woche 1 Mk.

Doch ist von Reinerz nach Lewin herüber, wie wir sahen, kein Massenelend. Wir finden es erst bei Cudowa, in Tscherbeney und Straußeney, wo viel mehr Menschen das ganze Jahr nur Weber sind.

So erzählt mir in Tscherbeney ein Weber: er webt Leinewand von sechs Uhr früh bis elf Uhr abends, macht eine Stunde Mittag, arbeitet also 16 Stunden; sein Verdienst ist brutto dabei 8 Mark, aber davon gehen 2 Mk. an den Spuler und 2 Mk. an den Andreher, ihm bleiben also 4 Mk. in der Woche, 4 Pfg. in der Stunde! Und doch ist das noch eine persönliche besondere Leistung; denn sonst haben oft Weber und Spuler zusammen 4 Mk.!

Es ist Sonntag Abend, als ich in Tscherbeney ankomme; im Wirtshaus ist Tanz. Lauter junge Weber und Weberinnen oder Spulerinnen. Einigen ist's wohl anzusehen, daß sie überarbeitet und unterernährt sind. Die meisten Mädchen aber sind frisch und viel wohler als die Fabrikarbeiterinnen im Feinspinnsaal der besteingerichteten Spinnerei — geschweige denn in schlechten Spinnereien. Die Luft, die Ruhe, bei vielen auch die Sommerarbeit als landwirtschaftliche Magd oder als Dienstmädchen im nahen Bad Cudowa, kurz das Fernsein der Schäden für Körper und Seele, die wie so manche Fabrikarbeit ganz besonders die Spinnerei dem weiblichen Geschlecht gebracht hat, läßt, unerwartet genug, den Vergleich zugunsten der Hausweberinnen ausfallen.

Die Tanzenden sind städtisch und alle ganz nett gekleidet. Die Burschen sitzen beim Bier; die Mädchen stehen an der Tür zusammengedrängt. Zuerst stehen die Mädchen draußen im Vorraum, und die Tür ist geschlossen; nur zum Tanz wird die eine oder andere von den trinkenden Burschen hereingerufen. Die Männer sind entrüstet über den Gedanken, es könne anderswo anders sein. Tatsächlich aber ist auch dieses Bild des Tanzsaales aus dem Verfall der Handweberei zu erklären. Denn die zugrunde liegende

Ursache ist die Überzahl der Mädchen, die bei der Familie bleiben, während die jungen Männer von der Handweberei meist fortwandern. Nicht selten sollen zwei Drittel der Einwohner in diesen Handweberdörfern weiblich sein.

Am anderen Tag ging ich auch hier zu den Hauswebern selbst. Zuerst ein Ehepaar: sie webt gerade, er spult, sie wechseln in beidem ab; die Arbeitszeit ist von sechs Uhr früh bis zehn Uhr abends und länger, der Verdienst beider zusammen in der Woche 6 bis 7 Mk.; sie weben Schürzen, in Baumwolle die relativ lohnendste Arbeit; im letzten Jahr wurde auf das Stück 1 Mk. abgezogen, dann aber infolge ihrer Bitten nur 50 Pfg., so daß sie nun etwa 40 Pfg. in der Woche weniger als früher verdienen; aber dieses Jahr ist weniger Arbeitslosigkeit als voriges: da wurde immer nur drei Tage gewebt und drei Tage gefeiert. Die Frau sieht noch gesund aus, sie hat früher als Magd in der Landwirtschaft gearbeitet; er sehr fahl und abgerackert. Das Zimmer ist klein. aber sehr nett, rein, ohne Staub, gute Luft. Die Leute sind Einmieter ohne Landwirtschaft; sie zahlen 36 Mk. Miete im Jahr. Beide Kinder sind ihnen gestorben, daher kann die Frau soviel weben und dabei den Haushalt so ordentlich besorgen!

Weiter der ansteigenden Landstraße folgend, an der die Häuser des langen Dorfes sich hinaufziehen, komme ich zu einem kleinen Bauern mit zwei Kühen und steilem, schlechtem Feld, das er Sommers bearbeitet. Auf dem Haus liegen 1700 Mk. Schulden zu 4½ %, also 76 Mk. Zinsen; dazu Hausreparaturen, 7 Mk. jährlich Ablösungsrente, etwa 14 Mk. Schulsteuern — das alles soll von der Weberei bezahlt werden. Vier Personen arbeiten: der fünfzigjährige Vater, dessen Augen aber zum Weben schon zu schlecht sind, der etwa zwanzigjährige Sohn, eine in Kost und Lohn mitwebende etwa vierzigjährige Weberin, und die Mutter, alle ausgehungert und überanstrengt. Sie arbeiten von spätestens sechs Uhr früh bis elf Uhr abends im Winter, an zwei Webstühlen. Der Verdienst der vier Menschen an beiden zusammen ist in der Woche 10½ Mk. Öfters müssen sie warten, bis sie wieder eine „Kette“ zu weben bekommen; voriges Jahr war lange keine Arbeit. Dies Jahr hat der besser zahlende Verleger keinen Auftrag. daher mußten sie zum schlechter zahlenden, der den Lohn um 1 Mk. aufs Stück herabsetzte. Sie weben Baumwollsachen, aber sehr dichte; daher ist ihr Verdienst noch besser als bei den anderen!

Am oberen Ende des Dorfes, das sich eine Stunde lang hinzieht, trat ich wieder bei Hauswebern ohne Landwirtschaft ein: es weben

die Mutter und der erwachsene Sohn, Baumwolle und Halbleinen an zwei Webstühlen; der Vater spult, er hat mit 54 Jahren auch schon zu schlechte Augen zum Weben. Ein kleines Enkelkind vom verheirateten älteren Sohn spielt dabei. Der Verdienst der drei ist zusammen in der Woche 10—12 Mk.; die Arbeitszeit von sechs Uhr früh bis 10 Uhr abends und länger. Der Sohn sieht sehr abgearbeitet aus. Im Sommer taglöhnert er, oder er webt auch; im Tagelohn bekommt er bis zu 1,50 Mk. im Tag.

Über die Arbeit beim Bahnbau hieß es hier und beim vorigen: im Winter ist dort oft keine Arbeit, wenige Stunden oder gar keine, daher haben von den Tscherbeneyern, die im Herbst dort arbeiteten, manche es wieder aufgegeben; es sei weit entfernt, man müsse dort übernachten und essen, manche hätten am Wochenende nur 2,70 Mk. nach Hause gebracht. Und nur wer regelmäßig webt und liefert, bekommt Aufträge vom Ausgeber. Trotz all dieser Gründe habe ich den Eindruck, daß die alte Erfahrung recht hat: der Hauptgrund der Abneigung gegen solche Arbeiten ist die Kraftlosigkeit, die generationenlang angewachsene Schwäche und Mattigkeit in vielen Weberfamilien. Für viele junge aber, die kräftiger sind, ist die Arbeit beim Bahnbau eine weitere Kräftigung, ein Herauskommen aus der Weberei, eine lohnendere Arbeit; und vor allem eine Winterarbeit für die Bauarbeiter.

Für die Mädchen gibt's ein solches Herauskommen, wenn sie Dienstmädchen werden. Meist aber behalten sie lieber ihre Kartoffelnahrung und die Freiheit abends und Sonntags. Eine der Tänzerinnen vom Sonntag sah ich nun am Webstuhl wieder, an dem sie seit sechs Uhr morgens saß. Sie und die Schwestern weben an zwei Webstühlen, die Eltern spulen; der Verdienst der vier ist ungefähr 2 × 6 = 12 Mk., die Person 3 Mark in der Woche. Die Familie hat etwas Landwirtschaft, aber Schulden. „Ja, wenn nur eine Fabrik herkäme,“ sagen sie.

Bei den Webern selbst hatte ich, im Gegensatz zu dem Bild im Tanzsaal, den Eindruck großen Elends. Jene gesund aussehenden waren doch nur ein kleiner Teil der Gesamtheit.

So täuscht auch oft das Äußere. Während in Italien die Häuser Ruinen gleich sehen und uns Mitleid mit den Bewohnern ergreift, bis wir durchs Fenster ein Dienstmädchen die Suppe auf den säuberlich gedeckten und behaglich beleuchteten Tisch tragen sehen, ist umgekehrt in Deutschland oft in den sorgsam gepflegten Häuschen

das Elend bei den Bewohnern. Die Weberhäuschen, gegen die Windseite mit grünem Reisig verkleidet, so daß nur die Fenster herausschauen, sehen reizend aus; aber das Reisigsammeln kostet eine Woche Arbeit, eine Woche ohne Verdienst. Lauter saubere Häuser, saubere Hemden, saubere Füße, bei all den barfuß arbeitenden Webern; Ordnung und Nettigkeit, wenn nicht das äußerste Elend es verhindert. In den fahlen Gesichtern aber und den ausgemergelten Körpern von vielen ist die Not sichtbar. Mit starkem slavischem Einschlag, der Sprache nach halb tschechisch, halb deutsch, stockkatholisch, Zentrumswähler, die Mußestunden mit dem Schnitzen und Kleben von Christnachtgruppen füllend, sind die Weber hier der Arbeitertypus, um den man sich nicht kümmert, da er ruhig ist.

Nach einer Stunde steilansteigender Chaussee, immer von einzelnen Weberhäuschen begleitet, hört Tscherbeney schließlich erst auf, wo das hochgelegene S t r a u ß e n e y anfängt. Auch hier in der Winterlandschaft die verstreuten Häuschen, bergiger Wald, steile Felder; die Landwirtschaft entsprechend bescheiden. In jedem Haus mehrere Webstühle. Etwa zwei Drittel weben das ganze Jahr, ein Drittel nur im Winter, während dreier Monate. Diese sind kleine Landwirte, bauen Kartoffeln und etwas Brot auf dem schlechten Acker, oder sie arbeiten im Sommer außerhalb. Die jungen Leute sind meist in die Fabriken weggewandert; die Mädchen bleiben da. Der Ort, kaum halb so groß als Tscherbeney, hat 800 Einwohner. Auf diesen liegen 9000 Mk. Schulden, die der Ort machen mußte, um die Straße zu verbessern, und außerdem meist ein paar hundert Mark Schulden jeder einzelnen Familie. Die ganzjährigen Weber wohnen zur Miete; oder sie haben Haus und Ziege. Die Nahrung ist allgemein „Kaffee“ von ein paar Bohnen, Kartoffeln und Schwarzbrot, das die Weber über die nahe österreichische Grenze holen, weil es dann etwas größer ist. Wenn eine Familie Baumwollzüchen webt, so haben Vater, Mutter und zwei kleine Kinder zusammen 4 Mk. in der Woche. Sind mehrere Kinder da, so verdienen die älteren schon durch Spulen 10—15 Pfg. am Tag, und dann fangen sie möglichst bald zu weben an. Schürzenweber, deren es nur sehr wenige gibt im Dorf, erreichen mit dieser bedeutend schwereren Arbeit samt der Familie 7 bis 8 Mk. in der Woche. Der Lohn der Handweber ist in den letzten zwanzig Jahren auf ein Drittel gesunken. Die Arbeitszeit ist meist 16 Stunden (von 6—10) mit kaum Pause zu nennender Unterbrechung; „wenn einer ißt, muß der andere werke.“ Vor den zahlreichen Feiertagen weben sie die ganzen

Nächte, in diesen verdienstlosen Tagen kommen sie sonst nicht aus.

Nach diesem allgemeinen Bild, das mir der Dorfwirt gibt, einige einzelne Familien:

Ein Steinmetz, mit gesunder Luftfarbe; er webt nur im Winter; in der großen Stube arbeitet am einen Webstuhl er, am anderen seine Frau; für die Mutter spult die erwachsene Tochter, und der alte Vater für den Nachbarn, den Scherer; zwei kleine Kinder sind dabei. Alle sehen gesund aus. Obwohl an den beiden Webstühlen der Vater samt einem für ihn spulenden Schuljungen und die Mutter samt ihrer Spulerin, der erwachsenen Tochter, nur je 5—6 Mk. in der Woche verdienen, ist's kein Bild des Elends.

Dagegen das nächste. Eine kleine winzige Stube, für 36 Mk. jährlich gemietet, darin zwei Betten, ein Webstuhl, ein zur Bereitung des Mittagessens dienender Ofen: also Schlafzimmer, Wohnzimmer, Werkstätte, Küche zugleich, dunstig und heiß vom Kochen. Am Webstuhl eine fahl, elend aussehende Weberin; sie arbeitet leichten blauen Baumwollstoff, das ganze Jahr, Landwirtschaft haben sie keine. Das Mädchen und die Frau, die gerade kocht, verdienen zusammen nach Angabe des Wirts etwa 5 Mk. in der Woche. Im selben Raum schustert der Mann, ein etwas vertrunkener Kriegsveteran mit Pension. Er hat aber wenig Kunden, alles geht hier barfuß. Daher spult er öfters für die Weberin. Diese ist fremd, aber seit der Kindheit bei ihnen: „Als sechsjähriges Waisenkind, schon ganz versaut“, ist sie hergekommen; von der Frau gereinigt und aufgezogen, bleibt sie nun dafür bei ihnen: „die zwei könnten sich gar nicht ernähren, wenn die nicht bei ihnen war,“ sagt man mir. Es wird gerade gekocht: etwas Fleischartiges, weil kürzlich ein Notschlachten einer Kuh war, und Klöße. Zwei Kinder sind dabei, von etwa vier bis sieben Jahren; es sind die Kinder einer Witwe, die in Waldenburg Fabrikarbeiterin ist und nie kommen kann, die Kinder zu sehen. Die Mutter zahlt für den kleinen Buben 1 Mk. wöchentlich Kostgeld, für das Mädchen nichts: „Wir wollen nichts haben,“ sagt die Weberin mit einem Leuchten ihres blassen, kränklichen Gesichts, „die Mutter ist selbst so arm.“ Die Witwe verdient in der Fabrik den Tag 1,20 Mk. und hat noch ein Kind dort, für das muß sie auch zahlen.

Im Hause nebenan weben an zwei Webstühlen der blasse etwa 18jährige Sohn und ein Mädchen; die jüngeren Geschwister spulen. Der Vater arbeitet außerhalb in einer Mühle, er kann nicht viel

schicken; die übrigen verdienen zusammen an den beiden Webstühlen je 5—6 Mk.

Im letzten Hause des Dorfes: eine große Stube, die einzige des Hauses, das außerdem nur den Stall mit einer Ziege enthält; an den beiden Webstühlen weben Mann und Frau von früh 5 oder 6 bis abends 10 oder 11; für beide spult die Mutter des Mannes; so verdienen die drei zusammen am Webstuhl des Mannes $6^1/_4$, am Webstuhl der Frau $5^1/_2$ Mk. in der Woche. Schulden und Schulsteuer drücken. Seit einem Jahre gibt's eine Mark weniger Lohn in der Woche; der Baumwollweblohn ist herabgesetzt worden. Der Mann ist von Arbeit und Sorge zerquält. Die Frau blaß. Das gesunde 2jährige beißt gerade in die Mittagskartoffel. Das Schulmädel, das erwartet wird, kommt bläßlich, aber sauber und wohlerzogen aus der Schule. Die Frau sucht den bei der rastlosen Arbeit liegen gebliebenen Schmutz wegzukehren, die Unordnung wegzuräumen. Außer den Webstühlen und dem Ofen steht im selben einzigen Zimmer das einzige Bett. Die übrigen müssen am Boden schlafen. Das Haus ist verschuldet und in dem absterbenden Ort nicht vermietbar; drum ist Wegziehen schwer. Und was anfangen?

Endlich eine letzte Familie: ein Mann in sehr schmutzigem Hemd und Unterhosen, abgearbeitet, Webertypus, Frau und sechs Kinder; der blasse älteste 16jährige webt, er und der Vater verdienen mit dem Spulen der anderen an zwei Webstühlen mit Baumwolle je 4—5 Mk., im ganzen also 9 Mk. für 8 Personen, auf die Person und Woche rund 1 Mk.! In der großen Stube außer Webstühlen und Spulrädern und Ofen ein Bett für die Eltern, die anderen sechs schlafen auf Polstern auf dem Fußboden; in der Kinderwiege ein Kleinstes, das Zimmer überfüllt, voll Unordnung. Die Arbeitszeit ist von 5 Uhr früh bis 10 oder 11 Uhr abends.

Und doch haben wir das äußerste Weberelend noch nicht kennen gelernt. Einige Zeit, nachdem ich in Straußeney war, bekam ich einen Brief, in dem mir ein Weber schrieb, ob ich ihm nicht irgendwie helfen könnte. „Geehrter Herr, ich bin jetzt sehr übel dran, denn zunächst bin ich krank, ich habe Lungenkrankheit und solches Reißen in den Gliedern, hauptsächlich in den Beinen, und da kann ich beim Webstuhl nicht viel arbeiten, und dabei muß man auf die Beine kräftig sein. So kann ich mir sehr wenig verdienen. Früher hab ich schon eine Zeitlang eine Aushilfe gehabt, nämlich die Rente. Aber später nach einer Untersuchung von Doktor . . . in

Glatz ist mir die Rente wieder abgezogen worden. Der stellte ein solches Attest aus, daß ich vollständig gesund sei. Aber das fühl ich am besten selber, ob ich gesund oder krank bin. Es wäre mir lieber Gesundheit als Rente, wenn's nur der Fall wäre. Im Sommer ist auch die Frau erkrankt worden, die ist in Cudowa von zwei Ärzten untersucht und behandelt worden. Auch im Krankenhause in Scheibe bei Glatz ist sie gewesen, und so macht das alles viel Geldauslagen. Bisher ist es auch noch nicht viel besser geworden mit ihr. Denn so lange kann man sich vom Arzt nicht behandeln lassen, wenn man dazu keine Mittel hat. Ich kann einmal nicht so viel verdienen, daß ich könnte Kartoffeln und trockenes Brot für mich, Frau und noch für die 4 kleinen Kinder besorgen. Dazu kommt noch viel anderes. Wöchentlich die Miete bezahlen, wie ich jetzt in einigen Tagen wieder das Mietsgeld geben soll und weiß noch nicht, wo ich's hernehmen soll. Das Holz und die Kohle, die hier überhaupt teuer kommt. Denn hier wird Waldenburger Kohle gekauft. Früher war hier auf der Grenze eine Kohlengrube gewesen, da war's besser, aber mit der ist schon alle. Jetzt kostet der Zufuhr zu viel. Wegen dem allen hab ich mir schon viel Schulden gemacht, und jetzt weiß ich mir wirklich keinen Rat mehr, denn ich tu jetzt sehr wenig verdienen und die Frau fast gar nichts." Vom Gemeindevorsteher erhielt ich sodann auf Anfrage die Auskunft, daß dieser Weber 30 Jahre alt, seit 8 Jahren verheiratet und Vater von vier Kindern von 8, 6, 4 und 2 Jahren ist, als erwerbsunfähig die Invalidenrente bezog, aber, „da sich vielleicht sein Gesundheitszustand etwas gebessert hat", die Rente wieder verlor; „er verdient wöchentlich etwa 2,50 – 3 Mk., aber mit großer Mühe, seine Ehefrau ist schon seit längerer Zeit krank, so daß sie sich auch nichts verdienen kann."

Der Postkutscher, der von Cudowa an die Bahn nach Reinerz fährt, befördert immer die früh invalide gearbeiteten Weber dorthin, die zur Untersuchung nach Glatz fahren. Es sind 20jährige darunter. Von der Schule ans Spulrad, vom Spulrad an den Webstuhl, so wachsen viele Weber auf, ohne das nächste Dorf zu sehen, bis sie zur Stadt fahren, um sich die Invalidenrente zu erbitten.

Was ich in den beiden von mir besuchten Webergegenden Schlesiens, im Schömberger Kreis und in der Grafschaft Glatz, gesehen habe, ist t y p i s c h für die Reste der Hausweberei auch im übrigen Schlesien. Wir wissen aus zuverlässigen Schilderungen von Oberschlesien, vom schlesischen Eulengebirge und von der ganzen

Provinz, daß Schlesien auch heute noch an Schärfe und Masse der Not alle anderen Webergegenden Deutschlands übertrifft, obwohl die Zahl der Ärmsten abgenommen hat.

Wenn Regierungsrat v. Minutoli richtig rechnete, als er die Elendsbevölkerung der schlesischen Spinner und Weber Mitte des 19. Jahrhunderts auf eine Viertelmillion Menschen schätzte, so ist zweifellos seitdem der Umfang des Übels, wenigstens in hausindustrieller Form, geringer geworden. Die Spinnerei ist seitdem so gut wie vollständig aus den Häusern verschwunden; wir sahen die verwandelte Form des Schicksals der Spinnerinnen. Die Weberei dagegen ist noch zu großem Teil in dem von uns beobachteten hausindustriellen Zustand: im Jahr 1899 haben amtliche Erhebungen über die schlesische Hausweberei ergeben, daß von den schlesischen Hauswebern ein Jahreswert von 24 Millionen Mark hergestellt wurde, das ist mehr als der vierte Teil des gleichzeitigen Jahreswerts der gesamten schlesischen Weberei. Und da selbstverständlich zur Herstellung gleicher Mengen von Gewebe eine weit größere Zahl von Personen in der Hausweberei nötig ist als in der Fabrik, so ergibt sich, daß gegen das Ende des Jahrhunderts noch ein großer Prozentsatz der Arbeitskräfte in der Weberei Schlesiens am Handwebstuhl gearbeitet hat; und heute wird das nur wenig anders sein. Wir werden kaum zu hoch greifen, wenn wir schätzen, daß heute noch die Hälfte der schlesischen Weber Hausweber sind. So daß hundert Jahre nach Erfindung des mechanischen Webstuhls, im Zeitalter des gepriesenen technischen Forschritts des Kapitalismus, die größte Provinz Preußens, nächst Bayern die größte Gebietseinheit des Deutschen Reiches, ihre traditionelle große Industrie noch etwa zur Hälfte von Arbeitskräften betreiben läßt, deren heutige Verfahrungsweise seit 100 Jahren veraltet ist. Und da ein außerordentlich großer Teil dieser schlesischen Hausweberei gewöhnliche Baumwoll- und Leinenwaren fertigt, also gerade die Waren, in denen die Überlegenheit des Fabrikbetriebs die vollständigste ist, so kann man sagen, daß etwa ein Drittel der Arbeiter dieser großen historischen Industrie sich in der denkbar unzweckmäßigsten Kleinbetriebsverfassung befindet; ebenso wie von der Bodenfläche desselben Landes ein Drittel in der denkbar unzweckmäßigsten Verteilung und Betriebsgestaltung, in der Hand des privaten Großgrundbesitzes, verblieben ist.

Die Reichsstatistik von 1895 zählte noch 22000 Hausweber-

betriebe in Schlesien, deren Personenzahl auf 38000 angegeben wurde; wobei sicher die in Schlesien so häufigen Winterweber nicht alle erfaßt sind. Schätzungen der letzten Jahre geben die Zahl der Handwebstühle in Schlesien auf 15000, die der Handweber auf 20000, und die der Personen, welche zum größten Teil von der Handweberei leben, auf 30000 an.

Die Tendenz der Abnahme ist zweifellos; das Tempo aber stockend und je nach den Zweigen der Weberei verschieden. Die Baumwollweberei, in England als erster Zweig der Weberei fabrikmäßig entwickelt, blieb bei uns, da sie nächst Sachsen vor allem Schlesien als Standort hatte, infolge der niederen Löhne lange hausindustriell; immerhin erfolgte, als in den sechziger Jahren eine starke Nachfrage nach Taglöhnern viele Handweber zur Taglöhnerarbeit zog, so daß die Weblöhne stiegen, nun endlich ein Aufschwung der Maschinenweberei in der Baumwollenindustrie Schlesiens und eine Abnahme der schlesischen Baumwoll- und Wollhandstühle um 3500 Stück in den Jahren 1860—85. Zugleich aber wuchs noch die Zahl der Leinen- und Halbleinenhandstühle!

In drei Handelskammerbezirken (Schweidniz, Landeshut, Lauban) war die Gesamtzahl der Handweber

im Jahr 1860	18000
1899	6000

Die Abnahme erfolgte aber wieder nicht gleichmäßig; vielmehr ist im Handelskammerbezirk Lauban, dessen Hausindustrie in der Herstellung von Taschentüchern eine von der Fabrik weniger gedrückte Spezialität hat, die Zahl der Weber noch 1889—95 stets etwas über 5000 geblieben, die ihrer männlichen Gehilfen zuletzt etwas gesunken, dafür die ihrer weiblichen Gehilfen um ebensoviel gestiegen, die der Webstühle von 1889—99 nur von 6300 auf 5800 gesunken. In den Kreisen Reichenbach, Schweidniz und Waldenburg sank 1865—85 die Zahl der Baumwollhandwebstühle um $^1/_3$, die der Leinenhandwebstühle nur um $^1/_4$. Ja in denselben Kreisen wurde im Vergleich mit dem Jahr 1850 noch im Jahr 1885 eine Zunahme der Leinenhandwebstühle festgestellt. Immerhin betrug in diesen drei Kreisen die Zahl der Handweber

im Jahr	1850	1870	1892	1899
	20000	15000	7700	5700

Aufschwungszeiten führten bis jetzt immer eine augenblickliche Zunahme auch der Handweberzahl, ja einen „Mangel an Handwebern

in Schlesien“, mit den obligaten Klagen der Handelskammern über diesen „Arbeitermangel“ herbei. So noch in den Aufschwungsjahren von 1894 an. Die Löhne gingen da auch bei den schlesischen Handwebern stellen- und zeitweise etwas in die Höhe. „Als dann 1900 der Umschwung kam und eine Beschränkung der Produktion eintrat, waren es natürlich in erster Linie die Handweber, die darunter zu leiden hatten. Im Winter 1901/2 haben zum ersten Male seit längerer Zeit viele von ihnen keine Beschäftigung finden können. Das hat in verstärktem Maße dazu beigetragen, sie zur Abkehr von ihrer bisherigen Tätigkeit zu bringen. Es ist daher zu erwarten, daß die Handweberei (auch die schlesische) sich immer mehr auf die Gebiete beschränken wird, auf denen sie noch für längere Zeit Aussicht hat, erfolgreich in Wettbewerb zu treten: nämlich auf ganz feine und ganz breite Leinen, auf Damaste und auf Spezialartikel, die einen mechanischen Stuhl nicht genügend beschäftigen würden.“

Möge diese Voraussage des sachkundigen Dr. Potthoff auch für Schlesien bald in Erfüllung gehen.

Aber man stelle sich die erfreuliche Bewegung der Abnahme der Hausweberei nicht allzu gemütlich vor. Sie kann es sein, wenn anderweitige günstigere Arbeitsgelegenheit ihre Ursache ist; wie es aber bei den schlesischen Hauswebern aussieht, wenn sie wieder einmal durch Arbeitslosigkeit auf ihre Überflüssigkeit aufmerksam gemacht werden, abgeschlossen von der Welt, zwischen Gebirge und Schnee in ihren einsamen Hütten — das sei durch einige Bilder aus der Arbeitslosigkeit Anfang der 90er Jahre illustriert. Diese Bilder können auch heute und morgen wirklich sein; jede Absatzstockung läßt sie erstehen. Wie jede Technikverbesserung, die ein Stück Hausweberei wieder weniger profitabel macht, die Handweber mit Lohnherabsetzung oder gänzlicher Entlassung bedroht, so jede der periodischen Krisen, deren Wiederkehr in der kapitalistischen Produktion selbstverständlich und regelmäßig ist. Fußfällig baten ihn die Hausweber, so erzählte mir aus solcher Periode ein Fabrikbesitzer und Arbeitgeber der Schömberger Hausweber, ihnen nur Arbeit zu geben. Das Wort Arbeitgeber offenbart in solchen Augenblicken seinen tiefen Sinn. Aber im selben Augenblick wird klar, daß das Wort „Arbeitgeber“ eine Machtstellung mit ihren Vorteilen, aber keine Pflicht bedeutet.

Hier einige Bilder aus den Zuständen, die immer wieder kommen, so bald wieder die Arbeitslosigkeit über die Handweber hereinbricht.

Die Bilder sind dieselben, welche Gerhard Hauptmann sah, als er im Februar 1892 unter den Webern des Eulengebirges seine Wirklichkeitsstudien machte. Ich entnehme sie, meist wörtlich, dem genannten Aufsatz von Baginski.

Steinseifersdorf, hinter Peterswaldau gelegen. Über eine kahle Schneefläche versprengte schadhafte Hütten aus Lehm, Reisig, Brettern. Nichts Lebendiges zu sehen. Selten, daß aus einem Rauchloch auf den schiefen Dächern dünner Rauch aufsteigt. Geheizte Wohnräume gehören in diesem Landstrich zu den schwer zu erringenden Kostbarkeiten. In diese rechts von der Fahrstraße abliegende Hütte wollen wir eintreten. Auf unser Klopfen antwortet von innen kein Laut. Noch einmal geklopft, stärker als vorher. Jetzt schlürft etwas langsam dem Eingang zu. Ein grober Holzriegel wird zurückgeschoben. Es zeigt sich ein menschliches Antlitz, dessen Ausdruck der eines wunden, furchtsamen Tieres ist. Wie ein aufgescheuchter Missetäter starrt der Öffnende die Eindringlinge dumpf an. Die Gestalt ist in Lumpen gehüllt. Der ungefähr 50 Jahre alte Mann spricht nicht. Er führt uns den schmutziggrauen kalten Hausgang entlang, tappt nach einer Tür und stößt sie auf. Man sieht einen Webstuhl, auf dessen Sitzbrett eine zusammengedrückte Frauengestalt, einen kalten Herd, vier schmutzige Wände, von denen Wasser tropft, an einer entlang einen Bettkasten mit ein paar weiteren Lumpen, die das fehlende Bettzeug ersetzen sollen. Sonst erspäht das Auge nichts in dem Raum. Der Mann murmelt etwas zu der Frau. Sie richtet sich auf. Beide haben rote, entzündete Augen, aus denen mit der gleichen Monotonie, wie von den Wänden, unaufhörlich Wasser läuft. Die beiden sind über das laute Klagen hinaus. Hauptmann beginnt zu sprechen, zögernd, beklommen von so viel Jammer. Er lockt wenige rauhe Äußerungen hervor. Es ist schon lange her, daß die letzte fertige Webe abgeliefert wurde, nichts Eßbares, nichts Brennbares im Hause. Kein Brot, kein Mehl, keine Kartoffeln, weder Holz noch Kohle.

An einer Wegverbreiterung liegt der Dorfkrug. Die Gaststube weist wenig Behaglichkeit auf, die Wirtsleute sehen herabgekommen und mißmutig aus. Kein Geschäft. Die Wirte in den großen Fabrikdörfern haben es besser. Sie können Herrenstuben anlegen, es kommen Buchhalter, Lehrer, Aufseher zu ihnen. Hier in Steinseifersdorf sei man auf die Weber angewiesen; davon sich ordentlich satt zu essen, sei unmöglich. Im Winter erst gar nicht. Im benachbarten Kaschbach sei das Elend noch größer.

Langenbielau wurde nach solcher Fahrt durch das Golgatha der Armut als Erleichterung empfunden. Die Webereien mit ihrem unaufhörlichen Maschinenlärm, der das Gehör abstumpft und die Nerven quält, sind kein erhebender Anblick, aber sie vereinigen, bringen den Arbeitern Gefühl und Verständnis für Solidarität, brüderliches Handeln nahe.

Am Vormittag des nächsten Tages ging die Fahrt nach Kaschbach. Der Ort sieht noch verlorener aus als das gestern besuchte Dorf. In einem Häuschen führt uns ein Weber, der den geschwollenen Arm in einer Binde trägt, in eine Ecke der Stube. Auf einem Lager aus Stroh und Lumpen liegt seine kranke Frau, neben ihr ein Kindchen, über und über mit Ausschlag bedeckt. Kein Hemd bedeckt das fiebernde Körperchen, es liegt nackt zwischen den am Boden liegenden Lagerfetzen. Der schüchterne Vater, selbst von Schmerzen gepeinigt, steht dabei, die Ratlosigkeit in Person. Wäre doch wenigstens Nahrung im Hause! Der Armenarzt? Er müßte in jedem Hause, das er betritt, Essen, Wärme, Licht, Trockenheit verschreiben, wenn er seine Wissenschaft nicht zum Narren halten will. Das kann er nicht und darum läßt er sich so selten wie möglich sehen.

Die nächste Behausung ist beinahe ein freundlicher Aufenthaltsort zu nennen, verglichen mit der vorigen. Zwei ältere Leutchen, nicht so zermartert, auch nicht zerlumpt. Der Mann webt, er hat hin und wieder zu tun. Seine freundliche Frau ist nicht weit davon entfernt, das Glück dieses Heims zu preisen. Wir haben es besser als die meisten Nachbarn, erzählt sie, nicht ohne einen Anflug von Behäbigkeit. Sie zeigt auf ein erst angeschnittenes Brot. Es ist ein Feuerchen im Ofen, ein Tisch ist vorhanden und ein richtiges Bett. An den Holzwänden kleben grellbunte Bilderchen, Neuruppiner Qualität. Die Frau langt nun gar noch eine Kaffeemühle vom Herd und beginnt eine kleine Quantität Getreidekaffee zu mahlen. Wir werden zum Mittrinken eingeladen und nehmen gern an. Der Mann ist gesprächig, in der Bestimmtheit seiner Äußerungen aber sehr vorsichtig, zurückhaltend. Seine Bemerkungen sind so gehalten, daß sie nicht leicht irgendwo anstoßen können. Hauptmann äußerte später, er habe diese vorsichtige Bedachtsamkeit als charakteristischen Zug der Weber oft beobachtet, sie sei wohl allgemein aus der großen Armut zu erklären, mit der oft eine devote Haltung allen Fremden gegenüber verknüpft ist. Beim Abschied wies uns die Frau eine Hütte mit der Bemerkung, sie glaube, deren Bewohner

seien am Verhungern. Es war nicht übertrieben. Als wir eintraten, stand eine Frau in dem öden, schmutzigen Grau der Stube inmitten einer weinenden Kinderschar. Zwei, drei schon erwachsene Mädchen, mager, bleich, wischten sich verstohlen die Spuren soeben vergossener Tränen von den Gesichtern. Hier regierte der Hunger unumschränkt. Die Frau, im letzten Stadium der Schwangerschaft, litt am meisten unter dem kläglichen Weinen der kleineren Kinder, denen sie nichts zu essen geben konnte. Der Mann war seit zwei Tagen fort, auf Bettelei aus. Er würde ja etwas mitbringen, es sei nur so schwer, in dieser Gegend was zu bekommen. Man müßte weite Wege machen für ein Stück Brot. Gestern waren noch ein paar Kartoffeln aufzubringen, heute gar nichts. Sie wisse nicht mehr, was sie den Kindern geben oder sagen solle. Den Pfarrer habe sie bitten lassen, ihr aus dieser äußersten Not zu helfen. Nur ein paar Mäuler voll Essen. Er habe selbst nichts, lautete die Antwort.

2. Günstigere Gegenden.

Die ganz besondere technische Zurückgebliebenheit Schlesiens spricht aus folgenden Zahlen:

Benutzung von Motoren in der Textilindustrie (1895):

	Gewerbebetriebe überhaupt	Motorenbetriebe	Von den Gewerbebetrieben sind Motorenbetriebe	Pferdestärken
Schlesien	33 000	429	1 %	29 000
Rheinland	28 000	2200	8 %	96 000
Königreich Sachsen	85 000	3100	4 %	103 000

Es gibt allerdings auch andere Gegenden, die an technischem Zurückbleiben und an Weberelend Schlesien wenig nachgeben; so vor allem das Eichsfeld. Wir werden es im nächsten Abschnitt kennen lernen. Aber sonst sind meistens nur kleine Reste oder nur solche Teile der Hausweberei bis heute geblieben, welche technisch weniger im Nachteil sind.

Kleine Reste der Hausweberei in gewöhnlicher Baumwoll-Stapelware sind an abgelegenen Punkten, wie in Görwihl auf der Höhe des Schwarzwalds, noch vor einigen Jahren gefunden worden.

Größere Massen von Hausweberei haben sich in der Schweizer Seidenstoffindustrie erhalten; sowohl innerhalb der Schweiz wie auch außerhalb, von Zürich aus geleitet. Die großen Züricher Häuser haben, um den Zoll zu umgehen, im Ausland 8600 mechanische und 2300 Handwebstühle in Betrieb. So ist z. B. die Seidenweberei des südlichen Schwarzwalds in ihren Händen. Die Hauptmasse ihrer Webstühle ist aber in der Schweiz selbst: 13000 mechanische und noch 18000 Handwebstühle. Neben dem Anwachsen des Fabrikbetriebs wuchs bis zum Jahr 1881 auch die Zahl der Handwebstühle, bis auf 30000; infolge Modewechsels fiel sie bis zum Jahr 1885 auf 21000, blieb dann im Durchschnitt der Jahre ungefähr auf dieser Höhe bis zum Jahr 1900 und sinkt seitdem langsam. Die Hauptursache, daß diese dem mechanischen Betrieb durchaus unterliegende, unhaltbare Hausindustrie noch so massenhafte Arbeitskräfte findet, trotz schlechter Löhne, liegt daran, daß in den Gebirgen der Schweiz noch große verkehrs- und industriearme Gebiete vorhanden sind, in denen die weibliche Landbevölkerung namentlich für den Winter eines Nebenerwerbs bedarf, welcher den Ertrag der Weidewirtschaft ergänzen, nicht aber zur Lebensfristung ausreichen muß. Seit 1830 an die Stelle des durch die Fabrikkonkurrenz unmöglich gewordenen Spinnens getreten, jetzt wieder der Konkurrenz der Fabrikweberei erliegend, verschwindet diese Hausweberei überall in der Nähe der Stadt und wird seit den 60er Jahren von den Arbeitgebern systematisch in entlegenere, anspruchslosere Gegenden mit niederen Löhnen eingeführt; in diesen findet sich auch noch die „Jungfer" am Webstuhl ein, während in Fabrikgegenden die Mädchen aus der Hausweberei in die Fabriken verschwinden und nur die Hausfrauen am Webstuhl verbleiben, um den erwünschten Nebenverdienst zu Hause erreichen zu können. Männer sind fast nie am Seidenstoffwebstuhl zu finden, wo aber doch, überhaupt wo ausnahmsweise von dem Weben gelebt werden muß, ist Elend, während im allgemeinen das Weben als Nebenverdienst nur mithilft, die Lebenslage behaglich zu gestalten.

Solche Verbindung von Hausweberei mit einem Haupterwerb anderer Art, namentlich mit eigener Landwirtschaft, sowie der Besitz eines eigenen Häuschens, diese Faktoren sind von jeher wirksam gewesen, um Hausweberei mit niedrigsten Löhnen zu erhalten; freilich auch um diejenigen, welche diese Verbindung zweier Einnahmequellen wirklich haben, vor äußerster Not zu schützen, während die Besitzlosen oder Verschuldeten, die vom selben Lohn leben sollen, im Elend umkommen.

Von der Leinenweberei gibt es hausindustrielle Reste außer Schlesien in der Lausitz, in den Gebirgsgegenden Sachsens, in Westfalen (Bielefeld, Münster), im Fürstentum Lippe und in Württemberg (Laichingen).

In der Oberlausitz (Eibau und Nachbardörfer) habe ich eine Anzahl Leinenhausweber aufgesucht. Ihre Lebenslage ist etwas, aber nur wenig höher als die ihrer schlesischen Kollegen; nur ist zum Glück ihre Zahl bereits viel geringer.

Einige Beispiele. Ein alter Hausweber in einem kleinen Häuschen, das sein eigen ist, verdient samt seiner für ihn spulenden Frau 6 bis 7 Mk. in der Woche! Das Essen ist morgens Mehlsuppe, mittags Kartoffeln und abends wieder Kartoffeln. Er weist mich weiter an ein anderes Paar; hier weben beide: die Person erwebt neun bis zehn Mark in der Woche, davon geht aber für Spulen, Scheren und Treiben, da die Beiden ausschließlich weben und alle Vorarbeit anderen übergehen, so viel ab, daß je 6 bis 7 Mark für den Weber bleibt. Zwei ältere Frauen, bei denen ich dann eintrete, arbeiten zwar in behaglicher großer Stube und guter Luft, mit einem kleinen Kind dabei, haben aber einen lächerlich kleinen Verdienst. Die eine webt reine Leinwand und spult sich ihr Garn selbst; der Kaufmann hat ihr von 8 auf 9,60 Mk. pro Stück zugelegt: seit dieser Aufbesserung verdient sie 45 Pfg. am Tag! In der Woche 2 bis 3 Mk.! Sie hat etwas Vermögen. Die andere spult rotes Garn für eine Fabrik, von früh bis spät, und erreicht damit 20 Pfg. täglich; da zu anderer Arbeit ihre Augen schon zu schwach sind, muß sie bei diesem Verdienst von 20 Pfennig täglich bleiben, zu dem eine Invalidenrente von etwa 9 Mk. monatlich, also 30 Pfg. täglich, hinzukommt. Ein paar Häuser weiter: ein Alter am Webstuhl, er und die Frau weben und spulen abwechselnd und verdienen so zusammen täglich eine Mark. Der Alte hat eine Invalidenrente, 11 Mk. im Monat; „sonst müßten wir hungern," setzt er hinzu. Viele hundert Nächte haben sie früher durchgearbeitet: „da wirkte ich und dann sie". Das war, als sie ihre sieben Kinder aufzuziehen hatten. Jetzt ist's eher besser, da die Kinder groß sind. Die saubere große Stube mit altem nettem Hausrat, in der sie weben, macht einen behaglichen Eindruck, trotz des erbärmlichen Verdienstes. Eine andere Alte, die im selben Zimmer spult für eine Fabrik, verdient 20 Pfg. im Tag; sie hat dazu eine Altersrente von 9 Mk. monatlich, so daß ihr Einkommen fast 50 Pfg. im Tag beträgt. Im Nebenhaus webt der Zeitungsbote; es füllt seine freien

Stunden. Auch hier ist das Zimmer behaglich. Die erwachsenen Kinder arbeiten in der Fabrik; das erleichtert diesem wie wohl auch vielen anderen alten Hauswebern die Existenz.

Im unmittelbar an Eibau anschließenden Dorf Oberoderwitz: ein Mann in den Sechzigern und seine Frau weben miteinander abwechselnd sehr breite Leinwand; der Webstuhl geht dementsprechend schwer, wie ich sofort merke, als ich die Lade bewege; der Verdienst ist für beide zusammen bei sechzehnstündiger Arbeitszeit 2 Mk. im Tag, aber dann kommen die mit Vorrichtearbeiten vergehenden Tage, die sind noch abzurechnen. Die verheiratete Tochter, deren kleines Kind die Alte spulend in der Wiege schaukelt, geht in die Fabrik. Ihr Mann ist Tischler mit 12 Mk. in der Woche. Sie haben weiter nichts daneben. Bei all dieser Arbeit ist die Wohnung sauber und kein Bild von dem Elend, das im Kern der Familie enthalten ist.

Weit günstiger liegt die Sache in Nordwestdeutschland, in Rheinland-Westfalen. Zum größten Teil längst verdrängt durch die viel höheren Löhne der Großindustrie, Kohle und Eisen, sind nur im Winter noch größere Massen von westfälischen Leinenhandstühlen im Gang, und dann zu weit besseren, zu westfälischen Löhnen, welche durch Spezialitäten (breite und feine Leinewand und feinste Taschentücher) ermöglicht sind.

Vereinzelt habe ich noch in Westfalen Handweberei gefunden. An der Straße von Bielefeld nach Örlinghausen am Teutoburger Wald trat ich bei einem Mann ein, der Leinwand webte. An dem äußerst breiten Stoff, eine sehr schwere Arbeit, zwölf bis vierzehn Stunden webend, verdient er 2—2,50 Mk. täglich. Der Mann ist im Sommer Bauarbeiter; das Weben füllt nur die arbeitslose Zeit. Die Frau und die Kinderschar, gerade beim Essen, sehen alle blühend aus; Fleisch und Gemüsesuppe auf dem Tisch: kein Weberelend. Die Stube ist zwar beengt durch den großen Webstuhl. Aber es ist besser als wenn die Frau in die Fabrik ginge, um das Loch zu stopfen, das die Winterarbeitslosigkeit des Bauarbeiters in der Kasse läßt; auch ist's besser, als wenn die Frau sich an die Nähmaschine setzte — und so ist der alte Handwebstuhl hier ein Segen, indem er dem Manne ermöglicht, auch im Winter zu verdienen.

In Örlinghausen selbst fand ich nichts mehr von dem Webergewerbe, dem das reizende Bergstädtchen entstammt.

Als in Bielefeld und überall an der Bahn Fabriken gebaut

wurden, die den Hauswebern die Arbeit nahmen, fehlte dem mehrere Stunden von Bielefeld entfernten hochgelegenen Ort lange alle Bahnverbindung und auch das Wasser, das die Fabrik braucht. Bei den Frauen und Mädchen trat an die Stelle des Webens die Heimarbeit der Wäschenäherei. Die Männer haben zunächst die Leinewandweberei, die in jedem Haus betrieben wurde, mit der Plüschweberei vertauscht; auch diese mußte nach Bielefeld verlegt werden, als sie fabrikmäßig wurde. So war für die Männer hier wenig zu finden. Die jungen wanderten fort, hauptsächlich als Ziegler. So auch die Söhne des Webers, der mir das erzählt. Er ist der letzte hier. Jetzt webt er Handtücher für die Bauern; sie spinnen das Garn im Winter und bringen es ihm, nach alter Art. Wenn er gut arbeitet, verdient er täglich 1,50 Mk. mit Hilfe seiner Frau, die für ihn spult. Beide machen einen kümmerlichen, elenden Eindruck.

Wo sich in Westfalen und im Rheinland bei den Zwergbauern und bei den Landarbeitern mit Parzellenpacht, den Heuerlingen, Konfektion und Zigarrenhausindustrie auf dem Lande ausbreitet, da ruht diese neue Hausindustrie vielfach auf dem Untergrund einer alten, versunkenen: auf der abgestorbenen Hausweberei. Sie zu ersetzen war eine gute Mission der neuen Hausindustrie; aber die neue Hausindustrie folgte denselben Regeln wie die alte: ihre Löhne sanken, ihre Arbeitszeit dehnte sich aus.

So zeigt sich denn selbst in den Provinzen blühenden Industrieaufschwungs, welche Hunderttausende fremder Arbeiter heranziehen, die Schwierigkeit des Endes der Hausweberei, vor allem auf dem Lande, wo sie eine unentbehrliche Ergänzung bäuerlichen und halbbäuerlichen Erwerbes war.

Als solche besteht sie noch, aber nicht in Form des Verlages, sondern als Überschußproduktion der Landleute, namentlich in der Provinz Hannover. „Dort gab es, nach einer Mitteilung der Kgl. Leggeinspektion zu Göttingen, 1901 noch 65 399 Handwebstühle, die meist nur einen Teil des Jahres (vorzugsweise Februar bis Mai) im Betrieb sind und über 6 Millionen Meter leinener, halbleinener und baumwollener Gewebe im Werte von etwa 4 Millionen Mark jährlich liefern. Diese Leinen werden auf den „Leggen" (staatlichen Schauanstalten) von Händlern aufgekauft und größtenteils in Deutschland, zum Teil aber auch nach dem Ausland (Dänemark, Ver. Staaten von Nordamerika) abgesetzt. Die Produktion ist übrigens seit längerer Zeit beträchtlich im Rückgang, und die Einrichtung wird,

ebenso wie schon früher in anderen Landesteilen, auch hier demnächst verschwinden."

Einen etwas anderen Charakter als die bisher betrachteten Zweige dieses absterbenden Baumes trägt die Hausweberei wollener und halbwollener Stoffe. Wenn bei den anderen Zweigen das Günstigste ein schnelles Ende ist, mit Verbleib wenigen Spezialitäten, so daß die günstigsten Gegenden die mit den kleinster Resten sind. ist bei den Gegenden der Wollhausweberei das Günstige vielmehr das weit lebhaftere Interesse, welches die Arbeitgeber an der Erhaltung der Wollhausweberei haben; wie wir das bereits bei Betrachtung der technischen Sachlage gesehen haben (vgl. S. 26ff.).

Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß nun etwa die Wollhausweber ein Leben voller Wonne führten.

Aber sie zu beschäftigen bietet dem Kapital doch noch so viel Vorteile gegenüber der Anlage eigener Fabriken gerade bei dem Mode- und Saisoncharakter der Industrie, daß es profitabel genug ist, sie zu Hause arbeiten zu lassen.

Allerdings ist auch bei den Wollhauswebern nur deshalb die Heimarbeit für den Arbeitgeber bei manchen Artikeln profitabler als die Fabrik, weil die Löhne der Hausweber so niedrig sind; wie mir in Meerane von einem Fabrikbesitzer der Damenkleiderstoffbranche, welcher außerhalb auch Hausweber beschäftigt, gesagt wurde. Man berechnet, so wurde mir von einem anderen guten Sachkenner aus seiner Erfahrung als Angestellter und als Fabrikleiter auseinandergesetzt, man berechnet die Kosten eines Stückes auf dem mechanischen Stuhl und man taxiert „nach Gefühl", wieviel man dem Hausweber zu geben habe; dieser nimmt den Auftrag stets an. Ebenso der „Lohnweber", jener Zwischenmeister mit eigenen mechanischen Stühlen; dieser drückt dann eben seine Arbeiter. Zuweilen verlangt er Aufbesserung wegen Unmöglichkeit, so billig zu liefern, und bekommt sie dann auch. Im allgemeinen aber ist der kleine Hausindustrielle, vor allem der Handweber, nicht widerhaarig. Wenn ein Stoff mechanisch nicht herzustellen geht, weil er zu teuer wird, dann gibt man's dem Hausweber: der läßt sich drücken.

Immerhin aber kann der Wollhausweber, ohne daß der Unternehmerprofit leidet, etwas bessere Löhne bekommen als etwa der Leinen- oder gar der Baumwollweber.

Solche Wollweber, die Aristokraten der Hausweberei, gibt es

in Sachsen, im Elsaß, in Thüringen, am Niederrhein, in Oberfranken, in Berlin und in Orten seiner Umgebung.

Ich beginne mit jener charakteristischen Form der Hausindustrie, die sich ähnlich wie in der Damenkonfektion auch in der Wollweberei ausgebildet hat: den auch in den Textilfabrikstädten häufigen „Lohnwebereien". Sie erhalten von den Kaufleuten, für die sie arbeiten, das Garn und werden von ihnen im Stücklohn bezahlt. Also Zwischenmeisterbetriebe; eine dem Kaufmannskapital sehr bequeme Form der Hausindustrie. Alle Lasten des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung liegen allein auf dem kleinen „Selbständigen". Der Kaufmann gibt nur Bestellungen, wenn es ihm selbst gerade günstig ist; das Risiko, die Maschine stillstehen lassen zu müssen und samt seinen Arbeitern beschäftigungslos zu sein, trifft allein den Lohnweber. Er ist, trotz Dampfkraft und mehrerer Webstühle, ohne die Verbindungen, das Kapital und die Geschäftskenntnis des Kaufmanns hilflos. Trotz seiner Unternehmerstellung ist der Heimarbeiter, während sich in dem üppig gedeihenden und anscheinend zukunftsreichen Typus des Fabrikanten ohne Fabrik der reine Geldmensch ausbildet.

Mit dem Bewußtsein, diesen Kaufleuten völlig ausgeliefert zu sein, begann, als ich im Mülsengrund bei Zwickau Hausweberstudien machte, soeben ein fünfzigjähriger Mann, bisher Werkmeister einer Fabrik, eine neue Lohnweberei. Seiner sozialdemokratischen Gesinnung wegen entlassen, möchte er sich nun als älterer Mann nicht wieder anderswo unterordnen. Er, seine Frau und seine beiden heranwachsenden Söhne sind zunächst die Arbeitskräfte; für tausend Mark, die zum Teil geborgt sind, hat er den Dampfmotor gekauft. Mehrere Stuben in seinem Hause sind durchgebrochen und zur Werkstätte vereinigt.

Der nächste Ort, in dem ich Hausweber fand, war das an der Bahn gelegene Doppelstädtchen Hohenstein-Ernsttal. Die Station liegt an der Strecke Chemnitz—Zwickau. Während unten an der Bahn sich Fabrik an Fabrik erhebt, klappern Handwebstühle in jedem Hause am oberen Ende der bergan liegenden Stadt. Zweifellos gibt es hier noch mehrere 100 Hausweber, obwohl gerade in den letzten Jahren fünf Fabriken gebaut worden sind und Hunderte von Hauswebern aufgenommen haben. Die Stühle gehören meist den Fabrikanten und werden dann einfach eingezogen. Nicht selten werden die Webstühle dann auch in der Fabrik ohne

Dampfkraft, nur durch den Handweber, getrieben, da der mechanische Betrieb bei manchen Sachen nicht zweckmäßig ist. Die Aufnahme in die Fabrik geschieht dann um des bei guten Stoffen wertvollen Abfalls willen, der sonst dem Heimarbeiter verbleibt. Die guten Sachen, bei denen der Hausweber mehr verdienen konnte, werden daher nur noch selten in die Heimarbeit gegeben; zugleich hier ein Grund des Sinkens des Hausweberverdienstes in den letzten Jahren. Die Wirtin des kleinen Wirtshauses, in dem ich übernachtete, in einer nur von Hauswebern bewohnten Straße, erzählte mir zur Illustration dieses Verdienstrückgangs, daß sie vor fünf Jahren noch Kulmbacher vom Faß schenkte: die Hausweber konnten's noch zahlen; jetzt trinken sie nur noch Einfach und Schnaps und nur Sonntags.

Es ist sehr schwer, sich von dem „durchschnittlichen“ Verdienst in dieser Hausweberei ein richtiges Bild zu machen. Persönliche Leistungsfähigkeit, Jugend und Alter, Geschlecht, Zahl der mithelfenden Personen, Länge der Arbeitszeit, Qualität der Ware und des Verlegers, lange oder kurze Stücke mit relativ wenig oder viel Vorarbeiten, — alles das macht die Erfassung eines Durchschnitts oder Typus äußerst schwierig.

Die Angaben der Außenstehenden sind drollig widerspruchsvoll. Der Obermeister der Bäckerinnung verkündet mir aus seiner Erfahrung als Mitglied der Steuereinschätzungskommission, der Durchschnitt sei wöchentlich 18—20 Mk., 8 Mk. sei das mindeste; die Wirtin meint dagegen, 8—10 Mk. sei schon viel; der Gendarm gibt den halbamtlichen Aufschluß, 8—10 Mk. sei der Durchschnitt, bei den einzelnen Webern besserer Qualitäten und Muster 20 Mk. und mehr usw.

Hören wir daher die Weber selbst.

Eine alte Webersfrau erzählt: sie hat sich früher mit dem Schleppen der schweren Websachen, mit dem Weben, den Kindern und der Wirtschaft so überanstrengt, daß sie jetzt ganz schwach ist; auch ihr Mann ist entkräftet; sie verdienen daher nur 8 Mk. in der Woche zusammen. Jetzt spult sie nur noch, der Mann webt. Früher webte sie auch, leichte Sachen; einst verdiente sie damit 12 Mk., der Mann zuweilen für die schwersten besten Sachen 30 Mk. in der Woche. Jetzt, sagt sie, kann ein kräftiger junger Mann samt Frau mittels langer Arbeitszeit 12 Mk. in der Woche verdienen; in immer selteneren Ausnahmefällen mit besonders schweren Sachen bei guter Kost 20 Mk. und zuweilen einmal eine

Woche 30 Mk. — „nach dem höchsten Verdienst wird man dann gleich eingeschätzt!"

Die Lohnbücher kommen aufs Rathaus; der Arbeiter kann daher nicht Steuer hinterziehen wie es die Großen können. Doch ergeben die Lohnbücher der Heimarbeiter nicht den Verdienst des einzelnen und nicht den Stundenlohn; denn sie können nichts über die Zahl der Mithelfenden und über die Arbeitszeit aussagen. Oft arbeiten mehrere Personen nacheinander am selben Webstuhl oder die Familie hat mehrere Webstühle. Abends um 10 Uhr hört man viele Webstühle klappern; oft wird noch viel länger gearbeitet, nicht selten die ganze Nacht.

Ihre Stube, in der sie weben, fand ich öfters groß und luftig, öfters klein und überfüllt mit dem Webstuhl und anderen Arbeitsgeräten; sie ist stets zugleich auch Koch- und Wohnstube, während zum Schlafen hier ein anderer Raum vorhanden zu sein pflegt.

Wo keine oder schon erwachsene Kinder sind, sieht's ordentlich aus, trotz des Wollstaubes, der beim Weben und noch mehr beim Spulen entsteht.

Sind aber die Kinder noch klein, so findet man z. B. folgendes Bild: am Fenster der Webstuhl, voll Abfall und Wollstaub, Spulräder, Decken, deren Fransen noch geknöpft werden sollen, Arbeitsgeräte, ein eiserner Kochofen, in dem die Frau die Mittagskartoffeln kocht, und zwei kleine Kinder dazwischen, alles in größter Unordnung; die Schulkinder müssen nachmittags spulen oder Decken knüpfen, ebenso die Frau und die verheiratete Tochter. Die Tochter dieses Webers hat früher in einer Webfabrik gearbeitet; ihres kleinen Kindes wegen ist sie jetzt, als Frau eines in der Fabrik mit 15 Mk. wöchentlich angestellten Stuhlmeisters, zu Hause und verdient mit dem Knüpfen der Fransen an den Decken, da sie für jede Decke 3 Pfg. bekommt, 6 Pfg. in der Stunde. Aus ihren sympathischen Zügen spricht eine noch klarere Empfindung des Elends, als bei den abgearbeiteten und verkümmerten Eltern.

Endlich noch zwei Typen alter Wollenhausweber in Pausa bei Plauen im Vogtland. Ein Alter zeigt mir die aus Meerane, dem Platz seines Arbeitgebers, gesandten Webezettel. Alles steht darauf, nur vom Lohn kein Wort. Erst hinterher erfährt er die Lohnhöhe vom Faktor und würde Manches nicht weben, wenn er sie vorher wüßte. Er zeigte mir als Beispiel ein Stück, das er bereits gewebt hatte, 36 m lang, je 16 Pfg., ein ziemlich dichtes Gewebe. Um es zu weben braucht er fünf Tage, zu den Vorarbeiten drei

(scheren, spulen, einziehen), zusammen acht Tage, also in acht Arbeitstagen 5 Mk. 76 Pfg. Im Durchschnitt verdient er die Woche 4 bis 5 Mk., selbstverständlich mit Hilfe der neben ihm für ihn spulenden Frau. Jahresverdienst der zwei Menschen zusammen 240 Mk.

Unten im selben Haus trat ich bei einem anderen 62jährigen Hausweber ein. Den Sonntag Vormittag waren die sonst in einer Fabrik arbeitende erwachsene Tochter und deren 12jähriges Mädchen damit beschäftigt, an Plauener Stickerei Fäden abzuschneiden. Der Großvater erreicht mit seiner für ihn spulenden 66jährigen Frau zusammen im Durchschnitt 5 Mk. in der Woche; in der letzten Woche hatte er ein 25 m langes Stück, für das er samt dem Sonntags besorgten „Scheren“ der „Kette“ vier Tage und einen Abend brauchte, und da er dafür 5 Mk. erhielt, war's günstig.

Die Zahl der Hausweber ist aber in Pausa schon so gering, daß vom Hausweberelend nicht viel zu sprechen ist.

Ein weites Gebiet der Wollhausweberei, das eingehenderer Betrachtung wert ist, liegt in Oberfranken, im bayerischen Frankenwald. Wir sind durch Erhebungen der bayerischen Fabrikinspektion über diese Gegend gut unterrichtet.

Während die Baumwollindustrie auch hier bereits bis auf kleine Spezialitäten in Fabrikbetrieben konzentriert ist, besteht eine etwa 10000 Menschen beschäftigende Hausweberei, welche wollene, halbwollene und baumwollene Tücher, Damenkleiderstoffe und anderes herstellt und seit Jahren mit Aufträgen gut versehen ist. In den 10000 Arbeitskräften sind außer den Handwebern, die an mehreren tausend Webstühlen arbeiten, auch deren Hilfspersonen für Spulen, Tücherknüpfen und Fransendrehen inbegriffen; außerdem steht die Weißnäherei, das „Ziehen“ sowie Weiß- und Buntstickerei in Blüte, so daß im ganzen 12000 Menschen in der Hausindustrie arbeiten. Von diesen Arbeitern sind 4000, also ein Drittel — Kinder, im Alter von sechs bis vierzehn Jahren; Spulen, Fransendrehen, Knüpfen, Weißnähen und Sticken ist ihre Tätigkeit.

Die Verhältnisse der Handweberei sollen sich hier gegen früher gebessert haben; aber erfreulich sind sie noch nicht, fügt der Bericht hinzu. Obwohl seit Jahren regelmäßig beschäftigt, ja im Zustand des „Arbeitermangels“, zeigt die Hausweberei keine steigende Tendenz der Löhne. Als durchschnittlicher Tagesverdienst des Handwebers, einschließlich der Mithilfe von Frau und Kindern, wird 1,20—1,50 Mk. angegeben; also in der Woche 7,20—9 Mk.

Bei lohnenden regelmäßigen Aufträgen wird nicht selten bis 15 Mk. und mehr erreicht; aber ältere alleinstehende Leute bringen es oft nur auf 2—4 Mk. in der Woche. „Dabei ist der Weber im Sommer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, im Winter von 6 oder 7 Uhr morgens bis spät in die Nacht hinein tätig. Die regelmäßige tägliche Arbeitszeit darf mit 13—16 Stunden angenommen werden.“ Die Wohnungen sind vielfach unzureichend. „In besonders armen Gegenden teilen sich mitunter 2 Familien in einen einzigen gemeinschaftlichen Raum.“ „Die Hauptnahrung ist die Kartoffel. Fleisch kann sich der Weber nur in besseren Verhältissen ein- bis zweimal die Woche leisten.“ In Gegenden, wo auch Weißstickerei oder dergleichen, ist bessere Ernährung. Diese Kinderarbeiten sind also oft unentbehrlich, um zu genügender Nahrung zu kommen. „Schon vom 5. oder 6. Lebensjahre an müssen die Kinder vielfach in angestrengtester Weise im Beruf mithelfen. Ohne die Beihilfe der Kinder erscheint in sehr vielen Familien der ohnedies kärgliche Nahrungsstand noch weiter gefährdet und es ist bezeichnend, daß in manchen Orten der Lehrer mitunter um Befreiung vom Schulunterricht gebeten wird, da kein Brot im Hause sei und die Kinder verdienen helfen müßten“. „Die Vorschriften des Kinderschutzgesetzes finden erklärlicherweise noch wenig Beachtung und kann eine durchgreifende Eindämmung der übermäßigen Kinderarbeit nur von einer Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Hausgewerbetreibenden erwartet werden.“

Dieser Schilderung des Gewerbeinspektors ist kaum etwas hinzuzufügen. Sie gibt ein zweifellos richtiges Gesamtbild. Nur einige Einzelbilder, die ich auf der Wanderung durch diese Gegend sah, möchte ich an den Rand zeichnen.

Aus der Gegend von Plauen kommend, durch Bauern in die Webergegend hingewiesen, wanderte ich nach dem nächsten Weberdorf, Lipperts. Es liegt kaum eine Stunde Weges von der Sekundärbahn entfernt; aber die Straße zur Bahn ist im Winter so schlecht, daß das die Fabrik abschreckt. Nachdem viele zur Stadt in die Fabriken gezogen sind, zählt das Dorf noch etwa 500 Menschen; neben einigen großen Bauern sind es viele Weber, von denen nur wenige etwas Landwirtschaft haben. Ich trete bei einem Hausweber ein. Der 33jährige Mann ist tiefäugig, überarbeitet, mager, die Frau und die Kinder haben ein wohleres Aussehen. Die Frau hat ihr kleines Mädchen neben sich und spult; an einem zweiten Webstuhl webt eine andere Frau. Dieser Weber hat das Weben

neu begonnen, nachdem er an der Stadt keinen Gefallen gefunden hat und wieder herausgezogen ist. Er baut sich Kartoffeln, holt im Wald Holz umsonst und hat billige Miete. Der Verdienst, bei einem besonders guten Fabrikanten, ist der folgende: es werden Tücher gewebt, das Stück ist einige Dutzend Tücher lang, so daß ungefähr auf zwei Wochen drei Tage Vorarbeit kommen; das Weben selbst erfordert je einen Tag für ein Dutzend, welches mit 2,40 Mk. Lohn bezahlt wird; von den 12 Mk., welche also in der Woche verdient werden, gehen fast 2 Mk. ab für die Spulerin, obwohl auch die Frau den ganzen Tag spult; im Januar ist ein Monat Arbeitslosigkeit; als durchschnittlichen Wochenverdienst gibt der Mann 7–8 Mk. an; der gemeinsame Verdienst von Mann und Frau.

In dem sich unmittelbar anschließenden Dorf Leopoldsgrün fand ich es ebenso. Der gewöhnliche Verdienst einer Weberfamilie ist hier nach Angabe des Gemeindeschreibers auf einem Webstuhl 10–12 Mk. wöchentlich, wovon 1,50 Mk. an die Spulerin abgehen, also rein 9–10 Mk. In einem der letzten Häuser kehre ich nochmals bei einer webenden Familie ein: Der Vater und eine erwachsene Tochter weben, die Mutter und die andere erwachsene Tochter spulen; sie spulen daher alles selbst; wie die gesunde Gesichtsfarbe der Leute gleich verrät, haben sie Landwirtschaft daneben: im Sommer steht oft ein Webstuhl leer, auch im Herbst sind sie häufig draußen. Sie haben durchaus Bauerntypus, kein Bild des Elends. Die Kehrseite ist natürlich, daß sie an den Boden gefesselt sind. Viele andere sind weggewandert, in den letzten zehn Jahren nach Angabe des Gemeindeschreibers etwa 40 Familien. Die Flucht in die Stadt hat aus all diesen Dörfern viele Hausweber weggeführt. Trotzdem sind in dem kleinen Leopoldsgrün noch 120 selbständige Weber, die mithelfenden Frauen, etwa dreißig Kinder und einige selbständige Spulerinnen dazugerechnet, arbeiten gegen 250 Menschen in der Hausweberei.

Das Städtchen Schauenstein, das ich nun erreichte, hat früher 1500 Seelen gehabt, aber infolge des Absterbens der Hausweberei auf 1100 abgenommen. Man sieht von Schauenstein die Fabrikschornsteine des Bahnenpunktes Helmbrechts. Eine Stunde von der Bahn entfernt, können die kleinen Fabrikanfänge sich hier nicht vergrößern. Es sind eine kleine Holzmühle, eine etwa 60 Personen beschäftigende Zwirnerei und zwei fabrikähnliche Zwischenmeisterbetriebe, eine Lohnstickerei und eine Lohnweberei; teils Wasserkraft, teils Dampfmaschinen geben den Antrieb. Die

kleine mechanische Lohnweberei hat nur unregelmäßig Arbeit. Zu Hause arbeiten noch etwa 120 Handweber. Sie verdienen auf gewöhnlichem Webstuhl 6, 8, 12 Mk. wöchentlich, auf Jacquardstuhl 15, 18 Mk., ja Einzelne zuweilen bis zu 35 Mk. Das Spulen der Frau oder ganzen Familie ist dabei natürlich mitgerechnet. Auch kommen Wochen, in denen nur Vorrichtarbeiten zu machen, also nichts zu verdienen ist, und arbeitslose Zeiten. Eine regelmäßige Fabrikarbeit würde von manchen vorgezogen werden. Allerdings wohl nicht von den besten Webern, da die zu Haus viel mehr als in der Fabrik erreichen können, wenn auch mit Überanstrengung. Außer einigen anderen besuchte ich einen fünfundzwanzigjährigen sehr kräftigen Hausweber; die abgehärmte Frau spult neben ihm, mit einem kleinen Kind dabei, und ein zweiter Weber arbeitet am anderen Webstuhl. Der Mann webt außerordentlich breite, feine, schwierig gemusterte Stoffe, eine sehr anstrengende Arbeit; er verdient im Durchschnitt nach Abzug der Auslagen einige 20 Mk. in der Woche, allerdings bei etwa 16stündiger Arbeitszeit. Man sieht's ihm an; und wie lange hält er's aus? Die anderen Hausweber, die nicht stark genug sind zu solcher Ausnahmsleitung, suchen sich durch Miterwerb der Kinder durchzuschlagen. Die Quasten an Tüchern zu drehen, ist Frauen- und besonders Kinderarbeit; Kinder, zu fünf drehend, bekommen in anderthalb Stunden ein Dutzend Tücher fertig und erhalten dafür 45 Pfg. Lohn: das Kind erreicht also in der Stunde je 6 Pfg. Es ist besonders — Ferienarbeit! Die Kinder sehen blaß aus. „Wenn sie draußen rumlaufen, zerreißen sie viel und machen dummes Zeug," sagen die Eltern. Fragt man aber näher nach, so ist ein starker Faktor die Not.

Nach etwa einer Stunde Waldweg kam ich durch das Dorf Heidengrün. Ein alter Weber, der in der Tür steht, erzählt mir: etwa die Hälfte des Dorfs, also ungefähr 120 Menschen, lebt noch von der Hausweberei; die Söhne werden wieder Hausweber; die Hausweberei nimmt nicht ab; von den Bahnstationen ist das Dorf je eine Stunde entfernt. Der Verdienst, sagt der Alte, ist höchstens 10 Mk., wovon noch die Unkosten abgehen und selbstverständlich die spulende Frau des Webers mit zu bedenken ist.

Im nächsten Dorf, Döbra, lebt auch etwa die Hälfte der 700 Einwohner von der Hausweberei. Seit einigen Jahren ist daneben die uns schon bekannte Weißstickerei (Fadenausziehen, Feinnäherei) eingeführt. Viele von den Webern sind ohne Landbesitz. Ich trete gegen Abend gleich beim ersten ein. Er macht gerade eine Pause,

die zwölfjährige Tochter bleibt gebückt über ihre Feinstickerei. Der Mann ist in den besten Jahren; er ist draußen gewesen, zurückgekehrt und webt nun große Tücher, die nach seiner Angabe von der mechanischen Weberei nicht gemacht werden. Seine tägliche Arbeitszeit beträgt 14 Stunden, von sechs Uhr früh bis zehn Uhr abends mit 2 Stunden Pause. Doch sieht er nicht elend aus. Er hat das ganze Jahr Arbeit und verdient mit Hilfe der Frau und eines Kindes, die für ihn spulen, wöchentlich etwa 10 Mark.

Die zwölfjährige Tochter erhöht den Verdienst der Familie durch ihre Feinnäherei. Sie näht, sobald sie von der Schule nach Hause kommt, von 12 Uhr mittags den ganzen Nachmittag bis 11 Uhr abends, wie der Vater sofort angibt; etwa zwei Stunden Unterbrechungen abgerechnet, arbeitet sie täglich außer der Schulzeit 9 Stunden. Die Eltern meinen: „Sie zerreißt viel, wenn sie draußen rumläuft", und „das Nähen ist ein Rückhalt, wenn mal die Weberei nicht geht". Das Mädchen ist in der Schule vorzüglich. Der nicht sehr begabte Vater wirft darum dem Kind vor, daß es lieber ein Bub sein sollte. Das Mädchen, das bei alledem keinen Blick von der Arbeit auftut, bringt in zweimal 9 Stunden je ein Deckchen fertig und erhält dafür 1,20 Mk., also in der Stunde 120 : 18 = 7 Pfg. Während es mich zum Dorfwirtshaus führt, frage ich das Kind: Stickst Du alle Tage solange? „Ja". Bist Du also so gut in der Schule, möchtest lieber was lernen und lesen? „Ja." Die Antworten mit leiser niedergeschlagener Stimme, der kleine Rücken schon gekrümmt vom fortwährenden gebückten Sitzen, das feine Gesichtchen, immer niedergebeugt über die einförmig stumpfsinnige Arbeit, teilnahmslos, gedrückt, ohne Jugend — damit recht viele durchbrochene, vernähte und gestickte Deckchen in die Welt kommen.

Der Lehrer des Dorfes, den ich aufsuchte, ein prächtiger Mann und im Dorf als solcher geschätzt, erklärte mir, daß er nichts gewußt habe von solcher Ausnutzung durch die Eltern.

Von der Lehrersfamilie wanderte ich zum nächsten großen Webersdorf, Schwarzenbach am Wald. Kirchweihnachfeier mit Tanz hielt die Bauern und Heimarbeiter samt Mitgliedern des gastierenden Theaters beim Bier versammelt. Ein achtundzwanzigjähriger Hausweber, sympathisch, gescheit, äußerst abgearbeitet und ärmlich gekleidet, saß neben mir. Er arbeitet die Wochentage von früh an bis zwei Uhr nachts, nur Sonnabends und Montags kürzer, und verdient so wöchentlich 18, 20 Mk., auch mehr; andere bringen

es noch höher. Aber die Arbeitszeit und die Anstrengung! Das Gewöhnliche, meint er, sind hier 13, 15 Mk. in der Woche, wobei er allerdings schon eine weit gedehnte Arbeitszeit voraussetzt. In dem Aufschwungsjahr 1895/96, das viele Handwebstühle wieder in Bewegung setzte, haben die Hausweber hier 35, ja 40 Mk. in der Woche verdient und zum Teil zurückgelegt. Seitdem sind in den guten Jahren viele neue Fabriken gebaut und die den Hauswebern zufallenden Aufträge in den schlechten Jahren um so mehr verringert worden. Im Sommer ist oft nichts zu weben; dann arbeiten die Weber bei den Landwirten. Auch treiben sie selbst ein bischen Landwirtschaft.

Hier wie überall, wo die Bahn noch fehlt, wird ein Bahnbau und mit ihm die Fabrik erhofft.

Zuletzt werfen wir noch einen Blick auf die Hausweber in Berlin und Umgebung.

Gibt es denn in Berlin noch Hausweber? Ja, es gibt noch welche. Ihr Verdienst ist ein höherer als der ihrer Kollegen im Eulengebirge. Dafür ist das Berliner Pflaster freilich auch etwas teuerer. Immerhin, daß sie überhaupt existieren können, ohne rasch zu verhungern, beruht darauf, daß sie nicht gewöhnliche Massenware fabrizieren. Nach Angabe der Ortskrankenkasse verdienen sie 6—18 Mk. in der Woche. Die Arbeit ist aber unregelmäßig. Im einzelnen verdienen die Berliner Hausweber

	wöchentlich Mk.	im Jahr Mk.
als Tuchmacher	12	600
auf Schals	9—15	450— 750
„ Plüsch	12—15	600— 750
„ Teppich	15—20	700—1000

Die Zahl dieser Berliner Hausweber ist im langsamen Abnehmen. Zur Weberinnung gehörten

im Jahr 1883	1016 Mitglieder	mit 261	Lehrlingen,
„ „ 1897	942 „	„ 9	„

Aber damit ist die ganze Zahl der Hausweber nicht erschöpft. Noch im Jahr 1891 sollen von den 5000 Webstühlen in Berlin die Hälfte Handwebstühle gewesen sein, an denen 1580 selbständige Weber mit ihren Gesellen und Lehrlingen hantierten; damals wurde der Verdienst des Meisters auf durchschnittlich 15 Mk., der des Gesellen auf höchstens 10 Mk. in der Woche angegeben und hinzugefügt,

daß vier Monate im Jahr keine Arbeit, daher „die andere Zeit ausgenützt wird bis aufs höchste: um die Schulden wieder einigermaßen glatt zu machen, wird dann 16—18 Stunden täglich gearbeitet".

Aus demselben Jahr, 1891, stammen auch einige Angaben über die Hausweber in kleinen Orten der Umgegend; daß sie auch in diesen noch vorhanden, zeigten sie durch ihre Teilnahme an einem Streik der letzten Jahre. Diese Orte in der Umgebung Berlins haben ihre Hausweberei zum Teil als Kolonien der Berliner Tuchmacherei bekommen, infolge von Bemühungen der Regierung am Anfang des 19. Jahrhunderts, die ärmeren Weberfamilien, die in dem teuren Berlin Not litten, nach den kleineren Städten der Berliner Umgebung zu verpflanzen. Auch in diesen billigeren Orten sind die Verhältnisse der Hausweber nicht glänzend. In Bernau, Jüterbogk, Zinna, Straußberg wurden in den Jahren 1891 und 1896 Wochenverdienste von durchschnittlich 7,85, 3—10, 8 Mk. angegeben, nebst chronischer Arbeitslosigkeit im Winter.

Wie es ja überhaupt bei all denen, welche nicht absolut technisch widersinnige, sondern irgendwie geeignete Zweige der Handweberei innehaben, sehr oft die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung ist, die ihr Einkommen unzureichend läßt; eine Unregelmäßigkeit allerdings, welche, wie wir sahen, gerade den Lebensgrund dieser Hausindustrie ausmacht: nämlich ihre Eigenschaft, je nach Wunsch des Kapitalisten ihm als Ergänzung der Fabrik für irgendwelche fabrikmäßig nicht vorteilhaft herstellbare Artikel zu dienen.

Infolge dieser Abhängigkeit vom Unternehmer, der oft „Kette" oder „Schuß" zum Verweben nicht schickt, wenn der Weber ein Stück abgewebt hat, sondern ihn ohne Entschädigung zwei bis drei Tage warten läßt, können die kräftigsten Hausweber, z. B. in der Damenkleiderstoffbranche, die 18 Mk. Wochenverdienst nur selten erreichen, die sie sonst regelmäßig erreichen würden.

Daß überhaupt solche Wochenverdienste, je auch noch höhere, vorkommen können, wie z. B. 1890 mit dem Weben von Schärpen 3—4 Mk., ja von einzelnen in einem Tag 10 Mk. verdient wurde, das erhebt diese Aristokraten der Hausweberei über die Verfertiger plebejischer Massenware; sie sind, mit jenen verglichen, in besserer, aber absolut genommen und mit anderen Arbeiterkategorien verglichen, in schlechter Lage.

So ist denn unser Ergebnis, das wir aus den günstigeren Gegenden nach Hause bringen: daß Schlesien immer noch im Weber-

elend voransteht, nach Masse und Intensität, daß in manchen Gegenden die Hausweber so gut wie ausgestorben oder nur als Hersteller geeigneter Spezialitäten geblieben und daher weniger tief verelendet sind, daß aber auch außerhalb Schlesiens, ja auch bei den relativ am günstigsten gestellten, ein massenhaftes Weberelend zu finden ist.

Daran schließt sich die selbstverständliche Frage: Was tun? Was hat man unternommen, was hat man vorgeschlagen, um den Webern zu Hilfe zu kommen?

Aus der Sachlage selbst ergeben sich drei Heilmittel, entsprechend den drei Stadien oder Äußerungsformen der Krankheit. Erstens, gegenüber sozialer Ausbeutung und Vernachlässigung der Hausweber durch ihre Arbeitgeber, entsteht die Idee, ihnen Absatz zu schaffen mit Ausschaltung der privatkapitalistischen Verleger. Zweitens, angesichts des Unterliegens der Handarbeit unter der Konkurrenz der Maschine, ist ein naheliegender Gedanke die Einführung mechanischen Betriebs in die Hausweberei; womit aus dem Gedankengang von Nr. 1 Bestrebungen zum Schutz der Hausweber gegen die Wirkung ihrer Abhängigkeit vom Arbeitgeber verbunden werden können. Drittens, da die Erfahrung lehrt, daß der Fabrikbetrieb die Zukunft hat, daß er für die Arbeiter wie für die Unternehmer und die Gesamtheit im allgemeinen das Vorteilhafteste ist, wird Übergang der Hausweberei in die Webfabrik empfohlen.

Diesem letzten Heilmittel und Entwicklungsstadium, der Webfabrik, werden wir später eingehende Aufmerksamkeit widmen. Zunächst bleiben wir innerhalb der Hausweberei; also bei der Organistaion des Absatzes und der Einführung mechanischen Betriebs. Wir betrachten zuerst die Idee der gemeinnützigen Absatzorganisation. Um sie an ihrer Verwirklichung zu studieren, wandern wir nach Thüringen, wo wir dann auch Gelegenheit haben, auf die Weber des Eichsfelds einen Blick zu werfen, ebenso wie wir später zur Beobachtung der anderen Heilmethoden und der natürlichen Entwicklung der Dinge im Kapitalismus noch manche Hauswebergegenden betreten werden.

3. Organisation des Absatzes durch einen Verein.

In den Zeitungen findet man zuweilen eine Anzeige des Thüringer Webervereins. Seiner Preisliste, welche allerhand Leinen-

waren, zum Teil mit altthüringischer Kunstweberei, umfaßt, setzt der Verein einen Appell an die Wohltätigkeit voran. „Ein Verein der Nächstenliebe“, ist er 1891 zu dem Zweck gegründet worden: „den Webern lohnendere Arbeit zu schaffen, ihre Leistungsfähigkeit zu steigern, den Absatz und Vertrieb der von ihnen hergestellten Waren zu übernehmen und kaufmännisch zu leiten, ihnen durch Zuweisung etwaigen Geschäftsgewinnes Anteil auch an dem Geschäftsbetrieb selbst zu gewähren, einen Teil der Weberkinder in andere Berufsarten überzuführen und überhaupt alles anzustreben, was die wirtschaftliche Lage der Weber zu fördern imstande ist.“ Die Vorstandsmitglieder verwalten ihr Amt als unbesoldetes Ehrenamt. Nach den Jahresberichten des Vereins hat sich sein Warenumsatz von 30 000 auf rund 250 000 Mk. gehoben, also verachtfacht. Das ist aber leider doch nur der Umsatz eines kleinen Verlegers. Die Jahresberichte fügen daher hinzu, daß vielen Weberfamilien trotz ihrer Bitten keine Arbeit zugewendet werden konnte, da die geringen Betriebsmittel es nicht gestatteten. Und trotz des Protektorats der Herzogin-Witwe von Koburg-Gotha, trotz eines Anerkennungsschreibens aus dem Zivilkabinett des Kaisers, trotz mancher Unterstützung aus den wohlhabenden Kreisen, auf deren Kundschaft das Unternehmen infolge seiner relativ hohen Preise ausschließlich angewiesen ist, muß ein den letzten Berichten beigelegter Zettel die dringende Bitte aussprechen: „Wenn unsere armen Weber nicht durch die Abnahme ihrer guten handgewebten Waren unterstützt werden, fällt das mit großen Opfern und vieler Mühe begonnene Werk der Nächstenliebe, das nun seit 12 Jahren besteht, in sich selbst zusammen!“

Ich habe den Leiter des Unternehmens in Gotha aufgesucht. Er ist Landtagsabgeordneter, Kommerzienrat, und widmet seine Zeit, wie erwähnt, unentgeltlich der guten Sache. Der Streit, der neuerdings um seine Person und die Motive seiner Vereinsgründung geführt worden ist, hat weniger nationalökonomisches und sozialpolitisches als rein politisches Interesse. Die mehr oder minder egoistischen Motive der Personen, welche irgendwelche ökonomischen Funktionen ausüben oder irgendwelche Sozialpolitik treiben, interessieren uns hier nicht. Daher können wir kurz über die Sache hinweggehen. Was dem Leiter des Webervereins, Herrn Kommerzienrat Grübel, vorgeworfen wurde, war hauptsächlich Verquickung von Politik und Wohltätigkeit, Benutzung des in den Hauswebergegenden gewonnenen Einflusses, um bei den Wahlen

„seine Weber“ nach seinen Wünschen wählen zu lassen, und dergleichen mehr. Die Sache hat damit geendet, daß der Hauptankläger, der Redakteur des Gothaischen Tageblatts, auf eine Beleidigungsklage des Herrn Grübel im Sühnetermin unter Tragung der Kosten die Erklärung abgab, daß die Anschuldigungen gegen Herrn Kommerzienrat Grübel zu weit gegangen seien, und daß die untergelaufenen scharfen und beleidigenden Ausdrücke zurückgenommen werden. Auffällig bleibt für den Fernerstehenden, daß in der Neufassung der Satzungen des Vereins von 1904 statt Weber „Handweber“ gesetzt und der Passus weggelassen ist, welcher versprach, „ihnen (den Webern) durch Zuweisung etwaigen Geschäftsgewinns Anteil auch an dem Geschäftsbetrieb selbst zu gewähren“; statt dessen ist im § 5 eingefügt worden: „Der Vorstand, welchem die Geschäftsleitung und die Vertretung des Vereins obliegt,“ . . . „bestimmt die Höhe der Gewinnanteile und auch die Arbeitnehmer, welche solche erhalten sollen.“ Dadurch ist der Vorstand, bestehend aus dem die Geschäfte des Vereins leitenden Vorsitzenden, Herrn Grübel, sowie Herrn Kammerherrn von Häseler und Herrn Pfarrer Bonsack in Nazza, Gebieter über eine Machtfülle geworden, wie sie einem privaten Arbeitgeber selten zur Verfügung steht. Denn der Reingewinn, jährlich 15000—18000 Mk., wird zum größten Teil als Dividende den Löhnen zugefügt.

Es muß aber anerkannt werden, daß der „Weberverein“, rein ökonomisch betrachtet, in einem allerdings kleinen Maßstab Nützliches leistet. Namentlich während der Wintermonate werden durchschnittlich 300 Weber, Spuler, Näherinnen und Stickerinnen beschäftigt; die gezahlten Arbeitslöhne betragen im ganzen zwischen 70000 und 100000 Mk. Die den Webern mit Landbesitz sehr wertvolle Rücksicht, daß der Verein hauptsächlich im Winter weben läßt, macht es unmöglich, aus diesen Zahlen einen Schluß auf den Jahresverdienst der Weber zu ziehen. Nach Angabe des Vorsitzenden ist der Verdienst der Vereinsweber durchschnittlich 500 Mk. im Jahre. Doch läßt auch diese Zahl einen Schluß auf ihre Lage noch nicht zu. Denn nicht nur, daß manche 600, 900, ja mit Hilfe der Kinder und bei großer Überanstrengung auch 1000 Mk. verdienen, es also samt der Dividende bis auf 1200 Mk. bringen, sondern vor allem die dabei aufgewendete Arbeitszeit muß mit in Betracht gezogen werden: sie ist sehr lang im Vergleich mit anderen Industrien, aber doch eine kurze im Vergleich mit den übrigen Handwebern, und die Vereinsweber haben es insofern relativ gut, als sie vielfach

im Sommer etwas Landwirtschaft treiben, also nicht alle vom Weblohn allein leben und ihm nicht allgemein ihre ganze Arbeitszeit widmen. Den Vereinswebern kommt daher der Segen ihrer kleinen Nebenerwerbslandwirtschaft voll zugute. In der freien Konkurrenz, gegenüber den Mühlhäuser Verlegern, sind dagegen die kleinen Landwirte im Winter die schlimmsten Lohndrücker: sie arbeiten von morgens 4 bis abends 12 Uhr, um so 6 Mk. in der Woche zu verdienen. Beispielsweise arbeiten sie nach Angabe von Herrn Grübel beim Verleger dasselbe für 3,50 Mk., wofür der Verein 10 Mk. + 2 Mk. Dividende zahlt.

Infolge seiner höheren Löhne ist der Verein, obwohl Unternehmergewinn und Kapitalverzinsung bei seinem mildtätig gestifteten Kapital wegfallen, auf dem freien Markt, vor allem bei den staatlichen Submissionen, nicht konkurrenzfähig. Die gute Qualität seines Garns ist zwar eine Empfehlung, und von den Kunden liegen viele Anerkennungen vor; aber der mechanische Webstuhl arbeitet viel billiger und sogar hübscher. Ob weniger dauerhaft, wie die alte Meinung und auch der Thüringer Weberverein glaubt, kann ich als Nichtfachmann nicht entscheiden; von einem Sachkenner, einem tüchtigen Weblehrer, ist mir die größere Haltbarkeit des Handgewebten als Märchen bezeichnet worden. Jedenfalls aber ist der mehr nach Wohlfeilheitsgründen vorgehenden Submissionsvergebung des Militärs der Thüringer Weberverein zu teuer. Selbst das nächstgelegene Armeekorps läßt nicht bei ihm arbeiten. Er kann weder mit den Fabriken noch mit den hungernden Schlesiern konkurrieren.

Obwohl nur auf dem Boden der Mildtätigkeit lebensfähig, trägt der Verein indirekt doch dazu bei, die Löhne auch bei den Mühlhäuser Verlegern etwas zu stützen: wer von ihnen entlassen wird, bekommt vom Verein Arbeit. Und so lange nicht Fabriken die Tätigkeit des Vereins ersetzen, ist er für Hunderte von Familien ein Segen; wenn auch gegenüber seinem Appell an die Wohltätigkeit niemals wird gesagt werden können: „Da habt ihr ein groß' Publikum.“

Die örtlich begrenzte, aber segensreiche Wirksamkeit des Vereins ist mir dann auf meinen Wanderungen von den Webern bestätigt worden.

In Thüringen ist die Gegend um Mühlhausen am meisten mit Hausweberei durchsetzt. Der bahnlose Fleck zwischen Mühlhausen

und Eisenach, der auf der Eisenbahnkarte auffällt und Hausindustrie vermuten läßt, weiterhin das ganze Eichsfeld, sodann nordöstlich von Mühlhausen die Strecke in der Richtung von Nordhausen sowie die Gegend von Pustleben, endlich im Süden nahe bei Gotha einige Dörfer am Fuße des Thüringer Waldes: das sind, soviel ich erfahren konnte, die Hauptplätze der Thüringer Hausweberei. Sie liegen hauptsächlich in gebirgigen Gegenden, in denen die Landwirtschaft die Bevölkerung nicht zu ernähren vermag und die Fabrik mangels einer Bahn nur selten möglich ist.

Am Thüringer Wald habe ich nur noch einzelne Handweber gefunden, eingestreut zwischen zahlreichen anderen Hausindustrien; zum Teil sind sie von werdenden Fabriken aufgenommen worden. So in der Sommerfrische Cabarz. Ein buntleuchtendes Dorf am Fuß des tiefgrünen Thüringer Waldes, mit dem Ausblick in eine harmlose, naiv heitere Landschaft. Und so ist auch die Bevölkerung. Der Sage nach mit einem Einschlag von Zigeunerblut, die Mädchen die flottesten Tänzerinnen, Musik sitzt allen in Seele und Gliedern. In einer kleinen mechanischen Gurtenweberei, die vor Jahren aus bisheriger Hausweberei entstanden ist, erstaunte ich über das Aussehen der Arbeiterschaft: fast lauter schöne, blühend gesunde Menschen; Männer, Mädchen, ältere Frauen, alle mit dem Typus der Landbevölkerung. Kehren sie abends nach Hause, so geht's in den Kuhstall; sommers bleiben sie zuweilen ein paar Tage aus der Fabrik fort, um auf ihrem Feld zu arbeiten. Die Wochenverdienste der etwa 20 Personen sind: Die Männer 14—18 Mk., die Mädchen 5,40—7,90 Mk. Die Arbeitszeit ist elf Stunden. Und trotz dieses geringen Lohnes und langen Stehens diese kerngesunden, heiteren, oft bei der Arbeit singenden, mit harmlos ausgelassener Heiterkeit aus der Fabrik heimkehrenden Mädchen! Es ist eben Landbevölkerung, für die auch die Hausweberei wohl nur Winterarbeit war, und anscheinend eine besondere Rasse; eine Ausnahme, die den Wanderer freut, aber die in all den anderen Textilfabriken gesehenen Bilder, die nach Arbeitsverkürzung geradezu schreien, nicht verwischen kann.

Auch ein Handweber, der in einer großen Stube drei Webstühle aufgestellt hat, ist schon an seinem gesunden Aussehen als halber Landwirt zu erkennen; desgleichen der junge Sohn, der weben lernt, um später in einer Fabrik einen besseren Posten zu bekommen. Sie weben Tischtücher mit Sprüchen darauf und ähnliches, alles für den

Weberverein, dessen Bemühen, das Gewebte an Badegäste loszuwerden, der Mann dankbar humoristisch schildert.

Im nächsten Dorf, Schwarzhausen, gleichfalls über eine Stunde von der Bahn entfernt, ist eine Handwebereifabrik für Drahtgeflechte entstanden. Der Vorsitzende des Webervereins hat den Unternehmer veranlaßt, sie gerade hier anzulegen. Bis auf einige ältere Leute, die nach Angabe des Faktors 10—12 Mk. in der Woche mit der üblichen Hilfe der Familie erweben, sind die Hausweber ausgestorben, da die jüngeren meist in die Drahtweberei übergegangen sind. Manche sind Drechsler geworden, für die Ruhlaer Pfeifenindustrie, „was nun aber auch sehr herunter ist". In der etwa 40 Personen beschäftigenden Drahtwebereifabrik dagegen haben die Weber einen guten Tausch gemacht: nach den übereinstimmenden Angaben der Bevölkerung und des Leiters der Fabrik verdienen die Männer bei zehnstündiger Arbeitszeit im Akkord 15—22 Mk., in seltenen Ausnahmen sogar 30 Mk., immerhin häufig 18—20 Mk. in der Woche. Die Mädchen als Hilfsarbeiterinnen allerdings nur 1 Mk. täglich. Aber für die ganze Weberbevölkerung ist's doch ein guter Übergang.

Ein weit größeres Gebiet der Hausweberei hat sich nördlich von Eisenach erhalten. Im Dorf Nazza, mehrere Poststunden von Eisenach und Mühlhausen entfernt, ist die größte Faktorei des Webervereins. Dahin wandte ich mich nun.

Zunächst, solange die Wartburg noch sichtbar ist, führt der Weg nur in Bauerngegend. Ein Bauer, der mich für Geld und gute Worte auf seinem Wagen mitnimmt, erzählt mir: Die Bauern dreschen im Winter ihr Korn vielfach nach alter Art ohne Dreschmaschine, damit die Zeit ausgefüllt wird; da ein Verdienst für die arbeitslose Zeit nicht vorhanden ist, lohnt sich's nicht, Dampfkraft anzuwenden. Eine Hausindustrie, stimmt er mir zu, würde durch das ihr eigene Sinken der Löhne nur die Händler reich machen, für die Arbeitenden kein Vorteil sein. Wie wertvoll könnte dagegen, möchte ich hinzufügen, ein wirklich guter Winterverdienst für die kleinen Landleute sein!

Eine Stunde vor Nazza liegt das große Dorf Mühla, mit etwa 1700 Einwohnern. Hier geht jetzt ein junger Bauer auf der Landstraße neben mir und erzählt: „Fünf Zigarrenfabriken sind am Ort, mit etwa 350 jungen Leuten drin, auch junge Frauen, deren Kinder zu Hause sind. Noch schlimmer ist's für die Kinder, wenn Heimarbeit. Die Zigarrenmacher sehen schlecht aus und werden nicht

alt. Ein rosiges Gesicht sieht man da nicht. Noch schlechter aber sehen im Nachbardorf Nazza die Weber aus; 20jährige junge Leute schon wie Alte. Das Weben ist ungesund, immer sitzen. Früh um halb vier, wenn man durch Nazza fuhrwerkt, dann weben sie schon."

In Mühla besteht auch eine Ziegelei und viel Fuhrgeschäft für Eisenach. Das Fuhrwerken ist hier die Winterbeschäftigung der Bauern; im übrigen schlafen sie sich im Winter aus von der Sommerarbeit, die oft kaum ein bißchen Zeit zum Schlafen läßt. Auch gehen viele, die sommers in der Ziegelei oder als Maurer arbeiten, im Winter in die Zigarrenfabrik. Die jungen Mädchen und Frauen aber bleiben das ganze Jahr bei der Zigarrenarbeit.

Eine Bahn bis Mühla wird jetzt angelegt. Nach Nazza hinauf ist das Land gebirgig; doch plant man den Bahnbau auch von Mülhausen nach Nazza, über Hejrode, durch die Zentren der Hausweberei. Man erhofft davon die der Kohlenzufuhr folgenden Fabriken, zur Erlösung der Hausweberei, und außerdem besseren Absatz für das Holz der Gegend.

Die Schwarzhausener Drahtweberei war für Nazza geplant gewesen; aber obwohl Handbetrieb und keiner Kohlen bedürftig, hat die Fabrik die weiten Entfernungen von der Bahn doch gescheut, und die kürzere in Schwarzhausen, etwa eine Stunde, vorgezogen. Nur die Zigarrenfabriken, denen an niedrigen Löhnen viel und an den ohnehin geringen Transportkosten wenig gelegen ist, dringen auch in die entlegenen Dörfer ein.

Nazza ist zwischen Bergen schmal eingebettet. Das Dorf muß neben der bescheidenen Landwirtschaft eine Heimarbeit haben, bis eine Bahn die Fabrik bringt. Auch ist meist, bei 100 Familien unter 700 Einwohnern, die Weberei der Hauptberuf; doch haben alle etwas Landwirtschaft dabei.

Beim Faktor in Nazza hängt ein Doppelbild, von „einem armen Weber" gezeichnet: oben die Weberfamilie, wie sie früher war, der Weber verzweifelt und abgezehrt am Webstuhl, die Kinder nur mit ein paar Lumpen bekleidet am Spulrad, die Frau vergrämt; unten die Weberfamilie, wie sie jetzt ist, durch den Weberverein: der Weber arbeitet behaglich, die Kinder sind wohl gekleidet und spielen mit Spielsachen, die Frau ist jung und hübsch geworden. Auch andere dankbare Kunstwerke der Weber bezeugen ihre Erkenntlichkeit für den Vorsitzenden des Webervereins. Und tatsächlich sind die für ihn Webenden vor äußerster Not bewahrt. Nur kann er nicht genug Arbeit schaffen.

So sagt mir ein Weber im Nachbardorf Hallungen, bei dem ich eintrete: er kann nur für 7 Mk. wöchentlich Arbeit vom Weberverein bekommen; er könnte, meint er, bei den Mühlhäuser Verlegern jetzt doppelt soviel verdienen. Aber er bleibt beim Weberverein, weil die Weberei ihm nur Winterarbeit ist und nur Nebenberuf neben der Landwirtschaft: im Sommer aber wollen die Mühlhäuser Verleger gerade die Arbeit haben, während der Weberverein ihm gern nur Winterarbeit gibt. Der Mann ist keineswegs ein abgezehrter Weber. Sein Bub sitzt am Tisch und liest, an die Frau am Webstuhl geschmiegt ein blühendes Kind, ein erwachsenes Mädchen spult, und die Alte, die hereintritt, meint: im Winter sind ja nur die paar Stück Vieh zu besorgen, einer von der Familie kann dabei doch am Webstuhl sitzen. Dieses behagliche Bild hat eine bodenreformerische Tat zum Hintergrund: seit 20 Jahren hat sich das Dorf gehoben durch Aufteilung eines großen Gutes, so daß nun fast jeder Kühe hat und nur nebenher webt. Manche wandern in norddeutsche Zuckerfabriken und Konservenfabriken, deren Arbeitssaison gerade die Wintermonate gut ausfüllt; auch für diese ist zu Hause sicherer Boden.

Erst im hochgelegenen Hejrode, einem großen Dorf, kommen wir ins Zentrum des Weberelends. Hier ist weniger Landwirtschaft bei den Webern. Manche ziehen als Hausierer in die Fremde. Die Mädchen finden zum Teil in Zigarrenfabriken am Ort Arbeit.

Ich trete bei einem etwa fünfzigjährigen Weber ein. Die Frau neben ihm ist sehr eingefallen; ein Bub arbeitet am anderen Webstuhl, ein kleinerer am Spulrad. Nach dem Verdienst bei gewöhnlicher Arbeitszeit gefragt, erzählt mir der Mann und beginnt mit der typischen Äußerung: „Ja, das müssen Sie wissen, bei uns ist nicht ein gewöhnlicher Tag wie anderswo, von sechs bis sechs, sondern von sechs bis elf. Drum gibt's auch so viel Invalide hier. Jetzt ist ja wenigstens Arbeit . . . Der Verdienst: 8—12 Mk. in der Woche auf einem Stuhl, samt Spuler, also anderthalb Menschen, und davon gehen noch etwa 2 ½ Mk. ab für Fuhrlohn und Spulen, soweit es die Familie nicht machen kann. — Eine Familie von neun Personen, die braucht doch 20 Mk. in der Woche. Denn alles muß man kaufen. Die in Hallungen, die haben wenig Leute und viel Land, aber hier haben das Land die Bauern."

Haus an Haus hört man den Webstuhl klappern. Ich trete noch bei einigen ein. Eine Frau, deren Mann fern in einer Zuckerfabrik ist, arbeitet am Webstuhl, während die kleine Tochter Schul-

arbeiten macht und andere Kinder in den Betten der geräumigen Stube liegen; die Frau verdient den Tag eine Mark. Dann ein kinderloses Ehepaar: sie können 12 Mk. in der Woche erarbeiten, aber nur bei der üblichen Arbeitszeit von sechs Uhr früh bis elf Uhr abends. Immerhin ist's günstig: denn die Frau ist kinderlos!

Wenn manche von den Kindern und Erwachsenen nicht gerade schlecht aussehen, so sind die Ursachen wohl die Landluft, obwohl sie fast nie draußen im Freien geatmet wird, und die völlige Stille des Lebens. Als ich abends durch die Dorfstraße gehe, öffnet sich ein Fenster nach dem anderen; der Tritt eines Menschen ist ein ungewohnter Laut!

Auch war jetzt (Herbst 1903) immerhin eine günstige Zeit. Die modernen halbwollenen Herrenkleiderstoffe, schwarz mit weißem Einschuß, sind oft aus schlechtem Faden, der am mechanischen Webstuhl reißen würde; daher hatten die Handweber Arbeit, auch relativ gut bezahlte.

Aber beim Weberverein ist's doch noch viel besser, sagen sie auch hier: man arbeitet dort viel kürzer, man hat die Landwirtschaft und doch 500 Mk. und die Dividende.

Im nächsten Dorf, wo ich übernachte, ist wieder die Landwirtschaft die Hauptsache. Auch die Weber, die das ganze Jahr weben, haben mehr als in Hejrode Landwirtschaft dabei. Ein großer starker Mann mit bäuerlicher Gesichtsfarbe gibt mir 12 Mk. als Weberwochenverdienst an; selbstverständlich das Spulen der Frau mit eingerechnet. Seine Familie besorgt selbst das Fuhrwerken nach Mühlhausen zum Verleger und spult alles selbst, so daß die 12 Mk. reiner Verdienst sind — allerdings für eine Familie! Und dann die vielen Zeiten der Arbeitslosigkeit. Und die Arbeitszeit? Der Mann macht eine Handbewegung, die sagt: Fragen Sie lieber nicht danach, wie lang ist die —

Immerhin ist's nicht wie in Hejrode, das fast ganz auf die Weberei angewiesen ist und viel mehr Weber hat. Bauern sehe ich hier im Zylinder und schwarzen Rock, Bäuerinnen in langen schwarzen Capes und großen scharzen Hauben mit seidenen Bändern zur Kirche gehen. Die Jungen haben einen frischen Turnverein. Aus der abgelegenen Webergegend, der „umgekehrten Oase," sind wir wieder heraus. Es ist nur noch eine Stunde nach Mühlhausen, an die Bahn.

In guten Jahren wandern aus diesen Gegenden viele auf Arbeit

In den schlechten war bekanntlich auch draußen nichts zu finden. Um stetigere und lohnendere Arbeit zu schaffen, das Abwandern in die Städte unnötig zu machen, das Bleiben auf dem an sich gesunden Bergland zu ermöglichen, ist der Bau von Bahnen durch das ganze Elendsgebiet die Vorbedingung.

Der Bierkutscher einer Mühlhäuser Brauerei, unter dessen Korbdach ich einen Teil der Strecke zurücklege, erzählt mir, daß auch bei ihm, in Mühlhausen, noch ein Stückchen von der Hausweberei vorhanden ist. Seine Frau spult zu Hause für eine Fabrik, etwa zwei bis drei Stunden täglich, und verdient so 1,50 Mk. in der Woche. Sie hat eine zwölfjährige Tochter, die schon in der Wirtschaft mithilft, und zwei kleine Kinder, eins im ersten Jahr. Trotzdem ist selbst dieser lächerlich kleine Verdienst, in der Stunde kaum 10 Pfg., ein erwünschter Gewinn in freien Stunden: „Die Zeit geht auch ohne das vorbei, und wenn's auch nur ein paar Groschen sind am Ende der Woche, es ist doch da.“

Diese Auffassung ist typisch für die Nebenerwerbsheimarbeit. Und man kann ihr eine Berechtigung nicht absprechen. So technisch rückständig auch diese in vielen Textilfabrikstädten noch zu findende Hausspulerei ist, und so schlecht sie lohnt, so unerwünscht würde die bei besserer Bezahlung sofort eintretende Übernahme in den technisch hier viel zweckmäßigeren Fabrikbetrieb vielen alten und jungen Frauen sein, solange ihnen nicht günstigere Möglichkeiten zur Hebung ihrer Lebenslage gegeben sind. Und dasselbe gilt im großen von den Resten der Hausweberei. Drum ist es *ein kleines Mittel, aber doch aller Unterstützung wert, den Handwebern möglichst günstige Arbeit zu schaffen, so lange, bis ihnen eine moderne Technik auf der heimatlichen Scholle ermöglicht ist.*

Gegenüber dem von namhaften Sozialpolitikern beiderlei Geschlechts geäußerten Gedanken, man solle die Hausweber durch die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie ausräuchern, ihre Hausweberei unmöglich machen — diesem Gedanken gegenüber kann man sich angesichts der Wirklichkeit eines bitteren Lächelns nicht erwehren. Die Ansicht, man solle die Hausweber arbeitslos machen und der Armenpflege übergeben, denn verhungern lasse man ja heute niemand mehr, diese Ansicht kennt weder die Hausweberei noch die Armenpflege. Was die Weber wünschen, ist Arbeit, einigermaßen lohnende Arbeit; also solange nichts Besseres

möglich ist, wenigstens anständig bezahlte Hausweberei, wie sie der Weberverein ihnen zu schaffen bemüht ist.

Ein ähnlicher Versuch ist in den letzten Jahren im nördlichen Thüringen und dem angrenzenden Obereichsfeld unternommen worden, um dem Weberelend abzuhelfen, das hier noch weithin verbreitet ist. Nach einer neueren Schrift über die wirtschaftliche Entwicklung des Obereichsfeldes leben immer noch Zehntausend Menschen auf dem Eichsfelde von der Hausweberei.

Die Erfurter Regierung gibt zwar auch, wie die Coburg-Gothasche, Stipendien an Webersöhne zum Übergang in andere Berufe und bemüht sich, Ersatzindustrien heranzuziehen: die kaum besser lohnende Zigarrenindustrie und die bisher weit höher bezahlte Maschinenstrickerei, bei welcher in der Heimarbeit und in kleinen Motorwerkstätten die junge Arbeiterin mehr als eine ganze Hausweberfamilie verdient. Aber es gelingt auf diese Weise nur sehr langsam, den Hauswebern vom Webstuhl wegzuhelfen.

Daher hat sich auch hier in den letzten Jahren ein Verein von Menschenfreunden gebildet, um wenigstens das Weberelend zu mildern, die Faktorenmißbräuche und die Verlegerprofite auszuschalten: der Obersteiner Weberverein, welcher mit teils wohltätig gestiftetem, teils geliehenem Kapital den Webern Absatz zu schaffen sucht. Dieser Verein scheint weniger an die Wohltätigkeit der Käufer zu appellieren, also mehr geschäftlich zu verfahren. Er sendet Reisende aus und bezahlt einen kaufmännischen Leiter, welcher auch Dividende erhält. Seine Löhne dürften etwas geringer sein als die des Thüringer Webervereins; doch sind sie um ein Viertel höher als die der Privatverleger, so daß die Weberfamilien statt der sonst auf dem Eichsfeld gewöhnlichen 6—8 Mk. bei dem Verein 9—10 Mk. wöchentlich erreichen. Der Obersteiner Verein ist noch jünger und kleiner als der Thüringer, hat aber bisher einen günstigen Geschäftsgang und bekommt auch Militäraufträge.

Solche Versuche, gemeinnützige Unternehmungen als Vermittler des Absatzes an die Stelle der privatkapitalistischen Verleger zu setzen, sind auch in anderen Gegenden Deutschlands an die Öffentlichkeit getreten; freilich ohne daß sich stets zwischen privatem Geschäftsinteresse und wohltätigem Mitleid für die armen Weber scharf unterscheiden ließe. Einen an der Grenze von beidem stehenden Betrieb lernten wir bereits in Reinerz kennen (vgl. S. 50 ff.);

ähnlich ist es auch bei anderen Konsortien zur Übernahme von Militäraufträgen in Schlesien, so auch bei der neugegründeten Vereinigung „Schlesische Handweber im Eulengebirge“ (Neurode in Schlesien, J. Bürke) und bei der seit sechs Jahren bestehenden „Lausitzer Webwaren-Hausindustrie“, G. m. b. H. zu Linderode in der Nieder-Lausitz, welche noch 70—100 Handweber beschäftigt und als Wohlfahrtseinrichtung angibt, daß sie sämtliche Weber am Gewinn beteiligt (im letzten Geschäftsjahr betrug die Dividende auf je 1 Mk. Lohn 5 Pfg.).

Wieweit bei all solchen Unternehmungen die „armen Weber“ Zweck, wieweit sie Mittel sind, um mit dem Elend Reklame zu machen oder um andere Interessen zu verfolgen, entzieht sich der Beurteilung; ist auch für uns hier gleichgültig. Denn uns interessiert hier nur die sozialpolitische Tragweite solcher Bestrebungen. Und die ist gering. Für einen kleinen Teil der Weber, sahen wir, kann Absatz beschafft werden, und der ist nützlich; aber für die große Masse?

Soweit die Hausweber technisch relativ Geeignetes am Handwebstuhl produzieren, könnte es scheinen, daß ihnen so zu helfen sei. Wenn heute in Amerika, ausgehend von reichen Käufern, deren Geschmack von der Industrie unbefriedigt gelassen wird, Handweberei als neues Frauenhandwerk mit Verkaufsorganisation eingeführt wird, so kann das diesen Schein verstärken; ebenso die finnländischen Absatzorganisationen für den Hausfleiß der Landleute. Aber dergleichen ist nicht denkbar bei den Mode- und Spekulationsartikeln, um die es sich bei uns meistens handelt; just bei diesen Spezialitätshauswebern, welche ja gerade der Unregelmäßigkeit ihrer Beschäftigung, infolge der Unstetigkeit ihrer Industrie, ihre Fortexistenz verdanken, also mit regelmäßiger Arbeit überhaupt nicht und mit lohnender Arbeit nur durch schnelle Ausnützung guter Konjunkturen versorgt werden können, wird ein gemeinnütziger Verein schwerlich den auf Gewinn ausgehenden Kaufmann ersetzen können.

Konsumvereine, welche in der Absatzvermittlung Klein- und Großhandel ersetzen, ja auch die Produktion leiten, haben sich als möglich erwiesen; diese haben aber nur Verwendung für Massengüter und bedürfen daher jener Spezialitätshandweber nicht. Die konsumgenossenschaftliche Produktion, welche in England bereits Zehntausende von Fabrikarbeitern beschäftigt und überall der rückständigen Technik und Hygiene der Privatbetriebe

in Hausindustrie und Handwerk (Konfektion, Schuhmacherei, Bäckerei) mustergültige Fabrikbetriebe entgegensetzt, hat in der Gegenwart ihre Mission darin, daß sie die Rückständigkeit vieler Privatindustrien deutlich macht und durch Genossenschaftsproduktion verdrängt; sie hat vielleicht eine noch viel größere Zukunft. Jedenfalls aber hat sie für die spezifischen Handweberprodukte keine Verwendung.

Und da ungeheure Kapitalmassen zur Gründung eines Riesenbetriebes und Anstellung eines hochbesoldeten Direktors, wie bei den Aktiengesellschaften, durch private gemeinnützige Vereine selbstverständlich nicht zusammenzubringen sind, so ist es ausgeschlossen, daß in der Beschäftigung der Modehausweber der privatkapitalistische durch einen gemeinnützigen Betrieb ersetzt werde.

Die Aristokraten der Hausweberei sind es ja auch nicht, deren man sich durch Vereinsgründungen anzunehmen versucht hat. Wie die öffentliche Meinung bei den Kämpfen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nur dann auf seiten der Arbeiter zu stehen pflegt, wenn ihr Elend so groß ist, daß es einen Erfolg auf ihrer Seite ausschließt, so hat man sich auch hier derer angenommen, deren Elend so groß war, daß ihnen auf diesem Wege nicht mehr geholfen werden konnte. Man suchte für diejenigen Absatz zu schaffen, die keinen oder nur einen ungenügenden oder aber nur Absatz zu Fabrikspreisen finden konnten, bei dem für die Handweber nur Hungerlöhne möglich sind.

Vor 40 Jahren, als Bismarck im Jahr 1864 den König Wilhelm veranlaßte, 7000 Taler an die schlesischen Weber zu geben zur Unterstützung ihrer Produktivgenossenschaftsgründung, da war diese Lassallesche Idee rein technisch in der Hausweberei noch möglich; ebenso wie in anderen Industrien hie und da (z. B. in der Gablonzer Glasindustrie mit Hilfe der österreichischen Regierung) Absatzgenossenschaften auch heute Heimarbeitern Hilfe bringen zu können. Jene Produktivgenossenschaft scheiterte aus anderen Gründen; außer den inneren Ursachen, die überhaupt das Gedeihen von Produktivgenossenschaften erschweren, kam noch, so erzählt man im Eulengebirge, eine Verschwörung der Fabrikanten hinzu, die ihr mit reichlichen Kapitalien bewußt entgegenarbeitete, so daß ihr der Markt gesperrt wurde: „einmal mußten alle nach Leipzig zur Messe gebrachten Webwaren wieder zurücktransportiert werden, ein stiller aber wirksamer Boykott hatte den Verkauf unmöglich gemacht.“

Übrigens ein typischer Vorgang, der das Aufkommen jeder solchen unliebsamen Unternehmung erschwert.

Heute aber ist es bei den für Absatzorganisation geeignetsten und ihrer am meisten bedürfenden, den Webern von Massenware, schon aus rein technischen Gründen unmöglich, ihnen im großen und dauernd auf diesem Wege zu helfen.

Wenn Karl Bücher vor fast zwei Jahrzehnten treffend als das Krebsübel aller Hausindustriellen ihre absolute Abhängigkeit von jenen kaufmännischen Zwischengliedern, welche zur Besorgung des Absatzes zwischen sie und die Verbraucher ihrer Erzeugnisse treten, bezeichnet hat und darum in der Organisation des Absatzes durch Absatzgenossenschaften, Gewerbehallen oder durch den Staat die einzige Möglichkeit wirklicher Reform erblickte, so erfaßte er damit den Kern alles hausindustriellen Elends, aber er gab nicht ein Rezept für technisch kranke und darum absterbende, hinsiechende Industriezweige der Heimarbeit. Für diese ist das Problem ein doppeltes: ein soziales und ein technisches.

Einen Versuch, innerhalb der Hausweberei die moderne Technik anzuwenden, werden wir im nächsten Abschnitt kennen lernen; bei der Würdigung dieses Versuchs wird wieder das allgemeinere, die soziale Seite der Sache, in seiner Bedeutung hervortreten.

4. Elektrischer Antrieb, Maximalarbeitstag und Mindestlohntarif.

In Anrath bei Krefeld fand ich eine Einrichtung, welche viel Günstiges, allerdings auch Gefahren, in sich birgt: eine im Bergischen schon länger verbreitete, hier seit einigen Jahren eingeführte elektrische Hausweberei mit Maximalarbeitstag und Mindestlohntarif.

Abends ankommend, zugleich mit Hunderten von Arbeitern, die aus den benachbarten Fabrikstädten Krefeld, Gladbach und Viersen heimkehrten, hörte ich auf dem Weg vom Bahnhof in den Ort gleich das Knattern von Webstühlen; ich trat ein, wo ich durch das verhängte Fenster die Bewegung des Webstuhls sah. Der Weber zeigt mir seinen elektrisch getriebenen Webstuhl: ein großes Ungetüm modernster Konstruktion, eine Bandmühle, an der acht bis vierzig Bänder, je nach ihrer Breite, gleichzeitig gewebt werden. Darüber

zwei elektrische Lämpchen und an der Wand der kleine Elektromotor, der für Beleuchtung und Webstuhl zugleich die Kraft vermittelt. Der Mann ist sehr zufrieden: „Gegen die Arbeit in der Krefelder Samtfabrik ist's ein guter Tausch."

Allerdings war eine schlechte Zeit. In der Fabrik brachte sie Produktionseinschränkung und einen der kürzeren Arbeitszeit entsprechend verkürzten Lohn, zu Hause aber Arbeitslosigkeit: das Risiko liegt in der Hausindustrie auf dem Arbeiter. Und während früher der Hausweber nur seinen Lebensunterhalt zu bedenken hatte, hat nun die Anlage des modernen mechanischen Bandwebstuhls im ganzen fast 2000 Mk. gekostet, die zu 4 ½ % geliehen sind: also jährlich 90 Mk. Zinsen, die auch in arbeitsloser Zeit als allererstes gezahlt werden müssen. Dazu die Kraftmiete, die weiter zu bezahlen war und erst neuerdings im Fall einer Arbeitslosigkeit von gewisser Dauer nicht mehr zu bezahlen ist; sie betrug anfangs 60, jetzt 72 Mk. jährlich. So hat der Hausweber mit elektrischem Bandstuhl die doppelte Gefahr: leichter arbeitslos zu werden als der Fabrikweber und dann noch das geliehene Kapital auch als Arbeitsloser verzinsen zu müssen.

Aber wenn Arbeit da ist, dann ist's gut, viel besser vor allem, als bei der früheren Handweberei. Beim Handbetrieb war die Arbeitszeit viel länger, der Verdienst geringer. Jetzt ist die Arbeitszeit geregelt durch die elektrische Kraft: man zahlt eine jährliche Pauschalsumme und hat dafür das Anrecht auf die Kraft von früh halb acht bis abends acht, mit anderthalbstündiger Mittagspause, also elf Stunden. Benutzt man die Kraft länger, so ist das Diebstahl; die Polizei des Orts sieht nach und horcht, ob das geschieht: also eine Arbeitszeitbeschränkung und Kontrolle in der Heimarbeit, durch die Gemeinde selbst, die als Verkäuferin der Kraft das Recht hat zu wachen, daß nicht über die vereinbarte Zeit hinaus Kraft entwendet wird.

In dieser Arbeitszeit kann der Bandweber, der behaglich rauchend und dazwischen die Zeitung lesend dabei steht und nur ab und an zerrissene Fäden zu knüpfen sowie den Webstuhl neu aufzurichten hat, wöchentlich 30 Mk. verdienen; nach Angabe dieses Webers brutto, nach Angabe anderer auch als Reinverdienst: jedenfalls schwankend nach der Person und der Arbeit. Und der Verdienst ist bequemer erreicht als beim Fabrikweber, der an die Stunde gebunden ist „fremden Leuten in die Augen kucken" muß, stets

untertan ist, nicht so bequem morgens früh und mittags eine Stunde in den eigenen Garten gehen kann.

Für den Handweber mußte ein Junge spulen. Das Kinderschutzgesetz erschwert das: nur einen über zwölf Jahre alten annehmen zu dürfen, der bald aus der Schule entlassen wird und dann geht, beim Bürgermeister eine Arbeitskarte für ihn lösen zu müssen, alles das schreckt etwas davon ab. Daher ist das Aufpassen und Spulenaufstecken an der gleichfalls elektrisch getriebenen Spulmaschine, drei Stunden täglich, nun von der Frau des Webers übernommen worden. Es ist eine blühend gesunde Frau mit einem eben solchen kleinen Jungen auf dem Arm, den sie gerade füttert. Kinderspielsachen liegen am Boden, neben dem großen Ungetüm von Bandwebstuhl.

Durch die mechanische Kraft ist die Körperkraft des Mannes unnötig geworden; nicht aber seine Kenntnisse als Weber. Nur eine Frau, die den Webstuhl genau versteht, könnte die Arbeit übernehmen. Ersatz der Männer durch die Mädchen ist in der elektrischen Hausweberei daher nicht zu fürchten; doch aber für halbe Stunden möglich, ein Vorteil mehr — dessen Kehrseite uns erst später zu beschäftigen hat (vgl. S. 108).

Die Hauptfrage aber, die sich mir gleich auf die Lippen drängte, ist natürlich die: sind seit Einführung der elektrischen Kraft die Lohnsätze unverändert geblieben? Und da erfuhr ich ein fast einzigartiges Ding: schon seit einem Jahrzehnt besteht im Bergischen ein Verband der Bandwirkmeister, dem nun auch die in Anrath beizutreten beginnen; dieser Verband vereinbart mit den Arbeitgebern alljährlich die Mindeststücklohnliste für die neuen Muster, ein gedrucktes Heft von 32 Seiten, worin die Mindestlohnsätze in einem genau nach Faden, Breite, Schußzahl usw. abgestuften Tarif zusammengestellt sind. Ich gebe daraus einiges wieder. Der Titel lautet:

Niedrigste Lohnliste,
unter welcher nicht gearbeitet werden darf:

1. Damenbänder,
2. Herrenhutbänder,
3. Strohhutbänder,
4. Gaze-, Flor- oder Krausebänder,
5. Atlaskordel,
6. Gürtelbänder.

Sodann als Beispiel ein Stück des Tarifs:

„Allgemeine Bestimmungen für einfachen Satin und Satin-Mousseline von Rohseide.

Bei höherer Schußzahl steigt der Lohn für je 10 Schuß um $^1/_2$ Pfennig per Linie, bei einer Schußzahl unter 40 Schuß vermindert sich der Lohn für je 10 Schuß um $^1/_2$ Pfennig per Linie.

Bei höherer Fadenzahl als 48 Faden per Linie steigt der Lohn im Verhältnis der letzten Rubriken um 1 Pfennig für je 4 Faden.

Berechnet werden die zu liefernden Bandbreiten. Bei der Lohnansetzung ist gestattet, in Abzug zu bringen: bei einer Bandbreite bis 12‴ eine viertel Linie, über 12 bis 24‴ eine halbe Linie und über 24‴ 2% des Lohnes.

Die zu liefernde Breite ist auf der Angabe zu vermerken.

Bei Schärpenbreiten sind folgende Erhöhungen zu zahlen:

48/52‴	über 52/56‴	über 56/60‴	über 60/64‴	über 64/72‴	über 72/80‴	über 80/100‴	über 100‴
$2^1/_2$%	5%	$7^1/_2$%	10%	$12^1/_2$%	15%	20%	25%

Für schmale Breiten werden die prozentualen Zuschläge nach der Damenbandliste vom 20. Mai 1896 berechnet.“

Auf der letzten Seite des Tarifs steht:

„Die in gemeinsamer Beratung der Fabrikanten und Bandwirkermeister vereinbarten Löhne gelten als Minimallöhne, d. h. Löhne, unter welchen niemals gearbeitet werden darf. Einerseits darf kein Fabrikant unter diesen Löhnen arbeiten lassen, andererseits darf kein Bandwirkermeister unter diesen Löhnen Arbeit annehmen. Sollte das eine oder andere dennoch geschehen, so übernehmen die Bandwirkermeister die Verpflichtung, für den die Vereinbarung übertretenden Fabrikanten nicht mehr zu arbeiten, wogegen die Fabrikanten sich verpflichten, einen solchen, unter dem vereinbarten Lohne arbeitenden Bandwirkermeister nicht mehr zu beschäftigen.“

Sowohl die Arbeiter wie die Unternehmer sind hier tatsächlich stark genug organisiert, um den vereinbarten Tarif aufrecht halten zu können. Über Stärke und Verbreitung der Arbeiterorganisation bei diesen Hausindustriellen unterrichtet uns folgende Zusammenstellung, die ich dem Vorstand des Anrather Lokalvereins verdanke:

Verband Berg. Bandwirker-Meister. 1903.

Vereine	Gesamt- Mitglieder	Gesamt- Stühle	Mitglieder mit 1 Stuhl	Mitglieder mit 2 Stühlen	Mitglieder mit 3 Stühlen	Mitglieder mit 4 Stühlen	Mitglieder m. mehr als 4 St.
Ronsdorf	766	1179	476	226	48	9	7
Wermelskirchen	620	905	396	183	31	7	3
Lüttringhausen	420	664	260	112	30	10	8
Elberfeld	237	539	64	92	51	16	14
Langenberg	150	220	86	59	4	1	—
Anrath	67	155	51	15	—	1	—
Hatzfeld	58	114	20	26	6	6	—
Dönberg	54	74	37	15	1	1	—
Dhünn	45	70	24	18	2	1	—
9	2417	3920	1414	746	173	52	32

Es ist kürzlich vorgekommen, daß ein Unternehmer in flauer Zeit den Versuch machte, den Tarif zu umgehen. Er schlug einigen Bandwirkern vor, ihnen in ihr Buch den Minimallohn zu schreiben, aber ihnen 20% weniger zu zahlen; er habe einen Auftrag erhalten, den er nur so ausführen könne. In der Furcht vor Arbeitslosigkeit willigten neunzehn Arbeiter ein und arbeiteten monatelang unter Preis. Aber einer schwätzte. Sofort wurde vom Arbeiterverband dem Fabrikantenverein die Sache mitgeteilt. In gemeinsamer Sitzung der beiden Verbände wurde dem schuldigen Unternehmer auferlegt, den zu wenig gezahlten Lohn nachzuzahlen und außerdem 300 Mk. Strafe zu erlegen, im ganzen 1600 Mk. Dem Urteil unterwarf er sich sofort, da keiner mehr für ihn gearbeitet hätte. Der nachgezahlte Lohn wurde nicht den schuldigen Arbeitern, sondern dem Arbeiterverband überwiesen. Die 300 Mk. Strafe erhielt der Fabrikantenverein und gab sie gleichfalls an den Arbeiterverband weiter. Die Arbeiter, die unter Tarif gearbeitet hatten, mußten jeder 5 Mk. Strafe zahlen und außerdem folgende Erklärung unterschreiben:

„Die endesunterzeichneten Mitglieder des Verbandes berg. Bandwirkermeister geben zu, in den Monaten September, Oktober und November für die Firma N. in Elberfeld unter Lohn gearbeitet zu haben und wider besseres Wissen durch Unterschrift das Gegenteil behauptet zu haben.

Wir geben dieses mit lebhaftem Bedauern zu und geloben, uns für die Zukunft strikte an die Lohnliste halten zu wollen.

Elberfeld, 11. Dezbr. 1903."

Vier von den Arbeitern unterschrieben dieselbe Erklärung, aber mit Weglassung der Worte „und wider besseres Wissen durch Unterschrift das Gegenteil behauptet zu haben". Ein Zeichen, wie qualvoll die Abgabe einer solchen Erklärung empfunden wird, wie wirksam also auch dieses Mittel zur Aufrechterhaltung des Tarifs ist.

Im allgemeinen, so sagten mir die Arbeiter, wird der Tarif durchgeführt. Der oben geschilderte Verlauf einer Umgehung läßt das auch als wahrscheinlich vermuten.

Dafür spricht auch der Verlauf eines anderen Falles. Im Sommer 1901, als die Bandwirkerei daniederlag, benutzte eine Barmer Firma das, „um Arbeit unter der Hälfte des vereinbarten Lohnes auszugeben. Darauf verhängte der Verband auf Anraten und mit Einwilligung sämtlicher Fabrikanten über diese Firma die Sperre, welche auch trotz großen Arbeitsmangels erfolgreich durchgeführt wurde. Die betr. Firma trat darauf der Konvention wieder bei."

Wie ist diese wunderbare, in ihrer Widerstandskraft, Ausdehnung und Dauerhaftigkeit einzigartige Organisation von Hausindustriellen zustande gekommen?

Erste Ansätze bildeten sich schon in den 1860er Jahren. Ein Verband der Bandwirkermeister in Barmen hat damals in Kommissionsberatung mit dem Fabrikantenverein eine Lohnliste für die Stapelartikel festgesetzt; alle Bandwirkermeister banden sich durch 15 Mk. Einlage, die als Konventionalstrafe verwirkt waren, wenn einer unter der Liste arbeitete. Dieses Einigungsamt war von Nutzen, aber nicht von Dauer. Dann ein neuer Versuch Mitte der 80er Jahre. Der Bandwirkerverband setzte es sich wieder zum Zweck, „ein weiteres Sinken der Löhne zu hindern bei den jetzt gebräuchlichen Artikeln und zu verhindern, daß bei neuen Artikeln sofort bei irgendeiner Geschäftsflaue ein Herabdrücken der Löhne auf ein Niveau stattfindet, auf welchem von Verdienst kaum noch die Rede sein kann." Seit 1886 stand auf dem Programm des Verbandes: Einführung eines Minimallohntarifs, Einführung von Arbeitsvermittlungsbureaus, Regelung und Beaufsichtigung des Lehrlingswesens und der Frauen- und Kinderarbeit, statistische Erhebungen über Höhe der Löhne, Dauer der Arbeitszeit und Stand des Arbeitsmarktes, Eintreten für die gesetzliche Einführung eines

Normalarbeitstages, Gewährung von Rechtsschutz für die Mitglieder. Der wichtigste Punkt war die Lohnregelung. „Die einzelnen wurden verpflichtet, keine Arbeit unter den festgesetzten Minimallöhnen zu übernehmen und Beiträge zu zahlen für einen Fonds zur Unterstützung von solchen“, die dadurch arbeitslos geworden, daß sie ihnen unter dem Preise angebotene Arbeit zurückwiesen. Nach V. Bredt, dem ich hier folge, sollen zunächst Bandwirker aus allen politischen Parteien an der Bewegung beteiligt gewesen sein, sich aber meistens zurückgezogen haben, als sozialdemokratische Agitatoren die Bewegung in ihr Fahrwasser hinüberzuleiten versuchten; der Verband schlief ein. Erst Anfang der 90er Jahre kam ein wirksamer Verein zustande. Die Bandwirkermeisterinnung zu Elberfeld beschloß in den schlechten Zeiten von 1890/91, mit den Fabrikanten in Verbindung zu treten, um bessere und festere Löhne zu erzielen. Durch Zusammenschluß mit anderen Orten kam es zu dem „Verband bergischer Bandwirkermeister“. Seit 1892 besteht seine Minimallohnliste für Damenhutbänder, seit 1893 auch die für Herrenhutbänder. Ronsdorf ist der führende Ort und Sitz des Verbandes.

Schwerlich wäre indessen der schöne Erfolg den Bemühungen der Hausweber allein gelungen. „Das Zustandekommen des Bandwirkerverbandes mit seinen Minimallohnlisten im Jahre 1892 war nicht zum mindesten auf die Anregung und Mitwirkung der Fabrikanten zurückzuführen.“ Zum Teil mag das psychologisch erklärliche Motiv dabei mitgespielt haben, daß den Kapitalisten das Vorhandensein eines „Standes selbständiger Hausbandwirker“, eines „Mittelstandes“ und kleinbürgerlichen Gegengewichts gegen die sozialistischen Fabrikarbeiter, „sozialpolitisch wertvoll“ erschien, um so mehr als diese „selbständigen“ Hausindustriellen von den Kapitalisten vollkommen abhängig und zugleich mit ihnen in gutem Einvernehmen sind. Aber das genügt nicht zur Erklärung. Hat doch sonst der „hohe sozialpolitische Wert“ eines solchen „Standes“ die Fabrikanten nie gehindert, ihn durch die Fabrikkonkurrenz zu vernichten. Vielmehr haben sie hier vor allem „ein geschäftliches Interesse daran, daß jeder Meister wenigstens einen Bandstuhl im Betrieb hat, damit bei steigender Konjunktur stets eine größere Zahl von Stühlen betriebsfähig gemacht werden kann. Die größeren Fabrikanten haben daher in schlechten Zeiten mehrfach die Hausindustrie beschäftigt gehalten und unterstützt, indem sie die Wirklöhne nicht zu tief sinken ließen.“ Die Hausweber sind eben für die Fabrikanten von

Modeindustrien, wie wir schon oft sahen, eine Ergänzung der Fabrik für die Hochkonjunktur, eine Reservearmee, die bereit sitzt und das Risiko trägt, wenn schlechte Konjunktur ist; diese Reservearmee muß in Gegenden wie Barmen, wo sie sonst leicht andere Arbeit findet, in solchen schlechten Zeiten erhalten werden, damit sie in der nächsten Aufschwungszeit wieder zu haben ist. Kleine Opfer, die dafür gebracht werden, machen sich bezahlt, denn sie ermöglichen es, dauernd weniger Kapital festzulegen, als nötig wäre, um in den eigenen Fabrikbetrieben die plötzlich gesteigerte Nachfrage der Hausse ausnutzen zu können.

So verstehen wir das erstaunliche Schauspiel, daß hier die Fabrikanten nicht nur die Hausweberei zu erhalten suchen, sondern sogar einmal ihren eigenen Betrieb zeitweise eingeschränkt haben, um den Hauswebern Arbeit zukommen zu lassen; wie die folgende Begebenheit zeigt.

Die Geschäftsflaue im Jahre 1904 „ließ allmählich immer mehr Bandstühle zum Stillstand kommen, so daß unter den Hausindustriellen ein wahrer Notstand herrschte. Wie immer, fiel auch hier die schlechte Konjunktur in erster Linie auf die Hausindustriellen, indem die Fabrikanten vor allem ihre eigenen Stühle in Betrieb zu halten suchten. Die Minimallohnliste wurde dadurch ernstlich gefährdet; denn ein Teil der Bandwirker glaubte mehr Arbeitsgelegenheit zu bekommen, wenn die Lohnliste beseitigt wurde. Damit wäre natürlich die Lage vollends unerträglich geworden, und so galt es, diesen Bestrebungen nachdrücklich entgegenzuarbeiten. Im August 1904 richtete daher der Ausschuß des Bandwirkerverbandes an die Fabrikantenvereinigung der Damenbandbranche die Bitte, ihre Eigenbetriebe zugunsten der Hausindustrie einzuschränken und zu den vereinbarten Minimallöhnen Arbeit auszugeben. Der Ausschuß der Vereinigung berief eine Versammlung auf den 15. September ein und lud dazu auch diejenigen Fabrikanten der Branche ein, die außerhalb der Vereinigung standen, so daß im ganzen 30 Firmen vertreten waren. Es war ein großes Ansinnen, das da an die Fabrikanten gestellt wurde, und es bedurfte einer mehrstündigen Aussprache, ehe alle Punkte geklärt waren. Dann aber faßten die Fabrikanten den Beschluß, es solle vom 15. Oktober ab eine Einschränkung der Arbeitszeit in den Fabrikbetrieben um 20 % auf unbestimmte Zeit erfolgen. Dem Bandwirkerverband wurde es überlassen, diese Mehrbeschäftigung der Hausindustrie durch Einschränkung der Arbeit in den einzelnen Betrieben möglichst gleichmäßig

zu verteilen.“ Ein Beschluß, welcher in diesem ersten und bisher einzigen Falle vielleicht das Arbeitslosenelend der Bandwirkermeister etwas mildern und damit ihr Entweichen in andere Erwerbszweige dieser blühenden Industriegegend verhindern mochte, aber keinesfalls an der Grundlage des ganzen Verhältnisses, der Risikoabwälzung auf die kleinen kapitallosen, häufiger und langer Arbeitslosigkeit ausgesetzten Meister, etwas zu ändern imstande war.

Auch die Lohnliste ist von der Seite der Unternehmer im allgemeinen nicht gehindert, sondern sogar gefördert worden. Wobei der Arbeitersache außer dem Interesse des Kapitals an der Erhaltung dieser Hausindustrie auch noch der Umstand zu Hilfe kam, daß feste allgemein gleiche Lohnsätze den Unternehmer davor schützen, daß die Konkurrenz mittels niedrigerer Löhne ihn auf dem Absatzmarkt unterbietet. Anfängliche Schwierigkeiten ergaben sich freilich gerade hieraus, indem „auch die zur Annahme geneigten Fabrikanten sich nur unter der Voraussetzung binden wollten, daß auch alle ihre Konkurrenten sich beteiligten. Nachdem diese Schwierigkeit aus dem Wege geräumt, gelang es für die Folgezeit leicht, die jeweiligen Löhne zu vereinbaren. Es wurden auch häufige Revisionen vorgenommen und ohne Schwierigkeit durchgesetzt. So wurde z. B. 1895 ein allgemeiner Lohnzuschlag von 10 % erreicht, der allerdings schon 1896 wieder aufgegeben werden mußte.“ Die anfangs nur lose Vereinigung der Fabrikanten, welche es den Bandwirkern überließ, die Innehaltung der Verpflichtung zu überwachen, schloß sich 1902, als der Zuwachs an Fabrikanten und die Einführung neuer Artikel zu Unklarheiten und Streitigkeiten geführt hatte, zu einer festeren „Vereinigung der Damenbandfabrikanten und verwandter Branchen“ zusammen, mit einem Ausschuß zur Regelung von Streitigkeiten mit den Bandwirkern. Wie wir schon im einzelnen sahen, hat dieser Verband, obwohl ihm nicht alle Fabrikanten der Branche angehören, im Zusammenwirken mit dem Bandwirkerverband, der auch die außenstehenden Unternehmer zur Beachtung der Lohnlisten zwingt, sich gut bewährt: die Löhne sind stetig erhalten, Streitigkeiten friedlich beigelegt, hinterzogene Löhne nachgezahlt, die Schuldigen ihre Strafe zu zahlen gezwungen worden. Seit 1904 besitzt der Unternehmerverband Statuten, welche als seinen Zweck angeben: gemeinsame Interessen zu wahren, Minimallohnlisten festzusetzen und „ein gutes Einvernehmen mit dem Verband bergischer Bandwirkermeister zu pflegen und dafür einzutreten, daß die

Lohnliste und deren Bedingungen sowohl von den Fabrikanten wie von den Bandwirkern unbedingt eingehalten werden."

Die Krefelder Fabrikanten, für die in Anrath gewebt wird, haben ursprünglich um mehr als 20 % niedriger gezahlt als die schon lange organisierten Unternehmer im Bergischen. Solange die neu beginnenden Anrather noch Lernende waren, hatte das eine gewisse Berechtigung. Nun hat aber der gemeinsame Druck, der vom Arbeiter- und vom Bergischen Unternehmerverband auf die Krefelder ausgeübt wurde, bereits erreicht, daß auch die Krefelder für die schmalen Bänder schon nach dem Tarif bezahlen und nur für die breiten Bänder noch um 10 % weniger zahlen dürfen.

Um den Druck nach oben zu verstärken, lassen jetzt auch Bergische Fabrikanten zu ihrem Preis, also ganz entsprechend dem Tarif, in Anrath arbeiten: dadurch drängen sie die Krefelder Unternehmer dazu, das gleiche zu tun, und bewahren sich so vor Schmutzkonkurrenz.

Manche Unzufriedene unter den Webern, die den Sinn der Organisation nicht erfassen, klagen: „Was soll der Verband? Wenn der Kaufmann keine Arbeit hat, gibt er uns doch keine „Kette" zum Weben." Sie übersehen, daß der Tarif ihnen anständige Löhne sichert für den Augenblick, wenn der Kaufmann Arbeit gibt. Aber ein Berechtigtes ist in der Klage. Allgemein sind die hausindustriellen Bandwirker mindestens zwei, nicht selten drei Monate im Jahr arbeitslos. Das drückt natürlich den Jahresverdienst bedeutend herab. Wenn die Bandwirkermeister beispielsweise vor Gericht einen Tagesersatz von 7—8 Mk. fordern, weil das nachweisbar ihr Verdienst sei, so ist damit selbstverständlich nur die Bruttoeinnahme gemeint, von der die auf jeden Fall fortlaufenden Unkosten abzuziehen und auch die arbeitslosen Monate wegzurechnen sind, wenn man vom Tagesverdienst auf die Jahreseinnahme schließen will.

Der Leiter des Lokalvereins, ein Bandwirkermeister mit vier Webstühlen, hat sich ausgerechnet, daß ihm von seinen mehr als 6000 Mk. brutto nur ein reiner Verdienst von 1600 Mk. jährlich bleibt. Von seiner Bruttoeinnahme geht vor allem ab der Lohn für drei neben ihm an seinen Webstühlen arbeitende junge Leute (darunter ein Mädchen), je 7—800 Mk. im Jahr. Außerdem hat er einen Spuljungen mit etwa 180 Mk. im Jahr zu bezahlen. Die übrigen Auslagen verteilen sich vor allem auf Verzinsung des geliehenen Kapitals, Abnutzung der Maschinen, Kraftmiete für die Webstühle

und die Beleuchtung sowie Heizung des Arbeitsraumes, der in diesem Fall aus mehreren zu einer großen Werkstatt durchbrochenen Stuben des eigenen Hauses besteht. Ein anderer hat sich für zwei Webstühle ein kleines Häuschen angebaut; zusammen sind dafür 6000 Mk. zu verzinsen, außer den übrigen Unkosten. Im allgemeinen werden von den Arbeitern auf einen Webstuhl etwa 300 Mk. jährlich Unkosten und 800—1800 Mk. jährlich als Bruttoeinnahme gerechnet, so daß der reine Verdienst etwa 500—1500 Mk. beträgt. Nach der Steuereinschätzung ist 900 Mk. das Gewöhnliche.

Die drei Bandweberfamilien, bei denen ich war, machten einen durchaus behaglichen, gesunden, gut kleinbürgerlichen Eindruck. Das Gegenteil des Hauswebertypus. Die Frauen arbeiten nicht mit; höchstens nebenbei ein paar Stunden am Tage. Außer dem großen Arbeitsraum, den die mächtige Maschine verlangt, haben sie Wohnstube und Schlafstube. Die meisten besitzen ein Häuschen mit Garten.

Trotz des auf den Arbeiter gewälzten Fabrikantenrisikos, trotz der häufigen Arbeitslosigkeit, haben wir somit einen günstigen Eindruck von diesem Versuch elektrischer Hausweberei. Wir können ihn aber nur dann ganz würdigen, wenn er sich uns deutlich von seinem geschichtlichen Hintergrunde abhebt.

Anrath war ein großes Weberdorf. Seine viertausend Menschen lebten vorwiegend von der Handweberei. Anfang der 70er Jahre war eine glänzende Zeit; dann aber wurde es schlecht. Auswärts legte man Fabriken an; nach Anrath kam nichts. Zwar ist die Eisenbahn, die Voraussetzung der Dampfkraft, hier schon seit fünfzig Jahren gegeben; und die Anrather hatten von der Eisenbahnverbindung den Vorteil, nach auswärts in die Fabrik fahren zu können. Aber wie es zu gehen pflegt: wo nicht am Ort eine Fabrik entsteht, bleibt die Bevölkerung doch größtenteils bei der alten Hausindustrie. Und dieser Zustand war den Krefelder Unternehmern nicht unerwünscht: er bedeutete das Vorhandensein einer Reservearmee, die in schlechten Zeiten als nicht existierend angesehen wird, im Augenblick des Aufschwungs aber sofort zu haben ist. In Anrath erzählt man, daß die Krefelder Fabrikanten das Entstehen von Fabriken möglichst hintertrieben, um die Anrather Hausweber stets zur Verfügung zu haben. In einer Sitzung des früheren Einigungsamtes zwischen Hauswebern und Kaufleuten, so berichtete mir mein Wirt, machte ein Anrather nach langem Geheim-

halten die Eröffnung, daß jetzt eine Fabrik nach Anrath käme; darauf drehte sich ein Krefelder Kaufmann auf dem Absatz herum und sagte höhnisch: „Das wollen wir noch abwarten.“ Und so sei auch die Absicht Krupps, in Anrath eine Zweigniederlassung seiner Werke zu errichten, hintertrieben worden. Wieviel an den Erzählungen wahr ist, kann ich nicht kontrollieren. Jedenfalls beweisen sie, daß der Wunsch nach einer Fabrik lange lebendig und lange unerfüllt war. Die Gemeinde bemühte sich endlich selbst, einen Unternehmer herzuziehen. Sie kaufte an der Bahn für 18000 Mk. ein großes Grundstück und gab dem Mutigen, der eine Fabrik darauf baute, das Land umsonst und außerdem Steuerfreiheit für zehn Jahre. Als aber der Fabrikant nach Ablauf der zehn Jahre auf 3000 Mk. Einkommen zur Steuer eingeschätzt werden sollte, da machte er Bankerott. Die Fabrik steht jetzt noch still, unbenutzt, ein prächtiger, aber täuschender Schein für den vorbeifahrenden Fremden. Die Gemeinde verlor obendrein ihre 18000 Mk., da sie sich keinerlei Rechte vorbehalten hatte. Die Anrather verkamen in ihrem Hausweberelend mehr und mehr. Der Ort wurde berüchtigt. Um so weniger war nun ein Unternehmer für Anrath zu gewinnen. Kurz, es war eine Entwicklung, die in ihrem Verlauf an Schlesien und an das Weberstädtchen Nowawes bei Potsdam erinnert: die im Elend verkommenden Hausweber verloren bei ihrer mehr und mehr von der „Richtigkeit zur Fixigkeit“ herabsinkenden Schleuderarbeit die moralischen Qualitäten und damit die Grundlage ihrer Produktion, das Vertrauen der Unternehmer. Eine Entwicklung, wie sie übrigens vielen Hausindustrien gemeinsam ist. So saßen denn die Weber hinterm Ofen, hatten nichts zu tun und nichts zu essen. Gegen 100000 Mk. sind von der Gemeinde an Armenunterstützungen gegeben worden! Die Einwohnerzahl ging durch Abwanderung um mehrere Hundert zurück. Die Gemeindelasten waren nicht mehr aufzubringen. Der damalige Bürgermeister petitionierte um Auflösung und Aufteilung der Gemeinde an die Nachbarorte; sie sei nicht mehr zu halten, erklärte er. Man machte noch einen letzten Versuch: Kreis und Provinz gaben große Zuschüsse zu den Armen- und Schullasten, um den Etat vorläufig ins Gleichgewicht zu bringen. Ein neuer Bürgermeister wurde berufen. Es gelang ihm mit vieler Mühe, wieder einen Unternehmer zu gewinnen, der eine neue mechanische Weberei in Anrath errichtete. Etwa 150 Personen arbeiten darin, hauptsächlich Mädchen, mit einem Verdienst von 2—2,80 Mk., und einige Männer, bei denen der

Lohn über 3 Mk. täglich hinausgeht. Immer noch fahren aber etwa fünfhundert Arbeiter und Arbeiterinnen von Anrath nach den umliegenden Städten in die Fabriken und kehren abends oder am Wochenende nach Hause zurück. Auf dem Anrather Boden selbst Verdienst zu schaffen, das Geld möglichst im Ort zu behalten, war das berechtigt merkantilistische Bestreben, das dem weiteren Vorgehen des neuen Bürgermeisters zugrunde lag: er schuf vor einigen Jahren ein Elektrizitätswerk und ermöglichte so vor allem den Webern, zu Hause modern mechanisch zu produzieren. Schon vorher hatten einige Weber sich statt der alten gewöhnlichen Webstühle Seidenbandstühle angeschafft; mit Stolz blicken sie auf die Tat eigener Energie zurück. Nun tat die Gesamtheit das Ihrige: der Staat, vor allem die Provinz, lieh das nötige Geld; im ganzen 180000 Mk waren für den vollen Ausbau des Elektrizitätswerks nötig. Die Schuld ist mit 3 % zu verzinsen und mit 1 % jährlich zu tilgen. Das Werk rentiert sich allmählich, um so mehr, je mehr Teilnehmer sich anschließen. Die Überschüsse sollen dann zur weiteren Verbilligung der Kraft benutzt werden, damit das Werk voll denen zugute kommt, von deren Beiträgen es sich erhält. So sagte mir der Bürgermeister, dessen freundlicher Auskunft ich die meisten hier mitgeteilten Angaben verdanke.

Seit der Errichtung des elektrischen Werks ist die Zahl der Bandstühle in Anrath auf 150 gestiegen, von denen 140 elektrisch betrieben sind. Die gewöhnliche Handweberei ist fast ganz ausgestorben.

Die Krise, die der unglückliche Ort durchmachte, ist nun überwunden. Die Einwohnerzahl ist wieder auf 4000 gestiegen. Die Energie einzelner Arbeiter, die Tüchtigkeit des neuen Bürgermeisters, nicht zum wenigsten aber das Eingreifen der Gesamtheit, das sind die Faktoren, denen das Aufblühen des Ortes zu danken ist. Auch hier hat die Gesamtheit vermocht, was die Privatindustrie nicht zustande brachte. Es ist ein Stück Gesamtkapitalismus, das hier zum Erfolg führte; in einer Form, die gerade hier am Platze war, in ihrer allgemeinen Bedeutung aber noch zu prüfen ist.

Um den Übergang von der gewöhnlichen zur mechanischen Bandweberei zu ermöglichen (was soweit gelungen ist, daß Handstühle in der bergischen Bandwirkerei nur noch auf abgelegenen Höhen zu finden sind) hat man in der Barmer Gegend teilweise zu Kleinmotoren und teilweise zum System der Mietsfabriken gegriffen,

in welchen die „Hausindustriellen“ Arbeitsstelle und Dampfkraft mieten und für Kraft und Raum (meistens 3—3,50 Mk. pro Stuhl und Woche) auch wenn arbeitslos zahlen müssen. Neuerdings aber haben die Gemeinden sich der Sache angenommen. In Herbringhausen (und ähnlich in Frielinghausen) wurde mit 20000 Mk. Kapital, davon 6000 Mk. von der Stadt, eine Genossenschaft m. b. H. gegründet zur Errichtung einer gemeinschaftlichen Bandwirkermeisterbetriebsstätte mit Dampfbetrieb für 36 Stühle; damit wurden zugleich die bisherigen kleinen, vielfach ungesunden Wirkkammern mit schlechtem Licht durch luftige und helle Arbeitsräume ersetzt. Die Stadt Lüttringhausen (und ebenso die Gemeinde Anrath) gab den Bandwirkern Darlehen zur Anschaffung der Motoren und Maschinen. Der nötige moderne Bandwebstuhl kostete anfangs 1350, jetzt 1200 Mk.; Elektromotor und Transmission zusammen 300 Mk.; die Einrichtungen, um verschiedene Breiten weben zu können, beanspruchen als Extraanschaffung auch noch einige hundert Mark; die Einrichtungskosten eines elektrisch betriebenen Bandstuhls betragen daher zwischen 1500 und 2000 Mk. Die Zinsen davon samt der Kraftmiete sind dennoch viel geringer als die früher übliche Ausgabe von 300—450 Mk. Jahreslohn für ein Mädchen oder einen Burschen zum rein mechanischen Drehen am Webstuhl; und diese elend gezahlte Arbeit war noch dazu höchst ungesund, besonders für die gerade schulentlassenen und heranwachsenden. Man drehte immer, mit der Brust fest an die Maschine angedrückt. Ein Weber erklärte mir, er würde nicht mehr leben, wenn die elektrische Kraft nicht gekommen wäre: man holte sich die Schwindsucht bei dem Drehen. Jetzt dagegen, sagt er, ist es eine pläsierliche Arbeit.

Aber die „pläsierliche Arbeit“ ist weibliche Arbeit. Wie ich schon erwähnte, kann das was noch „männlich“ ist an der elektrischen Hausweberei, die gelernte Arbeit des Webers, in der F a b r i k abgespalten und an von Stuhl zu Stuhl gehende Werkmeister übertragen werden, indes das einfache Bedienen der Maschinen die Sache ungelernter Arbeiterinnen wird. Der Vorteil dabei kann um so größer sein, als je nach der Beschaffenheit der Ware manchmal sehr wenig, manchmal sehr viel aufzupassen ist: es wird daher nicht selten möglich sein, mehrere Stühle durch ein Mädchen bedienen zu lassen. Diese beiden Akte der Arbeitszerlegung werden neben anderen technischen Verbesserungen und Verbilligungen, wie sie der Fabrikbetrieb mit sich bringt, diesen durch Lohnersparnis zum profitableren für den Kapitalisten machen; bereits jetzt wird die Band-

wirkerhausindustrie von der Fabrik verdrängt, „besonders für die Stapelartikel“. Die Lohnliste für Veloursschutzborde konnte nicht gehalten werden, „da der Artikel sich vorzüglich für die Eigenproduktion eignet und den Bandwirkern immer mehr verloren ging“. Wie einst die gemieteten Kraftstellen von Hauswebern in England, so werden auch hier die Einzelweber der Fabrik erliegen — soweit nicht jener Nachteil des Eigenbetriebs, die Unsicherheit der Verwendung, doch die Hausindustrie dem Unternehmer als das Günstigere erscheinen läßt. Dies ist der Fall bei „Nouveautés“, bei Modeartikeln. Und so mag auch fernerhin ein Stück Hausweberei ihr Dasein dem Vorteil verdanken, den sie dem Kapital bietet: der Abwälzung des Risikos auf den Arbeiter. Sowohl im Fall einer großen Krise als auch in guter Zeit liegt die Gefahr, die heute der Besitz von Maschinen enthält, auf dem Arbeiter: jedes Veralten einer Maschine durch neue Erfindungen trifft ihn allein. Technische Verbesserungen wird der kapitallose und kenntnislose Arbeiter viel später anwenden, und es lastet auf ihm eine Gefahr, die nicht ihm, sondern dem Kapitalisten zukommt.

Schon diese falsche Verteilung des Unternehmerrisikos läßt es prinzipiell zweifelhaft erscheinen, ob die elektrische Hausweberei der Webfabrik vorzuziehen sei. Zugleich ist aber die Risikoabwälzung das einzige, was diese Hausweberei lebensfähig erhält. Ich glaube daher, daß überall da, wo eine Fabrik möglich ist, sie sozialpolitisch von vornherein den Vorzug hat.

Das schließt nicht aus, daß Übergangszustände und besondere Umstände die elektrische Hausweberei wünschenswert machen können. Im Vergleich zur Handweberei ist sie das kleinere Übel — wenigstens im Augenblick der Einführung.

Wenn in Weberdörfern, die von der Bahn entfernt und noch dazu hoch und verstreut liegen, in absehbarer Zeit der Bau von Bahn und Fabrik aussichtslos ist, so kann die Anlage eines Elektrizitätswerks an geeigneter Stelle und die Hinleitung der elektrischen Kraft von Segen sein. Vorbildlich ist die Anlage, welche die Regierung von Sachsen-Meiningen in Steinach bei Sonneberg geschaffen hat: an der Bahnstation ist ein Elektrizitätswerk errichtet worden, von dem aus stundenweit auf den Berg hinauf durch den Wald die Kraft an die Griffelbrüche geleitet wird, um da in staatlichen Anstalten eine mechanische Griffelverarbeitung an die Stelle der entsetzlichen

hausindustriellen treten zu lassen, deren kümmerliche Hüttchen man da, nun unbenutzt, noch stehen sieht. So kann auch zu Weberdörfern, namentlich wenn Wasserkraft vorhanden, die mechanische Kraft geleitet werden und diese Ärmsten von ihrem Handwebstuhl erlösen, an dem sie „im Wettlauf mit der Maschine“ zusammenbrechen. Sowohl in einer Werkstatt, fabrikmäßig vereinigt, als auch in den Häusern können die Webstühle elektrisch gehen.

Selbst wenn die Möglichkeit gegeben ist, in eine Webfabrik überzugehen, kann die elektrische Hausweberei daneben von Vorteil sein, wie wir das in Schlesien gesehen haben (vgl. S. 46). Weben die Ehepaare, statt in die Fabrik zu gehen, an elektrisch betriebenen Webstühlen zu Hause, so sind die freiere Bestimmung über die Arbeitszeit und die nahe Verbindung des Arbeitsraums mit der Wohnung immerhin Faktoren, die der Frau die notgedrungene Vereinigung von Mutterberuf und Erwerbsarbeit erleichtern, die Folgen für die Mutter, die Kinder und die Wirtschaft mildern. Zu Hause kann die Frau den Elektromotor für den oder die mechanischen Webstühle abstellen, indes sie der Familie lebt, und dann geht sie wieder an den Webstuhl. Auf diese Weise ist die Arbeitszeit der Frau am Webstuhl etwas kürzer als in der Fabrik und der Verdienst vielleicht etwas geringer; aber auch dem Gelde nach gleicht sich's reichlich aus: die Frau verdient mehr durch Kinderpflege, Erziehung und Haushalt, statt für das alles an Fremde zu bezahlen.

Endlich kann die elektrische Hausweberei als Ausfüllung des Winters für kleine Landleute erwünscht sein; namentlich auf dem kargen Boden der Höhen, die eine Ergänzung der Landwirtschaft durch Industrie verlangen. Die Winter-Arbeitslosigkeit, dieses ungelöste Problem in Landwirtschaft und Baugewerbe, ist so zu beseitigen, die Landflucht zu mindern.

Daß dadurch der Webstuhl, der Lärm, der Staub, die Kinderarbeit in der engen Stube des Hauswebers verewigt werde, dieses Bedenken braucht uns nicht zu schrecken. Denn sobald der Verdienst anständig ist, kann der Weber, wo seine Räume nicht genügen, für die Arbeit einen eigenen Raum schaffen; und mit der Not schwindet die Kinderarbeit, oder sie wird schlechten Eltern durch gesetzliches Einschreiten genommen, auch schrumpft sie bei mechanisch getriebener Spulmaschine ohnehin auf 2—3 Stunden täglich zusammen.

Aber in der lohndrückenden und arbeitszeitverlängernden Wirkung aller Hausindustrie, sofern sie nicht durch Tarif und Maximalarbeitstag saniert ist, da liegt die wirkliche Gefahr.

Wie es vorauszusehen war, so ist es in der Schweiz und in Baden, wo man Tarif und Maximalarbeitstag nicht hat, bereits gegangen: die elektrische Kraft hat bei den Hauswebern dort die in der Heimarbeit übliche Verlängerung der Arbeitszeit und Herabdrückung des Lohns nicht nur nicht beseitigt, sondern noch verschlimmert. Für die Gesundheit war das Aufhören der Überanstrengung durch den Handbetrieb zwar ein Gewinn; auch hob sich zunächst der Verdienst der Weber. Aber „die Arbeitszeit ist wie beim früheren Handbetrieb eine sehr hohe und geht mit den Essenspausen bis 18 Stunden täglich“, sobald die Saison einsetzt oder eilige Bestellungen eintreffen. Und allmählich gingen nach neueren Berichten auch die höheren Verdienste, ja in gewisser Weise der hygienische Vorteil des elektrischen Betriebs wieder verloren: der Lohn sank, es wurde um so länger gearbeitet, an die Stelle der Überarbeitung durch anstrengende Arbeit trat Überarbeitung durch maßlos ausgedehnte Arbeit. Der Nutzen war nur noch Verbilligung der Seidenbändchen für die Konsumenten und vermehrter Profit der Kapitalisten.

Das liegt in der Natur der Sache. Die elektrische Kraft heilt ein spezielles Übel, den Mangel an mechanischem Antrieb, aber das allgemeine Übel der Hausindustrie, die Widerstandsunfähigkeit der isolierten Heimarbeiter, läßt sie unberührt. Sie ist ohne Tarif auf die Dauer für den auf um so tieferen Lohn gedrückten Hausweber keine Hilfe, für die Fabrikweber aber eine Gefahr: die elektrische Kraft erst macht den vorher ohnmächtigen Nachzügler zum technisch gleichwertigeren und darum desto gefährlicheren lohndrückenden Konkurrenten.

Die Gefahr des Lohndrucks ist besonders groß in dem an sich wünschenswerten Fall, daß die elektrische Hausweberei nur Winterarbeit ist. Bekanntlich läßt sich der Nebenerwerbsheimarbeiter die allerschlechtesten Löhne gefallen, da sein Unterhalt nicht auf ihnen allein beruht. Eine solche lohndrückende Konkurrenz ist den nordwestdeutschen Seidenbandwebern bereits in den schlecht-

bezahlten Winterhandwebern des Schwarzwaldes erstanden. Und diese Schmutzkonkurrenz wird um so schlimmer werden, wenn das im Bau begriffene Unternehmen, für etwa 500 Seidenbandweber des südlichen Schwarzwalds elektrischen Betrieb ihrer Hauswebstühle einzurichten, fertig sein wird. Denn erst dann, auf Grund technischer Gleichwertigkeit, werden die niedrigeren Löhne der unorganisierten Schwarzwälder Winterweber und ihre durch nichts beschränkten Arbeitszeiten den nordwestdeutschen Seidenbandwebern die Aufträge wegnehmen, die Preise drücken und so auch den festen Halt der Tarifsatzung und Arbeitszeitbeschränkung dort unterwühlen.

An sich ist der Plan der elektrischen Anlage am südlichen Schwarzwald aus den örtlichen Umständen begreiflich, mit ihnen in völliger Übereinstimmung und richtig gedacht. Die vom großherzogl. Oberamtmann Pfeiffer zu Säckingen im Auftrage des badischen Ministeriums des Innern ausgearbeitete Denkschrift über die Einführung des elektrischen Antriebs für die Hausweberstühle in den Waldgemeinden der Amtsbezirke Säckingen und Waldshut (Säckingen 1903) gibt im Anschluß an Dr. H. Bernheims Schilderung der Hausindustrie des südlichen Schwarzwaldes (Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 84) einen Einblick in die Umstände der Gegend. Die karge Natur hat den hochgelegenen Kleinbauerndörfern schon lange eine industrielle Winterarbeit zur Notwendigkeit gemacht. Die Ergänzung durch einen solchen Nebenerwerb ist ein so dringendes Bedürfnis der Schwarzwälder, daß sie froh und dankbar Mitte des 19. Jahrhunderts die neu eingeführte Hausweberei begrüßten — die hier also erst dann eingepflanzt wurde, als sie bereits jahrzehntelang durch Englands mechanischen Webstuhl technisch überholt war. Die Kleinbauern nahmen auch die Unregelmäßigkeit des Weberverdienstes in Kauf; das Weben brachte doch Bargeld, um die immer drückenderen Grundschulden abzahlen oder wenigstens verzinsen zu können.

Nun ist neuerdings die seit einigen Jahren aufgeblühte Seiden**stoff**weberei bereits wieder bis auf einige Webstühle verschwunden, da sie (mit Ausnahme der schlechtesten und daher beim mechanischen Betrieb reißenden Fäden) die Vorteile des Fabrikbetriebs denen der Heimarbeit vorzieht; nur die Seiden**band**weberei ist geblieben, in welcher zwei große Firmen noch etwa 500 Handweber in Oberwihl, Herrischried und mehr als zwanzig anderen Dörfern beschäftigen. Da die Arbeitshochflut dieser Saisonindustrie in den Winter fällt,

so ist sie als industrielle Ergänzung der landwirtschaftlichen Sommerarbeit sehr geeignet. Ohne sie würde die Landflucht, welche in den letzten Jahrzehnten die Zahl der Bewohner des südlichen Schwarzwalds um einige Tausend Menschen vermindert hat, so weit gehen, daß die Landwirtschaft der kleinen Bauern nicht mehr voll betrieben werden könnte und die Abwanderung in die Fabrikorte ein starkes Veröden der Berggegend bewirken müßte. Nur die Seßhaftmachung einer Industrie kann das hindern. Eine Fabrikindustrie ist aber nicht zu erwarten, da die Schneeverhältnisse im Winter das Hingehen der verstreuten Bewohner an Fabrikzentren hindern und die Anlage einer Bahn unwahrscheinlich ist. Es bleibt also nur die Möglichkeit einer Hausindustrie; und die einzige, welche sich als lebensfähig erwiesen hat, die Seidenbandweberei, bedarf des elektrischen Betriebs, um noch weiterhin neben der Fabrik bestehen zu können.

Sieht man es als gleichgültig an, ob die Berggegend verödet und die Abwandernden sich in den Städten zusammendrängen, so besteht eine Notwendigkeit, die Hausweberei zu erhalten, durchaus nicht. Ja der an sich vorzuziehende Fabrikbetrieb ist bereit, unten im Rheintal die Hausweberei des Berglands zu ersetzen: zu 3 Mk. Taglohn könnten die sämtlichen Seidenbandweber in Fabriken des badischen Rheintals unterkommen; aber der Aufforderung der Fabrikbesitzer ist nur ein Teil gefolgt, und ein Teil der arbeitslos gewordenen hausindustriellen Seiden*stoff*weber ist zur ebenfalls hausindustriellen Seiden*band*weberei übergegangen. Die Liebe zur Heimat und die festhaltende Wirkung des Besitzes einer eigenen kleinen Landwirtschaft machen das erklärlich; auch die Verschuldung des Besitzes fesselt an die Scholle.

Gewiß wäre es für die Verwaltung ebenso leicht, trotz der Verschuldung den Hauswebern das Abwandern in die Fabriken zu ermöglichen, als ihnen durch eine kostspielige elektrische Anlage das Bleiben auf dem Wald zu erleichtern. Aber grundsätzlich möchte ich doch der badischen Verwaltung darin beistimmen, daß es besser ist, das Bleiben und Gesundbleiben auf den Berghöhen energisch zu unterstützen, als das Zusammendrängen in den Fabrikstädten zu vermehren; obwohl der Zusammenschluß der Arbeiter in der Fabrik sozialpolitisch wertvoll ist. Voraussetzung ist aber, daß die Arbeiterinteressen gewahrt seien, daß ihre Arbeit wirklich „lohnend erhalten“ werde, daß die ganze Grundlegung solcher dezentralisierter Industrie die zweckmäßige sei. Ob das bei dem badischen Plan der Fall sei, wollen wir nun untersuchen.

Der Plan ist folgender: Für mehr als zwanzig Gemeinden mit je 8 bis 75 (im ganzen gegen 500) Seidenbandwebstühlen soll ein Stromleitungsnetz für elektrische Kraft errichtet werden; der Kostenanschlag dafür bewegt sich zwischen 300000 und 400000 Mk. Da die beiden Fabrikfirmen erklären, diese Kapitalanlage nicht auf sich nehmen zu können, da ferner die Gemeinden wegen der davon zu befürchtenden Einbuße an Steuern den Wegzug der Weber fürchten, und da der Staat die Ermöglichung ihres Bleibens für wichtig genug hält, um sie zu unterstützen, so nehmen außer den unmittelbaren Interessenten, den halbbäuerlichen Webern und ihren Arbeitgebern, auch die Gemeinden und der Staat die Last auf sich: der badische Staat gibt 40000 Mk., und die Landesversicherungsanstalt Baden leiht den Hauptteil des Kapitals zu $3^1/_2$% an die Gemeinden, welche es ihrerseits zum gleichen Zinsfuß an die zu gründende „Kraftabsatzgenossenschaft Wald-Elektra Säckingen-Waldshut m. b. H." weiterleihen. Die Genossenschaftsanteile, bis jetzt 670 zu je 100 Mk., werden von den Hauswebern selbst und zum kleinsten Teil von den Arbeitgebern übernommen; die Arbeitgeber geben außerdem à fond perdu zusammen 24000 Mk. Zusammen mit dem Staatsbeitrag ergibt das 131000 Mk.; die andere weit größere Hälfte der Baukosten wird durch die erwähnte Kapitalaufnahme der Gemeinden bei der Landesversicherungsanstalt aufgebracht und als ein durch 30 Jahre unkündbares Darlehen der Genossenschaft gegeben. Der Strom soll von einem privaten Elektrizitätswerk entnommen werden. Die Webstühle sind Eigentum der beiden Seidenbandfirmen und werden auf ihre Kosten für 50000 Mk. zum elektrischen Betrieb umgebaut. Der Elektromotor und die Stromleitung innerhalb des Hauses, zusammen etwa 150 Mk. für jeden Weber, fallen diesem selbst zur Last; die Summe wird vom Verleger vorgeschossen und vom Lohn allmählich abgezogen. Die Verleger übernehmen den Einkauf der Elektromotoren im großen und daher billiger.

Für die ganze Gegend kann das Stromleitungsnetz insofern nützlich werden, als es den Landwirten ermöglicht, ihre Dresch-, Futterschneid- und anderen Maschinen elektrisch zu treiben, und als es Gewerbetreibenden, auch kleinen Fabrikniederlassungen, relativ billige Kraft liefert. Die Hausweber im besonderen, deren Arbeitslohn jetzt je nach Geschicklichkeit, Zahl der Mitarbeitenden, Arbeitszeit, Umfang ihrer Landwirtschaft und vor allem je nach der Konjunktur zwischen 200 und 900 Mk., im Durchschnitt etwa 500 Mk. jährlich beträgt, können nach der Erfahrung anderer mit der Ein-

führung elektrischer Kraft vorangegangener Orte durch den mechanischen Betrieb eine Mehrleistung bis zu 30% und einen Mehrverdienst bis zu 25% erzielen und werden also je nach den obengenannten Umständen günstigstenfalls 50 bis 225 Mk. mehr als bisher verdienen können. Dazu noch der Vorteil für die Gesundheit.

Aber hier kommt nun die Kehrseite der Medaille.

Der Mehrverdienst setzt voraus, daß die Lohnsätze dieselben wie bisher bleiben. Ob das der Fall sei, ist mehr als zweifelhaft. Denn die elektrische Einrichtung erhält die Hausweberei, mit ihr aber die Vereinzelung der Arbeiter; und der Nebenerwerbscharakter dieser Hausweber trägt noch dazu bei, das aller Heimarbeit gemeinsame Lohnsinken hier um so mehr zu befördern. Es ist vorauszusehen, daß auch hier der Lohnsatz nicht nur je nach Saison und Konjunktur schwanken, sondern allmählich so weit heruntergehen wird, daß der Hausweber ebenso schlecht oder schlechter steht als vorher. Und die gesundheitliche Hebung durch den Fortfall der schweren Anstrengung hat auch ihre Kehrseite. Wie die Denkschrift ausführt, wird durch den elektrischen Antrieb ermöglicht, daß auch schwächere Personen, Frauen, Alte, Heranwachsende und Kränkliche, sich dem Webstuhl widmen können; infolgedessen, erwartet die Denkschrift, werden statt des einen Menschen, der bisher bis zu 18 Stunden am Webstuhl saß, nun mehrere Familienangehörige sich in die Arbeit teilen, so daß auf jede Person nur wenige Stunden kommen und ein gesundes Abwechseln des Webens mit Haushalt und Landwirtschaft eintritt. Dieses Nacheinander mehrerer Personen am Webstuhl wird dadurch ermöglicht, daß eine Arbeitszeitbeschränkung nicht vorgesehen ist; obwohl die Denkschrift in der Einführung eines Maximalarbeitstages prinzipiell einen Vorteil erblickt. Die Arbeitszeitverkürzung durch die Verteilung der Arbeit auf mehrere, die nacheinander weben, kann aber leicht in ihr Gegenteil umschlagen. Kann die für die Mehrzahl von Personen bei sinkendem Lohn genügende Lohnmenge in kurzen Arbeitszeiten nicht erreicht werden, so arbeitet man um so länger, und das desto mehr, je weniger die Arbeit körperlich anstrengt; die Möglichkeit, die Arbeitszeit auszudehnen, wird in der Konkurrenz mit den übrigen Heimarbeitern zur Notwendigkeit, sowohl um bei eiligen Aufträgen und in der Saison zufriedenzustellen, sich dadurch Aufträge auch für die stillere Zeit zu sichern, als auch um den bisherigen Verdienst bei herabgehendem Lohn aufrecht zu erhalten.

Noch wahrscheinlicher wird diese Entwicklung, nach dem Beispiel der anderen Gegenden, durch die jährliche Ausgabe von 60 Mk. für die Kraft und 16 Mk. für das Licht. Die Denkschrift selbst sagt: „Da die Weber den Strom für den viertelpferdigen Motor und eine Glühlampe für das ganze Jahr bezahlen müssen, so wird eine möglichst intensive Ausnutzung dieser Kraft durch den Weber und seine Familienangehörigen stattfinden; dadurch wird aber auch die Qualität der Arbeitskräfte eine viel bessere, als sie seither war, und in wenigen Jahren werden die Seidenbandfirmen auf dem Hotzenwald einen festen, zuverlässigen Stamm von Hauswebern besitzen.“

Die Anregung zu dem ganzen Unternehmen ist von der einen der beiden Seidenbandfirmen, also vom Kapital ausgegangen.

Nach der Denkschrift „können Seidenbandfabriken im Umfange wie die hier in Frage stehenden wegen der abnormen Schwankungen im Geschäftsgange die Hausindustrie überhaupt nicht entbehren.“

Das geplante Unternehmen wird nach allem Gesagten nur dann den Arbeiterinteressen gerecht werden und sich wirklich zu etwas Nützlichem gestalten können, wenn es die in aller Hausindustrie liegende Abwälzung des Unternehmerrisikos auf den Arbeiter wenigstens dadurch erträglich macht, daß auch die Arbeitszeitbeschränkung und vor allem die Tarifgemeinschaft dem nordwestdeutschen Muster nachgeahmt werden.

Die Arbeitszeitbeschränkung kann durch behördliche Abstellung der elektrischen Kraft zu bestimmter Stunde oder durch behördliche Kontrolle über die Innehaltung der vereinbarten Zeit geschehen. Das Einfachste und, wie mir scheint, Empfehlenswerteste ist der erstgenannte Weg, den man in Lyon beschritten hat: das Elektrizitätswerk, mag es nun der Gemeinde oder den Webern oder Unternehmern gehören, wird verpflichtet, nur innerhalb bestimmter Stunden Kraft an die Hausweber abzugeben. Mit dem Glockenschlag steht der Webstuhl still und die Lampe erlischt: da ist keine Umgehung möglich. Die zweite Art, die behördliche Kontrolle, ist schwieriger. Man wird sie nur wählen, wenn die Hausweber auch außerhalb der Arbeitszeit elektrisches Licht von der Gemeinde beziehen, wie in Anrath, so daß der für Licht und Webstuhl zugleich dienende Elektromotor auch nach Feierabend in Tätigkeit bleiben muß.

Man kann ja grundsätzlich darüber zweifelhaft sein, ob man die von den Hausindustriellen hochgeschätzte Selbstbestimmung über ihre Arbeitszeit einschränken solle. Aber gegenüber dem gerade hier besonders zu fürchtenden Druck der Seidenbandfirmen, der in der Saison und bei eiligen Bestellungen den Hausweber zur Überarbeit zwingt, ist Arbeitszeitbeschränkung wirklicher Schutz. Und die Erfahrung spricht dafür. Wo keine solche Beschränkung eingetreten ist, wird von maßloser Ausdehnung der Arbeitszeit berichtet; wo sie vorhanden, sind dagegen die Leute sehr zufrieden; in Anrath lobten mir die Hausweber die festgesetzte Grenze der Arbeit: „Man kann doch mal in den Garten gehen.“ Der Bürgermeister versicherte mir, daß ohne diese Maßregel allgemein viel länger gearbeitet werden würde. Übertretungen scheinen auch jetzt nicht selten zu sein; darauf deutet eine am Bürgermeisteramt angeschlagene Warnung und Androhung, im Wiederholungsfalle Stromzähler aufzustellen oder die Kraft ganz zu entziehen.

Das Wichtigste aber ist der Lohntarif. Nur wenn so der Lohn nach unten hin festgelegt ist, kann die elektrische Hausweberei von bleibendem Nutzen sein.

Es wäre jedoch verfehlt, auf dauernden Bestand des Verbandes zu hoffen, den wir in Anrath kennen gelernt haben. So sehr ich der vorbildlichen Einrichtung das schönste Gedeihen wünsche, glaube ich ihr doch das Zusammenbrechen voraussagen zu müssen, das in den unvermeidlich eintretenden Krisen bisher allen hausindustriellen Tarifgemeinschaften, die nicht vom Staat gestützt waren, zuteil geworden ist. Kein Beispiel ist mir bekannt, daß in der Hausindustrie, seit Aufhören der alten obrigkeitlichen Ordnungen, jemals eine in freier Vereinbarung zustande gekommene Tarifgemeinschaft Dauer gehabt hätte. Auch in der Schwabacher Metallschlägerei ist nach dem vom Metallarbeiterverband dem Heimarbeiterschutzkongreß überreichten Bericht zwar durch Tarifgemeinschaft die Abhängigkeit der Meister von den Kaufleuten bedeutend verringert worden, aber „leider durch die Unvernunft der Meister vieles davon verloren gegangen“. Die kleinen, seltenen, vergänglichen Anläufe bestätigen nur die Regel: Hausindustrielle sind von sich aus organisationsunfähig; sie bedürfen des Ersatzes der freien Vereinbarung durch Eingreifen des Staats.

Was aber der Wert solcher Versuche ist, das geht über ihre örtliche und zeitliche Begrenztheit weit hinaus.

Vor allem zeigt uns das in Anrath gefundene Beispiel des bergischen Verbandes, mit welchen Mitteln die Durchführung des Tarifs den Willensschwachen gegenüber gelingt, deren Wille durch die Gesamtheit gestärkt werden muß, damit er der guten Sache nicht untreu werde. Es sind dieselben Mittel, durch die allgemein, in den Organisationen der Fabrikarbeiter, die Mindestlohntarife aufrecht erhalten werden: Geldstrafen und Ehrenstrafen. Diese Mittel können ebenso angewandt werden, wenn der ganze Molluskenkörper einer solchen hausindustriellen Organisation vom Staat ein Rückgrat bekommt. Und sie können ebenso wirken, wenn das Zustandekommen des Tarifs durch den Staat gesichert wird: wenn er den gesetzlichen Zwang einführt, vor einem geeigneten Vorsitzenden nicht nur zur Verhandlung erscheinen, sondern sich dem Tarif beugen zu müssen, der schließlich durch Mehrheitsbeschluß oder durch den Schiedsspruch des Vorsitzenden zustande kommt. Selbstverständlich, das haben die Leser schon an den kleinen Stückchen des 34 Seiten langen Tarifs gesehen, können nur die Sachverständigen, die Arbeiter und die Unternehmer, einen solchen Tarif ausarbeiten; aber daß er überall, wo er am Platze ist, zustande komme, daß er nicht ein unter dem Existenzminimum bleibendes Elend kodifiziere, daß er vor allem mit Machtmitteln zu seiner Durchführung und zu seiner periodischen Erneuerung versehen werde, dazu bedarf es des Eingreifens dessen, der die wirtschaftlich Schwachen zu schützen berufen ist, damit auch sie ein Stück freier Entschließung haben: also des Staats.

Aber wie soll man in der Hausindustrie, in all den kleinen Werkstätten, in all den zerstreuten Wohnungen, die Durchführung eines solchen Tarifs kontrollieren? So höre ich fragen. Die Antwort ist uns in Anrath durch die Wirklichkeit gegeben worden: wo eine Organisation der Parteien besteht, da kontrolliert diese den Tarif, auch wenn die Arbeiter nicht nur in vielen kleinen Werkstätten, sondern auch in vielen Ortschaften zertreut sitzen. Und wenn in den anderen Hausindustrien auch gewiß keine so starke Koalition zustande kommen wird wie hier, wo ausschließlich gelernte Männerarbeit, im Besitz teurer Maschinen, bisher das tatsächliche Monopol hat, so können auch die schwächsten Organisationen in Verbindung mit den zu schaffenden Hausindustrieinspektoren doch als Kontroll- und Beschwerdeinstanz die Durchführung dessen überwachen, was sie aus eigener Kraft nie zustande bringen würden. Allerdings wird auch die Höhe der Strafen und ihre ganze Ein-

richtung genau nach dem Vorbild der privaten Vereinbarungen gesetzlich festgelegt werden müssen. Nur dann wird die Übertragung solcher Reformen aus dem Gebiet des privaten in das des öffentlichen Rechts Erfolg haben können.

So lange aber der Staat Lohn und Arbeitszeit in der Hausindustrie sich selbst überläßt, also Lohnsinken und Arbeitszeitverlängerung mit der Heimarbeit unzertrennlich verbunden bleiben wie bisher, ist auch vor der elektrischen Hausweberei zu warnen. Käme es darin zu einem energischen Arbeiterschutz für die Hausindustrie, so könnte, das ist unser Ergebnis, in manchen Fällen die elektrische Hausweberei von Nutzen sein.

Aber da die Hausweberei durch den elektrischen Antrieb selbstverständlich die Vorzüge des Handbetriebs einbüßt (bei leicht reißenden Fäden, kurzen Stücken und dergl., vgl. oben S. 26 f.), so ist seine Anwendbarkeit beschränkt auf diejenigen Fälle, in denen der Arbeitgeber entweder nicht auf den Handbetrieb, sondern nur auf die Heimarbeit Wert legt (Risikoabwälzung) oder wenigstens die Vorteile des Fabrikbetriebs (Kontrolle, Aufsicht, Verfügung über konzentrierte Arbeitskräfte und dergl.) entbehren kann. Im allgemeinen ist der Fabrikbetrieb aus solchen Gründen dem Unternehmer so wertvoll, daß er mehr und mehr dazu übergeht, wo nicht der obengenannte Vorteil der Heimarbeit ihm wichtiger ist. Und dieser Vorteil des Arbeitgebers, die Abwälzung des Risikos, ist wieder ein so großer Nachteil des Arbeiters, daß man, von jenen besonderen Fällen abgesehen, dem Arbeiter wie dem Unternehmer das Streben nach Fabrik- statt Heimarbeit nachfühlen kann.

III.

Die Weber und die Webfabrik.

1. Die Webfabrik als Erlösung aus der Not.

Gegenüber romantischen Bestrebungen zur Erhaltung der Hausweberei war es von jeher der fortgeschrittenere Standpunkt, nur den Übergang der Hausweber in die Fabrik als das große Mittel zu nennen, das den Massen der Hausweber Rettung bringen kann.

Und es ist begreiflich, daß nach dem Motto „Warum in die Ferne schweifen, sieh das Gute liegt so nah“ von den vielerlei Fabriken, die es heute gibt, vor allem die Webfabrik empfohlen wurde als sicherer Hafen für das lecke Schifflein der Handweber; erschien sie doch besonders geeignet, die Handweber aufzunehmen, da sie ihnen ja Gelegenheit geben mußte, ihre traditionelle Geschicklichkeit in der Webekunst weiter zu verwerten. Und wirklich zeigen altgewöhnte Handweberbevölkerungen besondere Beanlagung auch für die fabrikmäßige Textilarbeit. So sind denn auch tatsächlich „allenthalben in Europa die Gegenden der Handweberei Sitze der modernen Textilindustrie geworden“. Auch in Indien, das ein altes, hochentwickeltes Textilland war und in feinsten Garnen und Geweben bis zur Erfindung der Spinn- und Webmaschinen eine Monopolstellung hatte, entsteht heute eine fabrikmäßige Textilindustrie, die von dem ererbten Geschick der Indier Nutzen zieht.

Aber wurden die Webfabriken allgemein und sogleich gerade da angelegt, wo Handweber arbeitslos geworden waren? Konnten die arbeitslos gewordenen alle in Fabriken übergehen?

Wie war's zum Beispiel mit den Indiern?

Karl Marx zitiert in seiner Rede über den Freihandel die Angaben, welche ein englischer Freihändler, Dr. Bowring, im Parlament vorlegte: „Ich habe, sagte Dr. Bowring, in der Hand eine Korrespondenz des Generalgouverneurs von Ostindien mit der ostindischen Kompagnie. Diese Korrespondenz betrifft die Weber des Distrikts von Dakka. Der Gouverneur sagt in seinen Briefen: Vor einigen Jahren empfing die ostindische Kompagnie 6—8 Millionen Stück Kattun, die auf den einheimischen Handstühlen hergestellt waren. Die Nachfrage fiel stetig und ward auf eine Million Stück reduziert. In diesem Augenblick hat sie fast aufgehört. Noch mehr. Im Jahre 1800 bezog Nordamerika von Indien nahezu 800000 Stück Kattun. Im Jahre 1830 bezog es nicht einmal mehr 4000 Stück. Endlich verschiffte man im Jahre 1800 eine Million Stück Kattun nach Portugal. 1830 empfing Portugal nicht mehr als 20000 Stück.“

„Die Berichte über die Not der indischen Weber sind schrecklich; und welches war die Ursache dieser Not?“

„Das Auftreten englischer Produkte auf dem Markte, die Herstellung des Artikels vermittels des Dampfwebstuhls.“

„Eine sehr große Anzahl von Webern ist im Elend umgekommen. Der Rest ist zu anderen Beschäftigungen, namentlich zu ländlichen,

übergegangen. Seine Beschäftigung nicht wechseln können, gleicht einem Todesurteil."

Im „Kapital" zitiert Marx den Generalgouverneur von Ostindien, welcher 1834—35 konstatierte: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien."

Warum wurden sie statt dessen nicht lieber Fabrikweber? Etwa aus Eigensinn? Hätten sie nicht die Fabrik dem Hungertode vorgezogen?

Gewiß. Aber die Webfabriken wurden damals nicht in Indien, sondern in England angelegt. Wie sie ja selbstverständlich überhaupt nur da angelegt werden, wo den Besitzenden ihr Kapital in Fabrikanlage am besten Profit zu tragen verspricht. Bietet sich eine andere günstigere Gelegenheit zur Kapitalanlage, in Staatsschulden oder sonstigem gewerbsmäßigem Geldverleihen, im Handel, in Mietshäusern, sei es in der Heimat oder irgendwo sonst auf unserer kleinen Erde, so wird überhaupt das Kapital nicht in Fabrikanlagen festgelegt. Infolge dieser Selbstverständlichkeiten des Kapitalismus sind die indischen Weber verhungert.

Was aber „hinten fern in der Türkei" oder gar noch weiter, in Indien, vor zwei Menschenaltern passierte, mag zu dem Übrigen gelegt werden, was Christentum und europäische Kultur Kolonisatorisches geleistet haben. Uns liegt näher, daß dasselbe Verhältnis wie zwischen Indien und England sich auch zwischen Deutschland und England abgespielt hat; siehe Schlesien. Auch hier waren, bevor man Kapital in der Errichtung von Fabriken anzulegen für profitabel hielt, Tausende von Arbeitern verhungert. Dasselbe Verhältnis kehrt immer wieder zwischen Ländern und Gegenden verschiedener Entwicklungsstufe des Kapitalismus.

Wenn aber wirklich der Fabrikschlot zum Himmel wächst, das Schwungrad seine große feierliche Umdrehung beginnt, die Fabrikpfeife heult und das Knallen und Getöse und Gehämmere der Kraftstühle den Fabrikwebsaal erfüllt — wie ist's dann? hat dann endlich die Stunde der Erlösung geschlagen?

Auch in England, wo die Webfabriken entstanden, sind Tausende von Handwebern langsam verhungert. Sie fanden keine Arbeit in den Fabriken. Ihre Zahl war vermehrt worden durch die steigenden Weblöhne, welche die von den neuerfundenen Spinnmaschinen erzeugten Massen von billigen Garnen durch gesteigerte Nachfrage nach Webern hervorgerufen hatten: „Daher Menschenzufluß in die

Baumwollweberei, bis schließlich die von Jenny, Throstle und Mule (den Spinnmaschinen) in England z. B. ins Leben gerufenen 800000 Baumwollweber wieder vom Dampfwebstuhl erschlagen wurden." Dieses Erschlagen geschah nicht so akut wie in Indien, sondern stückweis: in stetigem Sinken des Lohns, der trotz ergänzender Armenunterstützung dem Niveau des Verhungerns stetig näher kam. Nach Schulze-Gävernitz betrug in Englands Baumwollindustrie

in den Jahren	die Zahl der Webereiarbeiter
1829—31	275000
1844—46	210000
1859—61	203000

Also in 15 Jahren eine Abnahme der beschäftigten Arbeiter in der Weberei um 65000, und in 30 Jahren um 72000. Es waren die überflüssigen Handweber, die verschwinden mußten. Ihr Lohn sank nach Marx von 1815—1843 von 28 Schilling pro Woche auf 5 Schilling und der Lohn des Maschinenwebers in der Zeit von 1823—1843 von 20 Schilling pro Woche auf 8.

Woraus erklärt sich das alles?

Hören wir, was Friedrich Engels 1845 darüber sagte:

„Die Arbeit an den Maschinen, sowohl beim Spinnen als Weben, besteht hauptsächlich im Zusammenknüpfen gebrochener Fäden, da sonst die Maschine alles tut; diese Arbeit erfordert keine Kraft, aber größere Gelenkigkeit der Finger. Männer sind dazu also nicht nur unnötig, sondern wegen der stärkeren Muskel- und Knochenentwicklung ihrer Hände sogar weniger geeignet als Weiber und Kinder, und so natürlicherweise fast ganz von dieser Art Arbeit verdrängt; und da Weiber und Kinder ohnehin billiger sind, so werden sie beschäftigt. In den Spinnereien findet man bei den Throstles nur Weiber und Mädchen, bei den Mules einen Spinner, einen erwachsenen Mann (der bei den Selfactors wegfällt) und mehrere Piecer zum Anknüpfen der Fäden, meist Kinder oder Weiber, zuweilen junge Männer von 18—20 Jahren, hie und da einen alten, brotlos gewordenen Spinner. Bei den mechanischen Webstühlen arbeiten meist Weiber von 15—20 Jahren und drüber, auch einige Männer, die aber selten über ihr 21. Jahr bei dieser Beschäftigung bleiben. An den Vorspinnmaschinen findet man ebenfalls nur Weiber, allenfalls einige Männer zum Schärfen und Reinigen der Kardiermaschinen. Außer allem diesen beschäftigen die Fabriken eine Anzahl Kinder zum Abnehmen und Aufsetzen der Spulen

(Doffers) und einige erwachsene Männer als Aufseher in den Zimmern, einen Mechaniker und einen Maschinisten für die Dampfmaschine, auch wohl Schreiner, Portier etc. Die eigentliche Arbeit aber wird von Weibern und Kindern getan."

„Wir wollen der Rede, mit der Lord Ashley am 15. März 1844 im Unterhause die Zehnstundenmotion machte, einige Angaben über das Verhältnis der Alter und Geschlechter entnehmen, die von den Fabrikanten nicht widerlegt worden sind. Von den 419 560 Fabrikarbeitern des britischen Reichs waren 192 887, also beinahe die Hälfte, unter 18 Jahren, und 242 296 weiblichen Geschlechts, von denen 112 192 unter 18 Jahren waren. Sonach bleiben 80 695 männliche Arbeiter unter 18 Jahren und 96 569 männliche erwachsene Arbeiter oder 23 %, also kein volles Viertel der ganzen Zahl. In den Baumwollfabriken waren 56 1/4 %, in den Wollenfabriken 69 1/2 %, Seidenfabriken 70 1/2 %, Flachsspinnereien 70 1/2 % sämtlicher Arbeiter weiblichen Geschlechts. Diese Zahlen reichen hin, um die Verdrängung männlicher erwachsener Arbeiter nachzuweisen."

Die Wirkung dieses Vorgangs auf die Männer, die Mütter, die Familien wird von Engels wie folgt illustriert: „Mir liegt ein Brief eines englischen Arbeiters, Robert Pounder, Baron's Buildings, Woodhouse Moorside, in Leeds, vor, den dieser an Oastler richtete. Er erzählt darin, wie ein anderer Arbeiter seiner Bekanntschaft einmal auf einer Wanderung, um Arbeit zu suchen, in St. Helens in Lancashire einen alten Freund getroffen habe. „Nun, Herr, er fand ihn, und als er zu seiner Baracke kam, was war es, denkt Ihr, nun ein feuchter niedriger Keller, die Beschreibung, die er von den Möbeln gab, war wie folgt: zwei alte Stühle, ein runder 3beiniger Tisch, eine Kiste, kein Bett, aber ein Haufen altes Stroh in einem Eck mit ein paar schmutzigen Betttüchern oben drauf und 2 Stücke Holz am Kamin; und als mein armer Freund hereingieng, da saß der arme Jack am Feuer auf dem Holz und was that er, denkt Ihr? Er saß und stopfte seiner Frau ihre Strümpfe mit der Stopfnadel und sobald er seinen alten Freund an dem Thürpfosten sah, versuchte er, es zu verbergen, aber Joe, so heißt mein Bekannter, hatte es doch gesehen und sagte: Jack, zum Teufel, was machst Du doch? wo ist Deine Frau? was, ist das Deine Arbeit? Der arme Jack schämte sich und sagte: Nein, ich weiß, das ist nicht meine Arbeit, aber meine arme Frau ist in der Fabrik; sie muß um 1/2 6 Uhr gehen und arbeiten bis 8 Uhr abends, und sie ist so ab, daß sie nichts thun kann, wenn sie nach Hause kommt; so muß ich alles für sie thun,

was ich kann, denn ich hab keine Arbeit und keine gehabt seit mehr als 3 Jahr und ich krieg mein Leben keine mehr; und dann weinte er eine dicke Thräne. Nein, Joe, sagte er, es ist Arbeit genug für Weibsleute und Kinder hier in der Gegend, aber keine für Mannsleute; Du kannst eher 100 Pfund auf der Straße finden als Arbeit, aber ich hätte nicht geglaubt, daß Du oder sonst Jemand mich gesehen hätte, daß ich meiner Frau ihre Strümpfe stoppte, denn es ist schlechte Arbeit; aber sie kann beinah nicht mehr auf ihre Füße stehen, ich bin bange, sie wird ganz krank und dann weiß ich nicht, was soll aus uns werden, denn sie ist schon lange der Mann im Haus gewesen und ich die Frau; es ist schlimme Arbeit, Joe; und weinte bitterlich und sagte: es ist nicht immer so gewesen. Nein Jack, sagte Joe, und wenn Du hast keine Arbeit gehabt all die Zeit, wie hast Du Dir am Leben erhalten? — Ich will Dir sagen, Joe, so gut als es gieng, aber es gieng schlecht genug; Du weißt als ich heirathete, da hatte ich Arbeit genug und Du weißt ich war nicht faul. — Nein, das warst Du nicht. — Und wir hatten ein gutes möblirtes Haus und Mary brauchte nicht zu arbeiten; ich konnte für uns beide arbeiten, aber jetzt ist die verkehrte Welt, Mary muß arbeiten und ich muß hierbleiben, die Kinder verwahren und kehren und waschen, backen und flicken, denn wenn die arme Frau nach Hause kommt am Abend, dann ist sie müde und kaput; Du weißt, Joe, das ist hart für einen, ders anders gewohnt war. Joe sagte: Ja Junge, es ist hart. — Und dann fieng Jack wieder an zu weinen und er wollte er hätte nicht geheirathet und wäre nie geboren, aber er hätte nicht gedacht, als er die Mary heirathete, daß es ihm so ergehen werde. Ich hab oft genug drüber geheult sagte der Jack; nun Herr, als Joe das hörte, sagte er mir, daß er hätte verflucht und verdammt die Fabriken und die Fabrikanten und die Regierung mit allen Flüchen, die er von Jugend auf in der Fabrik gelernt hatte."

Dieselbe technische Sachlage, die Friedrich Engels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an der Fabrikentwicklung der englischen Textilindustrie beobachtete, erleben wir heute in Deutschland an den Punkten, wo Hausweberei in Textilfabriken übergeht. Was damals zeitweise, ist heute gegendweise eingetreten: eine Fabrikentwicklung, die keine Männerarbeit braucht. Die Textilindustrie war das erste Fabrikgewerbe der Welt; die Fortschritte seiner Technik warfen immer wieder überflüssig gewordene männliche Arbeiter arbeitslos auf die Straße, ohne daß andere Industrien nach ihnen verlangt hätten.

Denn jene anderen Industrien, welche seitdem neben der Textilindustrie entstanden sind und Millionen von Männern Arbeit gegeben haben, waren noch nicht entwickelt. Heute fehlt es in der Großindustrie an Gelegenheit für Männerarbeit nicht. Aber von der Industrielandkarte, welche den Standort der Gewerbe angibt, kann man heute zugleich die örtliche Verschiedenheit der Lage der Arbeiterklasse ablesen: wo Kohlen und Eisen Männer rufen, wo von Männerhand die Maschinen gebaut werden, die dann zu ihrer Bedienung nur noch Frauen und Kinder brauchen, wo die Schiffahrt und die anderen Verkehrsgewerbe, wo wachsende Städte zu den Bauten Männer heranziehen, da ist wohl für Frauen und Mädchen Mangel an Arbeit und darum die schönste Gelegenheit, sie in Konfektionshausindustrie auszubeuten; die Familienväter aber haben da über Mangel an Arbeit in Aufschwungsjahren nicht zu klagen. Anders, wo die Textilindustrie örtlich konzentriert ist: so in dem „roten Königreich“ Sachsen. Hier finden wir gegendweise die Zustände aus dem England der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts wieder. Die ausgezeichnete Bahnbaupolitik der sächsischen Regierung hat zwar das Ihre getan: Fabriken sind allerorten entstanden; aber es sind Textilfabriken, die sich auf dem Untergrund der alten Hausweberei erheben: sie verlangen wenig Männerarbeit und lassen daher die Löhne der Männer in ganzen Gegenden auf außerordentlich niedriger Stufe.

Ich habe den Übergang der Hausweber in die Webfabrik, wie er sich in solchen Gegenden heute vollzieht, im Vogtland, im Erzgebirge und in der Oberlausitz beobachtet. Er bedeutet in besonders elenden Gegenden, wie Schlesien und Oberlausitz, eine Verbesserung der Lage; im westlichen Sachsen, wo der Handwebstuhl zu Arbeiten dient, bei denen er dem Kapitalisten Vorteile bietet, ist der Übergang in die Webfabrik für die Weber ein zweifelhafter Tausch — in beiden Fällen ist er ein Übergang in neues Elend.

Ich berichte zunächst von meinen Beobachtungen in der Oberlausitz. Die sächsischen Kleinbahnen haben auch hier schon das Ihre getan: in den letzten zehn Jahren ist mit der Hausweberei mächtig aufgeräumt worden. Überall, wo die Bahn uns hinführt, sind Fabriken entstanden; von der Hausweberei haben sie nur noch kleine Reste gelassen. In abgelegenen Industriedörfern ohne Bahn — Ausnahmen, die hier bereits zu suchen sind — soll die Hausweberei noch in größerem Umfang bestehen. An der Bahn sind aus den

Weberdörfern Seifhennersdorf, Eibau, Gersdorf große Fabrikdörfer geworden: inmitten der kleinen Weberhäuschen wie große Burgen die Fabriken.

In *Eibau* sind es fast nur mechanische Webereien. Der durchschnittliche Jahresverdienst des Fabrikwebers wird mir hier vom Gemeindeamt auf 600—700 Mk. angegeben. In der Arbeiterbevölkerung sieht man 11—12$^1/_2$ Mk. als das Gewöhnliche, 12 Mk. als den Durchschnitt an; doch kommen auch Ausnahmen zur Sprache: zuweilen verdient ein Ehepaar zusammen bis 35 Mk. Die weiblichen Arbeiter erreichen auch hier in den Webereien ebensoviel und mehr als die männlichen. *Massenhaft sind die verheirateten Frauen in der Fabrik*; nach Angabe des Gemeindeamts ist von den Arbeiterinnen über einundzwanzig Jahre die *Hälfte verheiratet*. Etwa zehn bis zwanzig Fälle sind darunter, in denen die Frau in die Fabrik geht und der Mann noch zu Hause webt, die Wirtschaft und die Kinder besorgt. Als Grund wurde mir hier angegeben, daß die Männer in diesen Fällen ein Feld zu bestellen haben, dessentwegen sie nicht in die Fabrik gehen.

Doch ist das erstrebte Ziel, die Hausweber in mechanische Webereien zu überführen und so bei ihrem Gewerbe zu erhalten, hier im allgemeinen bereits erreicht: *die Fabrikarbeit der Mutter ist an die Stelle der Hausweberei getreten.*

Im Ernst gesprochen ist das auch rein wirtschaftlich ein kümmerlicher Gewinn. Denn auch hier erkennt man im Volk, daß die in der Fabrik arbeitende Ehefrau in der Wirtschaft so viel versäumt, daß fast nichts bleibt. Dennoch geschieht es. Statt der erbärmlichen 12 Mk. die scheinbar reichlichen 24 Mk. in der Woche, dieses Rechenexempel entscheidet.

In den Augen der alten Leute ist *hier die mechanische Weberei schon eine Besserung*. Wie ein fünfzigjähriges kinderloses Ehepaar, an zwei Handwebstühlen Leinen webend, mir sagt: „Die gute, alte Zeit, wir wünschen sie nicht zurück — denen in der Fabrik geht es nicht schlecht, damit verglichen, wie es war.“ Beide webend, verdienen die zwei zusammen in der Woche 12 Mk.; also halb so viel wie die jungen Paare in der Fabrik. Ganz allgemein gilt hier „den Tag 'ne Mark“ als Verdienst einer vollarbeitenden Person in der Hausweberei. Zuweilen ist er etwas höher, oft noch geringer bei den einfachen Leinenwaren. Die Damasthandweber sollen in einzelnen Dörfern 15 Mk. in der Woche verdienen; auch mit der Leinwand mögen es junge und kräftige bei

entsprechender Überarbeitung auf 12—14 Mk. bringen. Ich habe aber hier solche Ausnahmen nicht gefunden.

Von den Resten der Hausweberei, die ich in Eibau und anderen Dörfern der Oberlausitz fand, seien hier nur die erwähnt, die für diese Entwicklungsstufe einer solchen Textilfabrikgegend typisch sind.

In Oberoderwitz nahe von Eibau eine der Familien, in denen der Mann zu Hause am Handwebstuhl, die Frau in der Fabrik: er ist Ziegler, im Winter arbeitslos, jetzt webt er gerade einen Rest, den die Frau gelassen; seit Oktober ist sie in der Fabrik, dort verdient sie 9 Mk. in der Woche, mehr als am Webstuhl zu Hause. „Mannsen nehmen sie nicht in der Fabrik“, weil angenommen wird, daß sie im Frühjahr wieder gehen, die Frau aber das ganze Jahr in der Fabrik bleibt.

In Rodewitz, einem Dorf an der Bahn nahe von Bautzen. hörte ich abends Webstühle klappern. Ich ging in das Haus hinauf. In der Stube am Webstuhl ein junger kräftiger Mann, der gar nicht wie ein Weber aussieht. Er ist Maurer und webt nur in den Wintermonaten, in denen die Bauarbeit ruht, besonders im Januar und Februar. Er webt Scheuertücher, die handgewebt fester sein sollen als vom mechanischen Webstuhl, für eine Fabrik, die dieselben Tücher mechanisch hergestellt. Der Verdienst ist täglich eine Mark. Bei sehr verlängerter Arbeitszeit, von morgens sechs bis abends elf, werden auch 1,30 Mk. oder 1,40 Mk. erreicht. Neben ihm wäscht seine Frau, eben aus der Fabrik heimgekehrt von elfstündiger Arbeit. Ihre Fabrik ist eine Spinnerei; ihr Verdienst im Durchschnitt 9 Mk. wöchentlich. Früher hat der Mann während der Winterarbeitslosigkeit in der Spinnerei gearbeitet. Der neue Direktor dieser Fabrik will solche Winterarbeiter nicht mehr. Daher nun der Webstuhl. Die Ersparnisse des Sommers sollen im Winter nicht wieder weggehen — darum die Fabrikarbeit der Frau. Die Großmutter gibt auf das Kind der Frau acht und besorgt die Wirtschaft, während die Mutter in der Spinnerei ist.

Im selben Haus webt unten in großer Stube eine Frau; ein kleines Kind schläft auf dem Sofa, der Mann kommt soeben mit den drei älteren Kindern, die blühend aussehen. Er ist Sommers Ziegeleiarbeiter, Winters arbeitet er im Hechelraum einer Spinnerei mit einem Wochenlohn von 12 Mk. Davon ist nicht zu leben. Die Frau müht sich am Handwebstuhl, um 4 Mk. wöchentlich dazu zu verdienen. In die Fabrik gehen kann und will sie nicht: die vier

Kinder! Sie weggeben kostet so viel Kostgeld, daß vom Fabriklohn nichts bleiben würde. Die Frau klagt, daß sie das anstrengende Scheuertücherweben und den Staub und Schmutz davon, das ganze Jahr hindurch, auf der Brust nicht mehr aushält.

Der Spinner ist Besitzer des Hauses; so viel Miete er aber einnimmt, so viel Zinsen für Hausschuld hat er zu bezahlen, so daß nur gerade die Wohnung frei ist. Landwirtschaft haben sie nicht, nur ein paar Kartoffeln. Ja, wenn sie eine Kuh und ein bißchen Feld daneben hätten! Dann brauchte man den Webstuhl nicht. Aber der Lohn beider zusammen langt nur gerade zum Leben. Es ist ein allgemeines, typisches Elend.

Es ist Fabrikelend. Von dem Untergrund, der alten Hausweberei, ragen nur noch Restchen heraus: sie bestehen nur noch durch die Winterarbeitslosigkeit der mit Stein und Erde hantierenden und durch das notgedrungene Erwerbsmuß der ans Haus gefesselten Mütter.

Wir wenden uns nach dem Vogtland und Erzgebirge.

Ich verließ die Eisenbahn in Adorf, einer kleinen Stadt westlich vom Erzgebirge; schon am Bahnhof bezeugen die ragenden Schlote mehrerer Fabriken, daß der reichsdeutsche Industriegeist hier längst die Möglichkeit des Übergangs zur modernen Betriebsform benützt hat. In Adorf ist kein Hausweber mehr zu finden. Große Textilfabriken sind an Stelle der Hausweberei getreten; ein Übergang in neue Leiden, der Beginn neuer Fragen. Eine große moderne Spinnerei und Weberei, durch die ich geführt wurde, stellt das vor Augen. Direkt aus der Bahn kommt die Baumwolle in den Speicher, wird sogleich von verschiedenen Maschinen gereinigt, gelockert, gekämmt, durch Ventilatoren weiter befördert — lauter Wunder der Technik; aber der Baumwollstaub, die heiße, schlechte Luft, die trotz großer Ventilatoren den riesigen Spinnsaal erfüllt, die elenden abgezehrten Proletarierinnen an den Spinnmaschinen, der betäubende Lärm, durch die zahllosen Spindeln bis zu einem hohen Ton gesteigert — das alles zeigt schon dem Fremden ein Stückchen von der Kehrseite der Medaille; desgleichen die Lohnsätze: während in der einen der großen Webereien, einer Teppichfabrik, die Männer im Akkord bei günstiger Geschäftslage im Durchschnitt etwa 20 bis 30 Mk. wöchentlich, die Frauen als Ausbesserinnen und dergl. etwa 10 Mk. — auch etwas mehr — verdienen, erreichen in der anderen Weberei, deren gewöhnliche leichte Stoffe der Männerkraft keinen Vorsprung gewähren, ja sogar die weibliche Hand besser ge-

brauchen können, die Männer kaum 15—18 Mk., oft weniger, die Mädchen ebenso viel und mehr als die Männer: jenes ist ein Ausnahmetypus, dies der gewöhnliche Fall.

Um Handweberei zu sehen, mußte ich hier über die österreichische Grenze nach dem Dorfe Roßbach, eine Stunde von Adorf. Über waldigen Berg hingewandert, höre ich das Pfeifen der Eisenbahn, die das hochgelegene Roßbach mit dem böhmischen Unterland verbindet, und sehe an den Fabrikschornsteinen, daß die Bahn auch hier bereits Kohlen und Fabriken heraufgebracht hat. Aber trotzdem noch Hausweber, Haus an Haus. Im ersten Häuschen webt ein Mann schwere teppichartige Vorhänge, seine Frau an einem zweiten Webstuhl leichtere gemusterte Stoffe. Er hat stets Arbeit und verdient so viel, wie er in einer der Roßbacher Fabriken verdienen würde. Er hat in der Adorfer Teppichfabrik allerdings mehr Lohn gehabt; seiner 6 Kinder wegen ist er nach Roßbach zurückgekehrt. Auch hier hat er in einer Fabrik gewebt, aber dann den Fabrikanten gebeten, ihm einen Webstuhl ins Haus zu geben; der Webstuhl, hier auch in der Fabrik vom Weber selbst getrieben, läßt sich zu Hause ebensogut handhaben, nur muß er niedriger gestellt werden, da er sonst für die Stube zu hoch ist; dadurch geht er schwerer, sodaß der Weber nur eine kürzere Arbeitszeit täglich aushält. Aber er kann der Frau, die erst jetzt das Weben gelernt hat, nun nötigenfalls aushelfen. Die Frau hat vorher in einer Leipziger Kammgarnspinnerei gearbeitet; stets mußten 32 Grad Wärme sein, sonst riß der Faden. Es ist gerade Liefertag; die Frau sieht eifrig die abzuliefernden Stoffe durch, unaufgeräumt liegen in der Nebenkammer die Betten; die Wirtschaft, die nebenbei besorgt wird, sieht unbehaglich und die Frau überarbeitet aus. Die Frau verdient durch ihr Weben ein paar Gulden, die Kinder und die Großmutter durch Spulen ein paar Kronen wöchentlich. So ist die ganze Stube voll webender und spulender Menschen und voll Schmutz und Unordnung. Der Mann ist trotzdem nicht unzufrieden; er freut sich seiner Freiheit, nicht an die Stunde gebunden zu sein, zuweilen in den Wald gehen zu können, und hofft die Unordnung aus der Wohnung hinaus zu bekommen, wenn die Kinder größer sind.

Im nächsten Haus ein älterer Mann ohne Kinder am Webstuhl; er hat nur dies eine Zimmer und nur ein Bett, für ihn und seine Frau, die für ihn spult. Die einzige Hoffnung, sagt er, ist die geplante Bahnverbindung mit Adorf; es möchten fremde Herren her-

kommen und Fabriken bauen mit halbwegs auskömmlichem Lohn. Er habe gerade abgeliefert, habe in den letzten vier Wochen für angestrengte Arbeit 30 Kronen verdient, also täglich 80 Pfennig! Dabei muß seine Frau für ihn spulen, also zwei Menschen müssen davon leben — er könne kein Glas Bier trinken Sonntags im Wirtshaus, „dabei sitzen müssen wir wie die armen Sünder“. Er klagt, daß er, 59jährig, mit der Brille dunkle Stoffe weben müsse, die er nicht mehr gut sehen könne, oft warten, Zeit verlieren müsse, oft keine Arbeit bekomme.

Als ich fort bin, kommt mir der Alte noch nachgelaufen, um mir sein Lohnbuch zu zeigen: bald 30 Kronen, bald 50 Kronen, auch 60, im Durchschnitt 40 Kronen monatlich, also im Jahr 400 Mk. Der Hausherr, bei dem er wohnt, auch ein Weber, hat zwei Ziegen, so daß bei ihm etwas Milch zur Kartoffelnahrung kommt; als Weber verdient er ungefähr dasselbe, obwohl seine Frau und seine zwei Kinder abwechselnd den ganzen Tag für ihn spulen. „Wenn nur eine neue Fabrik herkäme!“ ist beider Wunsch. Jetzt endlich wird die neue Bahn gebaut und ist die Hoffnung. So wird der Bahnbau, den bei uns Prof. Alfred Weber als sozialpolitisches Mittel zur Ersetzung der Hausindustrie durch Fabriken empfiehlt, hier von den beteiligten Parteien selbst als solches empfunden.

Ich komme zu einem Hausweber, einem Achtunddreißigjährigen, der aussieht wie ein alter Mann, hohl, ausgesogen. Er und die Frau haben in der Fabrik gewebt, indes die Großmutter die Kinder übernahm; er hat aber die Fabrikarbeit aufgegeben, da er die schlechte Luft nicht aushielt; zu Haus kann er mal ein Fenster öffnen. Verdienst: im Durchschnitt 5 Gulden in der Woche. Er webt von früh sechs bis spät abends, fast ohne Unterbrechung. Seine Arbeit sind leichte, aber kompliziert mit Gold gemusterte Stoffe für Indien. Neben ihm, im selben Raum, sind die Frau, die Großmutter und ein kleines Mädchen von acht Jahren emsig an den Spulrädern. Das Kind blickt mit großen Augen aus einem bereits alten Gesicht.

In anderen Orten des Vogtlands, nahe von Plauen, in Pausa und Mühltroff, wieder dasselbe Bild wie in der Lausitz: überall fabrikfördernde Kleinbahnen, die Zahl der Hausweber schon gering, das Weberelend jetzt in der Webfabrik. Die Fabrikweber, zwischen vier Webstühlen hin- und herlaufend, verdienen im Durchschnitt etwa 10 Mk. wöchentlich, wenige erreichen 15 Mk., an Schaftstühlen auch 22 Mk., manche nur 7 Mk.; die Mädchen als Weberinnen in den Fabriken 8 Mk., 10 Mk., ja. da

sie beweglicher, oft mehr als die Männer; die Frauen der Fabrikweber entsprechend zahlreich in der Fabrik.

Endlich noch einige Eindrücke aus kleinen Fabrikorten am Rande des Erzgebirges, gleichfalls in Tälern an der Bahn.

Im Städtchen Zschopau sah ich zu meinem Erstaunen, daß außer mehreren mechanischen Webereien, Spinnereien und Zwirnereien, die gleich am Bahnhof auffallen, noch Hausweber in der Stadt zu finden sind. Ein alter Weber, zu dem mich das Klappern seines Webstuhles führte, gab mir die Erklärung: „In der Fabrik nehmen sie nur Weibsen", sagte er; die Hausweber erreichen daher nur selten den Übergang in die Fabrik. Da die jungen Männer in den fast ausschließlich Mädchen und Frauen mit 8—9 Mk. Wochenverdienst beschäftigenden Spinnereien und Webereien Zschopaus keine lohnende Arbeit finden, wandern sie weg; die Einwohnerzahl der Stadt hat daher um 2000 Personen abgenommen, und die Hausbesitzer haben Kapital zusammengeschossen, um durch den Bau einer neuen Fabrik die Ansiedlung von Arbeitern zu bewirken und so die gesunkene Bodenrente und Hausverzinsung wieder zu heben. Licht und luftig erhebt sich bereits der stolze Fabrikbau. Es soll eine Strumpffabrik werden. Daß sie den Hauswebern eine Unterkunft sein werde, ist bei dem weiblichen Charakter der Arbeiten in Strumpffabriken unwahrscheinlich. Es ist nur mit dem Aussterben der bereits auf 150 zusammengeschmolzenen Hausweber zu rechnen. Junge Leute fangen die Weberei hier nicht mehr an. Der erste, zu dem ich kam, war fast siebzig Jahre alt. Es ist der frühere Obermeister der Weber-Innung. Ihm persönlich geht es nicht schlecht; er hat Ersparnisse, von denen er lebt, und so auch einige andere. „Man kann nur noch weben", sagt er, „wenn man eine Rente hat." Seine Frau spult für ihn und pflegt ihn. „Samt der spulenden Frau verdient der Hausweber in Zschopau durchschnittlich 8 Mk. in der Woche; viele erreichen nur 5 Mk. Der amtliche Durchschnitt, den der Gensdarm aufzustellen hat, wird nach denen gemacht, die von früh 5 Uhr bis abends 10 Uhr arbeiten; der richtige Durchschnitt ist 8 Mk. Da muß die Frau den Mann machen und der Mann gilt für nichts; die Frau muß in der Fabrik arbeiten, indes der Mann zu Haus am Webstuhl sitzt, sonst ist's nicht möglich."

Als ich in Hohenstein-Ernsttal gleich beim ersten Hausweber eintrat, sah ich dagegen folgendes Bild: in einem geräumigen Zimmer am Webstuhl ein junger Mann, der sehr abgearbeitet und

elend aussieht, daneben aber seine Frau, die dem Kind an der Schiefertafel hilft, beide blühenden Aussehens. Er lächelt, als ich von 8 Mk. Durchschnittsverdienst spreche, und sagt: „Zehn Mark verdienen die Alten doch noch mit ihren Tüchern“. Er scheint bedeutend mehr zu erreichen, mit sichtbarer Überanstrengung, zum Wohl der Seinen. „So lange ich's irgend kann, webe ich zu Hause“, sagt er. Und als ich im Wirtshause einigen hausierenden Hauswebern auseinandersetze, daß der Weber es in der Fabrik besser habe als zu Hause, leisten sie erbitterten Widerstand: „Das rechnen Sie mir nur nicht vor, ich bin zu Hause doch frei und niemandem untertan.“ *Die Selbstbestimmung der Arbeitszeit und die Möglichkeit, durch deren Verlängerung mehr zu verdienen als in der Fabrik, das wird von kräftigen Leuten* als der *Vorzug* der *Hausweberei* vor der *Fabrik empfunden*; außerdem die Freiheit! Die Beaufsichtigung ist drückend in der Fabrik. Aus solchen Gründen dünken sich die Handweber auch in der analog entwickelten Markircher Damenkleiderstoffindustrie erhaben über die Maschinenweber. Sie möchten auch in der Fabrik diese Freiheit behalten und können es in den Handwebsälen der Fabriken auch eher als die durch den Rhythmus der Dampfmaschine gebändigten Maschinenweber. Aber das Entscheidende ist die Möglichkeit höheren Verdienstes. Wenn in Markirch (1898) die Maschinenweber 2 2,50 Mk. im Tag, also 12—15 Mk. in der Woche, bekommen und damit etwas unter dem Tagesverdienst der besten Handweber, welche dieselbe Arbeitszeit einhalten, bleiben“, wenn in Elberfeld die 1500 Hausweber (1891) an schweren Seidenstoffen 18, 20, 24 Mk. in der Woche verdienten, die Fabrikweber dagegen 12—15 Mk., wenn die Ronsdorfer Bandwirker (1891) als „Meister“ zu Hause in 75 Stunden einen Wochenverdienst von 12—24 Mk., als Fabrikarbeiter in 68 Stunden einen Wochenverdienst von durchschnittlich 15 Mk. erreichten — so sind das lauter Beispiele für die Regel, daß der *Aristokrat* der Hausweberei (vgl. oben S. 71ff.), wenn sehr tüchtig, *zu Hause mehr als in der Fabrik erreichen kann*. Allerdings mag sich in der nordwestdeutschen Bandweberei neuerdings eine Ausnahme von dieser Regel entwickelt haben. Daß *Ausnahmen vorkommen*, haben wir an der Adorfer Teppichfabrik (vgl. S. 128) schon gesehen; wir kommen darauf auch noch zurück. (Vgl. S. 145ff.) Im allgemeinen aber findet der Weber in der Webfabrik nicht nur keine gute, sondern oft überhaupt keine Unterkunft. In den mechanischen Webereien

in Hohenstein-Ernsttal haben viele Männer 10, 12 Mk. Wochenverdienst. Und da die Mädchen in einer Fabrik z. B. für jede Decke 5 Pfg. weniger bekommen als die Männer, verschließt diese weibliche Konkurrenz den Männern manche Webfabrik überhaupt. Der gewöhnliche Wochenverdienst der Mädchen ist da 8—9 Mk.

So paradox es klingt, ist der Übergang zuweilen günstiger, wenn der Mann auch in der Fabrik Handweber bleibt: in einer Familie, bei der ich war, verdient der sehr abgearbeitete Vater, von früh bis spät am Webstuhl, und auch Sonntags mit den Vorarbeiten beschäftigt, zusammen mit der für ihn spulenden Frau wöchentlich 10 Mk.; von seinen Söhnen ist der eine ein Handweber im Handbetriebsaal einer Fabrik und verdient im Durchschnitt 15 Mk. in der Woche, augenblicklich mit Überzeitarbeit sogar 20—22 Mk. Er ist eben da auf Grund seiner Körperkraft der weiblichen Konkurrenz ledig.

Rein dem Gelde nach ist der Übergang in die Fabrik auch für kinderlose Paare günstig. Sie verdienen in der Fabrik zusammen 20 Mk.; während z. B. eine Frau, die nie Kinder gehabt und daher mit dem Mann abwechselnd am Webstuhl und am Spulrad von früh an arbeitet, mir als gemeinsamen reinen Wochenverdienst (nach Abzug der Auslagen für Vorarbeiten) 15 Mk. angibt. Aber die Arbeit in dem sehr sauberen hübschen Zimmer, ohne den Fabriklärm, in traulichem Frieden, mit dem Behagen der eigenen Wirtschaft, die nett besorgt wird, nicht in Hast und Angst, und das Gefühl, Herr über die eigene Zeit zu sein, das alles mag trotz des geringeren und vielleicht in mehr Arbeitsstunden erreichten Verdienstes diese Menschen jünger und gesünder erhalten.

Wo aber Kinder sind, da gibt's nur entweder den verzweifelten Versuch, zu Haus genug zu verdienen und den Kindern dabei gute Eltern zu bleiben, oder Fabrikarbeit beider Eltern, Mutterlosigkeit und größte Sterblichkeit der Kinder, Überarbeitung der Mutter.

Und endlich bei Kränklichen, für die Fabrik nicht tauglichen, ist überhaupt keine Wahl.

In Lichtenstein-Callenberg, einem an der Bahn gelegenen Fabrikstädtchen, fand ich wieder unmittelbar neben den großen Wirk- und Webfabriken mehrere Hausweber. Während ein kleiner buckliger Mann, der Bettdecken webt und höchstens 10 Mk.

Reinverdienst in der Woche erreicht, lebhaft wünschte, daß endlich wieder eine Fabrik gebaut würde und ihn aufnähme, sah ich bei einigen großen starken Männern jenen Ausnahmetypus der Hausweberei, der noch relativ gute Löhne hat: schwere gemusterte Stoffe werden gewebt; 15, auch 20, sehr selten 30 Mk. in der Woche ist der Verdienst. Er würde noch höher sein, wenn nicht die großen Stücke jetzt in der mechanischen Weberei gemacht und nur die kleinen an den Hausweber gegeben würden, so daß die Vorarbeit, dieselbe wie für ein großes Stück, eine unverhältnismäßig lange Zeit wegnimmt. Der eine der Männer, ein Prachtkerl an Kraft und behaglichem Humor, das Gegenteil des gewöhnlichen Hauswebertypus, hat zwei mächtige Webstühle im Arbeitsraum, an denen er und sein 19jähriger kräftiger Sohn arbeiten; sein älterer Sohn, ebenfalls gelernter Weber, hat auf Grund dessen als Werkmeister in einer Fabrik guten Verdienst, und dasselbe hofft der Vater später für den jüngeren. Diese Elite-Hausweber verdienen vielleicht etwas weniger als die entsprechenden Fabrikteppichweber, die z. B. in Adorf oft mehr als 20 Mk., nicht selten 30 Mk. wöchentlich erreichen. Ihre Lage ist aber doch noch so weit behaglich, daß sie an die Fabrik nicht viel denken.

Und hier noch eine Illustration der entscheidenden Tatsache, daß es die niedrigen Webfabriklöhne sind, welche trotz Bahn und Fabrik die Hausweber an ihrem Webstuhl festhalten. Ich komme zu einem etwa 30—40jährigen abgearbeiteten Hausweber; seine Frau und sein kleines Kind sehen wohl aus. Er verdient mit der für ihn spulenden Frau im Durchschnitt 15½ Mk. wöchentlich, nach Abzug der Auslagen für Vorarbeiten. Seine Arbeitszeit ist etwa zwölfstündig; von 7 Uhr früh bis 10 Uhr abends, mit häuslichen Unterbrechungen. Durch den großen Webstuhl ist das Zimmer, zugleich auch Koch- und Wohnraum, fast ganz verstellt. Die Frau hat mit dem Spulen, der Wirtschaft und dem kleinen Kind so viel zu tun, daß sie ihren fünfjährigen Sohn nicht beaufsichtigen kann und ihn daher, durch die Hausbewohner gedrängt, sehr schweren Herzens in ein Kinderheim hat geben müssen, wo er für 30 Pfg. wöchentlich bis 5 Uhr nachmittags spielt, Lieder lernt und auch ißt; sehnsüchtig erwartet sie ihn gerade zurück. Der Mann ist Bergmann und dann Fabrikarbeiter gewesen; die Fabrik hatte jedoch zu unregelmäßig Arbeit. Einen Fabrikposten mit 15 Mk. Wochenlohn wollte er sofort annehmen; aber nur 12 Mk. werden geboten!

Noch mehr hat sich mir im Mülsengrund die Überzeugung aufgedrängt, daß die Bahnbau-Politik dem Hausweber-Problem nicht genügt. Wie ich überhaupt im Erzgebirge die Hausweber nur unmittelbar an der Bahn kennen gelernt habe, fand ich sie auch im Mülsengrund zu vielen Hunderten in dem schon lange von einer Bahn durchzogenen und mit einigen Fabriken durchsetzten Orte, den mehrere ununterbrochen einander folgende Dörfer in der langen Talmulde bilden. Gewiß hat sich der Bahnbau auch hier insofern bewährt, als er Fabriken gebracht und vergrößert hat, von denen eine sogar 400 Personen beschäftigt. Aber das sind zu $^3/_4$ Frauen. Die Männer müssen sich in der Fabrik mit Frauenlöhnen begnügen oder Hausweber bleiben. Für Mädchen und junge Burschen reicht der Fabriklohn; für Familienväter nicht. Drum sind auch manche Männer, die in die Fabrik gingen, wieder nach Hause an den Handwebstuhl zurückgekehrt.

Gleichwohl hat auch hier die Hausweberzahl stark abgenommen. Eine neue Fabrik für 100 Webstühle wird gerade gebaut. Hier war es auch, wo der entlassene Werkmeister soeben seine kleine Lohnweberei anfing (vgl. S. 72). Er ist Hausweberssohn. Er und seine Frau arbeiteten in der Fabrik. Er wurde Werkmeister mit 1400 Mk. Jahresgehalt, dazu kam der Fabrikverdienst der Frau, 14—15 Mk., zuweilen 27 Mk. in der Woche, und später der Verdienst der Söhne. Der Lohn in den mechanischen Webereien ist aber tief heruntergegangen, sagt er, seit 20, 30 Jahren. Die Fabrik hat hier zuerst angelockt durch höhere Löhne und sie dann um 3—4 Mk. herabgesetzt. Gegenwärtig sind in dieser Fabrik die Jahresverdienste: bei der großen Mehrzahl 500 Mk., Anfänger 300—400 Mk.; an Schaftmaschinen später 600 Mk.; bei schwerer Arbeit, die aber selten ist, zeitweise 20 Mk. in der Woche und im Jahresdurchschnitt 650 Mk. Der Verdienst beider Geschlechter ist derselbe.

Der Werkmeister bestätigt mir, daß der Hausweber hier besser steht als der Fabrikweber: mit dem Spulen der Frau verdient er bei großer Anstrengung doch 13—14 Mk. in der Woche (alle Auslagen abgerechnet) und die Frau ist zu Hause; dagegen in der Fabrik durchschnittlich nur 10 Mk., die Frau muß dann mit in die Fabrik.

So fand ich's bei einem blassen jungen Hausweber. Er ist 25 Jahre alt, Sohn eines Hauswebers und selbst schon Vater von vier

kleinen Kindern; die junge Mutter hat vorher in der Fabrik gewebt und spult nun für den Mann, der mit dem Weben von Futterstoffen wöchentlich 13—14 Mk. reinen Verdienst hat. In die Fabrik würde er gehen, sobald dort 14 Mk. zu erreichen wären; aber bei den 10, 12 Mk. wär's nicht zum Auskommen, die Frau müßte mit in die Fabrik, lieber alles andere als das: „Die Kinder verdrecken dann bei fremden Leuten, sie werden Schlechtes gelehrt.“

Ein anderer Hausweber, ein hübscher blühender Mann von 32 Jahren, der noch aussieht, wie ein Zwanziger, ein besonders geschickter Arbeiter, verdient mit Frau und Kind in der Stunde etwa 25 Pfg., in der Woche vielleicht 18 Mk.; er webt Tischdecken, das Stück zu 35 Pfg. Lohn, und braucht zu jeder $^5/_4$ Stunden Webzeit. hat von einem günstigen Kaufmann gleich 90 solcher Decken auf einmal zu machen, daher wenig Vorarbeit, wenig Zeitverlust: sein Verdienst ist somit besser als der eines Arbeiters in der benachbarten Färberei, die für den Tag 2 Mk. bezahlt. Meist spult für ihn seine Frau, damit das Kind nicht so angespannt wird.

Das Gegenbild zu diesem günstigen Ausnahmsfall sah ich gleich beim nächsten. In einer großen Stube weben ein über 70jähriger Alter und sein 40jähriger Sohn, sehr bedrückter Stimmung und wie ausgehöhlt im Gesicht; eine ältere Frau spult daneben. Der Vater verdient mit den schmalen Kleiderstoffen, die er webt, 6—7 Mk. wöchentlich, davon gehen 2 Mk. Auslagen ab, also 4—5 Mk. in der Woche; der Sohn mit breiten Futterstoffen 13—14 minus 3 = 10 bis 11 Mk. wöchentlich. Sie bekommen meist nur kleine Stücke zu weben, bei denen die halbe Zeit mit Zurichten hingeht. Gern ginge der Sohn in eine Fabrik; hier in Mülsen St. Jacob fehlt sie noch, wie überhaupt an das obere Ende des Mülsengrundes schon lange die Bahn, aber merkwürdigerweise noch keine Fabrik gekommen ist.

Ein älteres Paar, beide am Webstuhl, bestätigen dann wieder: der Verdienst zu Hause ist doch noch besser als in der Fabrik. In die Fabrik muß die Frau mitgehen und das verabscheuen sie ganz. wegen der Kinder; obwohl auch zu Hause die Frau mitweben muß. Und welche Arbeitszeit! Der Mann webt von früh 4 Uhr an, um höchstens 3 Mk. am Tag (wovon noch ein paar Mk. wöchentliche Auslagen abgehen) zu verdienen. Müde treibt er's mechanisch weiter. Ein anderer, ein 38jähriger Mann, arbeitet gleichfalls an zwei Webstühlen mit der Frau zusammen; die Kinder spulen, ein 8jähriger Junge den Vormittag, der andere nachmittags. So verdient die Familie 17, 18 Mk. in der Woche. „Die Frau kann nicht Frau sein.

sie muß arbeiten," sagt er; die Wirtschaft muß sie liegen lassen, Sonntags wird dann das Haus besorgt von Mann, Frau und Kindern. Dabei ist's jetzt besser als früher, seit der Mann feine Seidenstoffe, Schals und Futterstoffe zu weben begonnen hat; das ist ein Monopol der jüngeren Leute, da den Alten der Faden zu fein ist. In den 80er Jahren war eine besonders schlechte Zeit, in der er mit größter Anstrengung und guter Arbeit zu Fünfen nur 5—6 Mk. in der Woche verdienen konnte.

Bei diesem letzten hat der Übergang in die Fabrik seinen besonderen Haken. Obwohl Hausweber, ist er Gewerkschaftler; der Fabrikdirektor duldet keine Organisation. Eine alte Frau endlich, die mit ihrem Mann zusammen, beide webend, in der Woche 13 Mk. verdient, meinte: „Besser als zu Haus ist's doch noch, wenn beide Eltern in die Fabrik gehen und die Kinder weggeben."

Das ist diejenige Gestalt des Problems, die überall hervortritt, sobald eine Hauswebergegend durch eine Bahn fabrikfähig geworden ist, ohne daß andere als die gewöhnlichen Textilfabriken kommen. An diesem Punkt werden alle die Hausweber, die in abgelegenen Gegenden nichts als den Webstuhl haben und von einer Bahn Fabriken erhoffen, in dem Augenblick stehen, sobald ihr Wunsch erfüllt ist und die mechanische Webfabrik erscheint.

Die Bedeutung dieser Tatsache für die Massen, die jetzt noch in abgelegenen Gegenden am Handwebstuhl sitzen, wurde mir im Gespräch mit einem jungen Handweber auf der Höhe des Frankenwaldes klar. Hier, wie überall, wo die Bahn noch fehlt, wird ein Bahnbau und mit ihm die Fabrik erhofft. Ich sagte darauf den durchschnittlichen Wochenverdienst in der Webfabrik an den Handweberplätzen: 10—12 Mk. Das Gesicht des jungen sympathischen Mannes, als ich ihm das sagte, drückte die zertrümmerten Hoffnungen des Handwebers aus: von der mechanischen Weberei hat er nichts zu erwarten. Sie bringt ihm die Unmöglichkeit, einen Manneslohn zu verdienen, Frau und Kinder zu ernähren.

2. Wenn der Übergang zum Großbetrieb vollendet ist.

Folgen wir der Entwicklung noch einen Schritt weiter.

Wie sieht's aus, wo die Hausweber erledigt sind, wo es fast nur noch Fabrikweber gibt? Hat die Fabrikarbeit der Mutter da wieder

aufgehört? Ist die Lage der Männer da aussichtsreicher? Und wenn wir wohlbekannte Ausnahmen wiederfinden, aber auch dieselbe Regel wie bisher, was ist die Ursache dieser Erscheinung? Ist sie ein Monopol der Webfabrik oder auch in anderen Fabrikindustrien zu finden? Und wie verhält sich die Lage in der Webfabrik und verwandter Industrien zu der Gestaltung der bisher wichtigsten Großindustrien? Endlich: wie geht im vollendeten Großbetrieb der Weberei die Entwicklung weiter? Ist Aussicht, daß die Position der Männer in der Webfabrik sich bessert und daß ihre Frauen dahin zurückkehren, wohin man sie haben möchte, zu ihren Kindern? Wie sieht, durch die Fenster der Webfabrik betrachtet, nach drinnen und nach draußen, die Hebung der Arbeiterklasse aus?

Gehen wir also wieder auf die Wanderschaft. Werfen wir zunächst einen Blick in die den Hauswebern benachbarten Textilfabrikstädte, am Rande des Erzgebirges und Vogtlandes, in denen bereits die Fabrik so gut wie völlig an die Stelle der Hausweberei getreten ist. Man sieht kaum den Himmel vor lauter Fabrikschornsteinen. Meist mechanische Webereien, Spinnereien und Färbereien. In Meerane, Gera, Greiz usw. habe ich etwa ein Dutzend dieser Fabriken angesehen.

Von der Hausweberei findet man nur kleine Reste: Frauen, die für Fabriken zu Hause das Spulrad drehen, und alte Hausweber, deren Verdienst in langer Arbeitszeit so gering ist, daß ein Handwebstuhl nach dem anderen als Brennholz verbrannt wird. Doch webt in der Fabrikstadt noch mancher Bauarbeiter im Winter am Handwebstuhl. Es sollen im ganzen noch gegen 500, meist alte, Handweber in Meerane sein. Soweit sie Muster weben, ist ihr Verdienst ein besserer: in der Woche bis zu 30 Mk., meist 14—15 Mk. (so wird mir von Fabrikanten und Arbeitern gesagt); doch ist die Beschäftigung keine regelmäßige und der Verdienst von Mann und Frau zusammen in langer Arbeitszeit erreicht.

Und wie sieht es in den Fabriken aus?

Da die neue Lohnstatistik des Textilarbeiterverbandes noch nicht fertig ist, vermag ich die neuesten statistischen Daten noch nicht für alle diese sächsischen Fabrikstädte zu bieten. Einige Angaben aus den Verhandlungen der Textilarbeiterkongresse seien vorläufiger Ersatz:

Fabrikarbeiterkategorie	Lohnhöhe Mk.	Ort der Arbeit	Jahr
Weber und Wirker	unter 500—1000	Deutschland	1900
Färber	bis 800	„	„
Dekateure	„ 1100	„	„
Seiler	„ 1100	„	„
Posamentierer, Sticker	„ 1200	„	„
Weber in Frottier- und Jacquardbetrieben	500—600 u. mehr	Großschönau	1904
Weber in Buntwebereien	höchstens 500—600	„	„
Färber, Appreturarbeiter	450—600	„	„
Weber auf engl. Stühle	500—600	Pößneck	1891
„ „ Chemnitz. „	450—500	„	„
Jacquardweber	500—900	Greiz	„
Schaftweber	400—700	„	„
Weber auf glatte Ware	300—650	„	„
Färber, männl.	550	„	„
„ weibl.	425	„	„
Appreteure	1000	„	„
Jacquardweber	650—900	Mylau-Netzschkau	„
Schaftweber	600—700	„ „	„
Weber auf glatte Ware	300—600	„ „	„

Für Greiz ist 1904/5 der Durchschnittslohn des erwachsenen Webereiarbeiters vom Gewerbeinspektor auf etwas über 11 Mk., vom Fabrikantenverein auf 13,99, vom Textilarbeiterverband auf 10,90 wöchentlich angegeben worden.

Der Gesamteindruck, den ich nach Angabe der Fabrikanten, die mich durch ihre Fabriken führten, und nach Arbeiterangaben davon trug, war, daß 10—15 Mk. für beide Geschlechter in den Webfabriken Mitteldeutschlands ein häufiger Wochenverdienst zu sein scheint. Hinzugefügt seien die Färberlöhne, die mein Führer durch die dampferfüllten Räume einer großen Färberei in Greiz mir aus seiner Kenntnis als Angestellter der Fabrik mitteilte: die Arbeiterinnen wöchentlich 7—9 Mk., höchstens 9,50 Mk., die Männer anfangs 6 Mk., nach längerer Einarbeitung 12—18 Mk. (als Presser bis 40 Mk.), meistens aber zwölf Mark in der Woche — ein Lohn übrigens, der manchen Männern nur deshalb zufiel, weil die Mütter und Hausfrauen die aus Plauen gesandte Heimarbeit des Spitzenausschneidens der Fabrikarbeit vorzogen, so daß die weibliche Arbeitskraft zum Teil wieder durch die teurere männliche ersetzt werden mußte.

Ganz im allgemeinen aber ist in diesen Fabriken immer wieder deutlich sichtbar die Ursache und dann wieder Folge der niedrigen Löhne: die zahlreichen Frauen —! In den gewöhnlichen Webfabriken verdienen auch hier die ledigen Mädchen oft ebenso viel oder mehr als die Familienväter. Daher sind die verheirateten Frauen allgemein in der Fabrik. Nur in Streikzeiten und als Arbeitslose sind die Mütter zu Hause. „Die Kinder waren während des Streiks verwöhnt," sagte mir in Meerane ein Fabrikweber; „sie brauchten morgens nicht aus dem Schlaf gerissen und zu fremden Leuten gebracht zu werden". Abgestumpft, elend, niedergedrückt, abgezehrt und hoffnungslos meistens — das ist das Bild dieser Mütter in der Fabrik.

Wenn nach der Fabrikarbeit der Mann ausruhen kann, beginnt für die Frau das Kochen, Waschen, Flicken, Kinderwarten. Man braucht nur wenig menschliches Fühlen, um diesen Arbeitstag der Frauen entsetzlich finden zu müssen.

Die Wirkung dieser Fabrikarbeit der Mutter auf die Kinder, auf die Familie — das läßt sich nicht national-ökonomisch ausdrücken; obwohl man fragen kann, ob es national wohl ökonomisch sei, das Beste was in den Frauen ist in billigen Kleiderstoffen eingewebt ans Ausland zu verkaufen. Da aber im Kapitalismus nicht die Frage entscheidet, was national das Ökonomischeste, sondern nur was das Ökonomischeste für die Verzinsung des Geldbesitzes, so hat jene Frage praktisch keinen Belang.

Übrigens lernt man Fälle kennen, in denen trotz der Fabrikarbeit der Mutter ein inniges Band die Arbeiterfamilie umschließt, ein idealistischer Geist in ihr lebt; Fälle, von denen die Fabrikinspektorenberichte mit Bewunderung erzählen. Nur ist's gerade bei solchen Heldinnen am schmerzlichsten, daß sie jeden Tag die Qual der Unnatur durchleben und oft vorzeitig unter der mutig getragenen Doppellast erliegen müssen. Und was rein physiologisch ist, kann kein Opfermut ändern: die Folgen der mangelnden Mutterbrust und Mutterpflege, das Sterben der Kinder. Man denke sich in die Seelen der Mütter hinein, denen ein Neugeborenes nach dem anderen an ihrer Fabrikarbeit stirbt.

Da die Fabrikarbeiterinnen, ob verheiratet oder ledig, als schwangere fortarbeiten, ja bisher häufig „bis zum letzten Tag", so beginnt die Schädigung des Kindes schon vor der Geburt. Analog den zahllosen ähnlichen Einflüssen in den übrigen Industrien, wird bei den Weberinnen besonders hervorgehoben, daß „durch das häufig

erforderliche starke Strecken des Körpers und zumal der Arme beim Fadenanmachen das keimende Leben unbedingt leiden müsse.“ Das Allgemeinere und Wichtigere ist aber die einfache Tatsache der Abwesenheit der Mutter von ihrem kleinen Kind. Sie äußert sich physiologisch heute in Deutschland selbstverständlich ebenso, wie bereits vor zwei Menschenaltern in England; wir finden in unseren deutschen Inspektorenberichten dasselbe, was damals die von Lord Ashley mitgeteilten Aussagen einiger Arbeiterinnen ergaben: „M. H., 20 Jahre alt, hat 2 Kinder, das jüngste ein Säugling, das von dem anderen etwas älteren verwahrt wird — sie geht morgens bald nach 5 Uhr in die Fabrik und kommt um 8 Uhr abends zurück; den Tag über fließt die Milch aus ihrer Brust, daß ihr die Kleider triefen. — H. W. hat 3 Kinder, geht um 5 Uhr Montags von Hause und kommt erst Sonnabend abends um 7 wieder — hat dann so viel für ihre Kinder zu besorgen, daß sie vor 3 Uhr morgens nicht zu Bett gehen kann. „„Meine Brüste haben mir die schrecklichsten Schmerzen gemacht, und ich bin triefend naß von Milch gewesen.““ Ebenso „natürlich“ ist die Wirkung derselben Sache auf die Kinder. In sächsischen Textilfabrikstädten (auf die Textilzentren fallen fast ausnahmslos die höchsten Zahlen der Säuglingssterblichkeit) sterben von je 100 Lebendgeborenen durchschnittlich 40; der Prozentsatz steigt mit dem Anwachsen der Fabrikentwicklung der Textilindustrie. Z. B. betrug er in Crimmitschau

1856—67	32 %
1881—85	40 %;

ebenso stieg er in Werdau von 33 auf 39 %. Eine Unterbrechung dieses Fortschrittes trat ein, wenn der Fortschritt des Kapitalismus die ihm eigenen Unterbrechungen erlebte: Krisen, Streiks, Aussperrungen. Die arbeitslos gewordenen Mütter konnten dann ihre Kinder nähren und pflegen; infolgedessen sank während der Baumwoll-Hungersnot in England die Todesziffer der kleinen Kinder.

Welches gewöhnlich der Weg ist, auf dem diese Kinder die Welt verlassen, ohne noch deren Ordnung und Segnungen mit Bewußtsein kennen gelernt zu haben, ergibt sich aus Alice Salomon's Schilderung des deutschen Frauenlebens in der sächsischen Textilfabrikstadt Crimmitschau:

„Man spricht nicht vom Arbeiterlohn, sondern vom Familienlohn. „„Eine Arbeiterfamilie, in der Mann, Frau und einige erwachsene Kinder arbeiten, kann ein paar tausend Mark im Jahr verdienen.““

„Wie spielt sich nun die Existenz solcher Familien ab, bei denen Mann und Frau gemeinsam den Unterhalt durch Fabrikarbeit verdienen? Professor Gruber hat in seinem Gutachten über die Berechtigung des Zehnstundentages die Frage aufgeworfen: Welche Zeit bleibt bei elfstündiger Arbeitszeit den Frauen zum Kochen, zur Besorgung des Haushalts, zur Fürsorge für die Kinder? Dieses Problem wird in Crimmitschau auf eine sehr einfache Weise gelöst: Die arbeitenden Frauen ‚halten eben nicht Haus‘, weil sie gar keine Gelegenheit dazu haben. Die meisten heizen am Tage überhaupt nicht, kochen das Essen in der Fabrik, oder wärmen es daselbst. und gehen nur zur Mahlzeit nach Haus. An dieser nehmen kleine Kinder nur selten teil. Allgemein entledigen sich diese Frauen ihrer kleinen Kinder und geben sie ‚in Ziehe‘. Alle Frauen, die ich sprach, schilderten mir ihren Lebensgang folgendermaßen:

„Vom 12. bis 14. Jahre haben sie als Halbzeitler in der Fabrik gearbeitet, denn damals war die Kinderarbeit noch erlaubt und üblich. Dann haben sie die Fabrikarbeit in vollem Umfang aufgenommen, ohne nach der Verheiratung irgend eine Unterbrechung zu machen. Die Männer verdienten als Färbereiarbeiter oder dergleichen etwa 14 Mk., die Frauen als Auslegerin 9 Mk., als Drussiererin 10 Mk. Gespart hatte man vor der Heirat nichts, da Eltern zu unterstützen waren. Einige mußten die Einrichtung auf Abzahlung nehmen und dafür mußte die Frau arbeiten. Als das erste Kind zur Welt kam, konnte der Verdienst der Frau gar nicht mehr entbehrt werden, so wurde das Kind zu Großeltern, oder anderen Verwandten getan und 4 Mk. wöchentlich dafür bezahlt. Nach Hause kommen diese Kinder in den ersten Lebensjahren kaum, auch Sonntags nicht, da die Frauen meist der Ansicht sind, daß die Ungleichmäßigkeit der Verpflegung den Kindern schadet. Vielleicht sind sie auch selbst der Kinderpflege zu sehr entwöhnt. Als das zweite Kind kam, wurde auch dieses fortgegeben. Nun werden 7 Mk. pro Woche für beide Kinder gezahlt. Mein Einwand, daß dabei ja nur 2—3 Mk. vom Lohn der Frau erübrigt werden, die sie vielleicht durch bessere Versorgung des Haushalts einbringen könnte, wurde damit zurückgewiesen, daß der Überschuß doch ein größerer sei, da die Kinder zu Haus doch auch etwas kosten würden. Wenn mehr Kinder kommen, wird die Fabrikarbeit meist ‚der Not gehorchend‘ aufgegeben. ‚Meine Frau kann nicht arbeiten‘, sagte mir ein Weber mit 20—22 Mk. Wochenlohn; ‚wir haben sechs Kinder, da rentiert es sich nicht‘.

„Die Versorgung der Kinder durch die Mutter oder durch

Fremde ist in Crimmitschau ausschließlich ein Rechenexempel. Eine Frau mit zwei Kindern sagte mir, sie arbeite in der Fabrik und schicke die Kinder, seit sie schulpflichtig seien und seit die Großmutter, bei der sie früher in Ziehe waren, gestorben, tagsüber zu ihrer Schwester. Diese habe drei kleine Kinder. Da komme das Fortgeben der Kinder zu teuer, und sie arbeite deshalb zu Hause für die Fabrik und verdiene sich noch etwas durch Beaufsichtigung fremder Kinder. Sie zahle der Schwester dafür 1,50 Mk. pro Woche. Eine andere Frau, die nur ein Kind von zehn Jahren hat, sieht dieses Kind höchstens einmal jährlich, da es mehrere Stunden von Crimmitschau entfernt bei ihren Eltern untergebracht ist. Sie zahlt dafür 3 Mk. wöchentlich. Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren; sie sind typisch. Die meisten Arbeiterinnen können sich gar keine andere Versorgungsmöglichkeit für ihre Kinder vorstellen. Sie kennen es nicht anders."

Es war während des Crimmitschauer Streiks, als Alice Salomon diese Zeilen schrieb. Er endete mit vollständiger Niederlage der Mütter, die statt 11 nur 10 Stunden in der Fabrik arbeiten wollten. Die 11 stündige Arbeitszeit blieb. An anderen Orten ist die Arbeitszeit bereits eine kürzere; im allgemeinen aber herrscht in den Textilfabriken, im Gegensatz zu den kürzeren Arbeitszeiten der übrigen Industrien, noch der Elfstundentag vor. Wo die meisten Mütter in der Fabrik, da die längste Arbeitszeit.

Von den 140000 verheirateten Arbeiterinnen, welche im Jahre 1895 in der Gesamtindustrie Deutschlands gezählt wurden, entfallen 71000, also mehr als die Hälfte, auf die Textilindustrie. Die Zählung von 1899, welche die Fabrikinspektoren zu veranstalten hatten, ergab einschließlich der verwitweten und geschiedenen in ganz Deutschland 229000 verheiratete Fabrikarbeiterinnen; davon arbeiteten in Textilfabriken 111000.

In den Gegenden, wo die Webfabriken konzentriert sind, steigt der Prozentsatz der verheirateten unter den Fabrikarbeiterinnen weit über die durchschnittlichen 26 %, z. B. in Sachsen-Altenburg auf 56 %, in Reuß auf 58 %.

Worauf beruht das?

Daß überhaupt eine große Zahl verheirateter Frauen gerade in Textilfabriken arbeitet, brauchte uns nicht zu wundern; wenn die Hälfte der verheirateten Fabrikarbeiterinnen auf diese Industrie entfällt, so entspricht das nur der allgemeinen Verteilung der Arbeiterinnen auf die einzelnen Industriezweige, denn von den Fabrik-

arbeiterinnen überhaupt ist ungefähr die Hälfte in der Textilindustrie beschäftigt. Aber woher kommt **der relativ hohe Prozentsatz der verheirateten unter den Fabrikarbeiterinnen** gerade in Gegenden der Webfabriken?

Aus allem bereits Gesagten ist dieser Grund deutlich. Die Männer finden in Gegenden, in denen diese Industrie vorherrscht, keine Arbeit, wenn sie sich nicht zu denselben Bedingungen wie die wohlfeilen und dem Bedürfnis der Webfabrik entsprechenden weiblichen Arbeitskräfte hergeben. Die Löhne der Männer in den Gegenden, in welchen sich die Textilfabriken und besonders die Webereien konzentrieren, müssen daher niedrig, zur Erhaltung der Familie in besonderem Maße unzureichend, die volle Erwerbsarbeit der Ehefrauen muß in diesen Gegenden besonders häufig sein.

Zur Illustration dieser Sätze sei den Abschnitten über die technische Seite und über die Entwicklung der Weberei nach der Statistik hier hinzugefügt, daß nach den Untersuchungen der bayrischen Fabrikinspektion über die Textilindustrie (1905) heutigentags in den Baumwollwebereien an den Webstühlen männliche und weibliche Arbeiter der Zahl nach gleichmäßig verwendet werden, daß in den Halbtuchfabriken gleichfalls Arbeiterinnen an den Webstühlen zu finden sind, daß in manchen Tuchfabriken überhaupt nur weibliche Arbeiter und Männer nur als Aufsichtspersonen (Stuhlmeister, mit Kenntnis der Webekunst) beschäftigt werden, daß in der Seidenindustrie an den leichten Webstühlen 13—14 jährige Mädchen stehen, daß die Trikotwebstühle fast nur von weiblichen Webern bedient werden, daß auch das Zetteln, Spulen und dergleichen leichte Arbeiten in den Webfabriken in der Hand von Arbeiterinnen sind, desgleichen das Sortieren des Rohmaterials (resp. der zu verarbeitenden alten Lumpen) in Kunstwollefabriken, Karbonisieranstalten, Putzbaumwollfabriken, Wattefabriken, endlich, daß mit Ausnahme der Selfaktoren auch in den Spinnereien von der Karde an fast alle Maschinen, besonders Vorspinn- und Streckmaschinen, Haspel- und Spulmaschinen, fast nur in weiblichen Händen sind.

Diese **allgemeine Regel, Frauenarbeit und daher auf Frauenlohn-Niveau gedrückte Löhne der Männer in den Webfabriken**, überhaupt in den Gegenden der Textilindustrie, mit den geschilderten Folgen für die Familienmütter und Kinder, wird allerdings **von Ausnahmen durchbrochen**, so daß in einzelnen Fabriken, Fabrikgattungen und Fabrikgegenden die Sache günstiger liegt. Wie mir ein Hausweber, früher Fabrik-

weber in Westdeutschland, erzählte, verdienten in seiner Fabrik die Weber mit Segeltuchweben 20 Mk. und mehr in der Woche, weil den Männern aus Rücksicht auf das höhere Erwerbsbedürfnis der Familienväter die lohnenderen Arbeiten zugewiesen wurden. Allgemein haben die Männer, wie wir schon in Adorf sahen (vgl. S. 128), beispielsweise in Plüsch- und Teppichwebereien eine solche günstigere Stellung, weil an den bedeutend schwerer zu handhabenden Maschinen nur Männer verwendet und daher entsprechend höher bezahlt werden als die mit der billigeren weiblichen Arbeit konkurrierenden Weber in den gewöhnlichen Webfabriken.

Zwar ist es nur für die örtlichen Verhältnisse zutreffend, wenn z. B. aus der bayrischen Pfalz berichtet wird, daß in den Färbereien, Bleichereien, Walkereien, Schlichtereien, an Appreturmaschinen und Dämpfapparaten, sowie an den „schweren“ Webstühlen der Woll-Tuchfabriken ausschließlich männliche Arbeiter angestellt sind; an anderen Orten sind bei denselben Arbeiten Frauen zu finden. Immerhin sind solche, wenn auch oft nur lokale und vorübergehende Monopole der Männer für die Lohnhöhe und deren Folgen von Bedeutung. Wenn z. B. in Crimmitschau einzelne Buckskinfabriken prinzipiell nur männliche Arbeiter beschäftigen, wenn in den Buckskinfabriken dieser Stadt von 1400 mechanischen Webstühlen nur 400 in der Hand von weiblichen Arbeitern sind, wenn überhaupt in der mechanischen, die Spinnerei mit Färberei, Weberei und Appretur umfassenden Buckskinfabrikation in Crimmitschau nur 1220 weibliche (38 %) und 2000 männliche (62 %) Arbeiter beschäftigt sind, so ist es nicht zu verwundern, daß in diesem günstigen Ausnahmefall ein Teil der Weber über die Notwendigkeit der Fabrikarbeit der Frau erhaben ist, ja neben den Spinnern zur Elite der dortigen Textilarbeiterschaft gehört. Wie Martin aus dem Jahre 1892 mitteilt, verdienten in diesem Jahre in einer sehr gut beschäftigten Buckskinfabrik Crimmitschaus die männlichen Weber durchschnittlich 1150 Mk. (22 Mk. wöchentlich im Durchschnitt), die weiblichen 883 Mk. (17 Mk. wöchentlich); auch Alice Salomon berichtet, daß ihr von den meisten Webern in Crimmitschau ein Wochenverdienst von 18 – 22 Mk. genannt wurde. Und da in Crimmitschau meist nur Frauen, deren Männer ein Einkommen unter 18 Mk. wöchentlich haben, in die Fabrik gehen, so sind es dort weniger die Weber als vor allem die Färbereiarbeiter und Krempelausputzer (mit je 13—14 Mk. Wochenlohn), die ihre Frauen in die Fabrik schicken müssen.

Freilich muß man sich hüten, Erscheinungen wie die hohen

Löhne jener Weber einer einzigen besonders gut beschäftigten Fabrik in einem guten Jahre oder etwa den Verdienst der Weber in der Aufschwungszeit, in welche Alice Salomon's Untersuchung fiel, zu sehr zu verallgemeinern. Martin gibt auf Grund umfassender Erhebungen Anfang der 90er Jahre folgende Durchschnittsjahreslöhne von Crimmitschauer Textilarbeitern an:

Meister in Spinnereien	1800 Mk.
Meister in Buckskinfabriken	1420 „
Selfactorspinner	1040 „
Weber (wöchentlich 16,50 Mk.)	858 „
Färbereiarbeiter (wöchentlich 12—14 Mk.) u. Krempelausputzer	676 „

Die obersten drei Schichten lassen ihre Frauen nicht in der Fabrik arbeiten; bei den Webern tut es von den 500 verheirateten der dritte Teil, bei den Färbereiarbeitern und Krempelausputzern etwa die Hälfte. Jene drei obersten Schichten sind aber zusammen nur eine dünne Oberschicht; die Weber erreichen diese Höhe nur zum Teil, die Masse der Textilarbeiter, samt einem Teil der Weber, ist selbst bei den über den sächsischen Durchschnitt hinausragenden Textillöhnen Crimmitschaus vor die Wahl gestellt, eine der Lebenshaltung anderer Arbeiter entsprechende durch Fabrikarbeit der Frau zu erkaufen, also die Familie aufzulösen, oder sie hungern zu lassen.

In Crimmitschau (und ähnlich in entsprechenden Gegenden der englischen Textilindustrie) gehört die Hälfte der Ehemänner, deren Frauen in den Textilfabriken arbeiten, nicht der Textilindustrie an. Es sind Bauarbeiter, deren Winterarbeitslosigkeit zum Ausgleich mehr Lohn erfordert als die 24 Mk. in der Woche, die ihnen hier zuteil werden, und Handarbeiter aller Art, deren Wochenverdienst in Crimmitschau 12 Mk. beträgt, endlich Arbeiter in der ländlichen, noch nicht industriell entwickelten Umgegend, mit 9 Mk. Wochenlohn. Wie ja überhaupt die Inspektorenberichte gezeigt haben, daß an vielen Orten, auch ohne Textilindustrie, die Löhne der ungelernten Arbeiter und der winterarbeitslosen Bauarbeiter zur Erhaltung der Familie absolut nicht genügen — woraufhin es dann von der geplanten Beseitigung der Fabrikarbeit verheirateter Frauen sehr still geworden ist. Es sind keineswegs die Weber und andere Textilarbeiter allein, die einfach aus Not die Frauen mit verdienen lassen müssen. Daß die Frauen dieser anderen Arbeiter so häufig gerade in die Textilfabriken gehen, erklärt sich daraus, daß diese am meisten nach weiblicher Arbeit verlangen und nament-

lich in der Weberei einen für weibliche Lohnverhältnisse hohen Lohn bieten: Die Weberinnen, welche 30 % der verheirateten Fabrikarbeiterinnen in Crimmitschau ausmachen, verdienen 14—16 Mk. in der Woche, die Drussiererinnen (19 % der verheirateten Arbeiterinnen) 10 Mk., Andreherinnen 7—8 Mk. usw. Die weiblichen Weber gehören überhaupt zu den höchstgelohnten unter allen Arbeiterinnen. Sie drücken zwar selbst durch ihre geringeren Ansprüche auf den Weberlohn, so daß dieser unter das Niveau der Männerlöhne sinkt; aber sie profitieren mit von den höheren Ansprüchen der Männer — so daß der Weberlohn eine Mittellinie zwischen männlicher und weiblicher Lohnhöhe einhält. Dieser für Frauen relativ hohe Verdienst der Weberinnen veranlaßt manche Familien, sich auf die Fabrikarbeit der Mutter einzurichten, während man eine weniger lohnende Arbeit nicht für wert halten würde, ihr die Häuslichkeit zu opfern. So daß Rudolf Martin nicht mit Unrecht gesagt hat, nicht die niedrigen, sondern die hohen Löhne der Weber (nämlich der weiblichen!) seien die Ursache der Fabrikarbeit der Frauen.

Es kommt eben überhaupt nicht auf die Lohnhöhe nur eines der beiden Geschlechter an. Treffend sagt Miss Collett: „Wo die Arbeiterinnen hohe Löhne verdienen und die Männer nur wenig mehr, würde eine Arbeiterin aus dem Überfluß ins Elend geraten, wenn sie mit der Heirat ihre Lohnarbeit aufgäbe; wo die Arbeiterinnen hohe Löhne verdienen, die Männer aber noch viel höhere, würde wenigstens keine Notwendigkeit für die Arbeiterin vorliegen, nach der Heirat bei der Fabrikarbeit zu beharren.“ Das Entscheidende ist das Verhältnis zwischen dem, was der Mann allein an Lohn heimbringt, und dem, was die Frau hinzuverdienen kann. Ist die Differenz groß, so geht die Frau nicht in die Fabrik; ist dagegen der Verdienst der Frau hoch im Vergleich zu dem des Mannes, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür viel größer. Um so mehr als mit der jahrelangen Übung, auf Grund deren der hohe Fabrikverdienst von der Arbeiterin erreicht wird, zugleich ihre Ungelerntheit in allem, was Kinder und Wirtschaft betrifft, verbunden zu sein pflegt.

Mann und Frau konkurrieren in der Webfabrik miteinander auf gemeinsamem Boden, während selbst in den von Arbeiterinnen überschwemmten Spinnereien der Spinner nicht durch Arbeiterinnen ersetzt werden kann und darum gegen sie eine Monopolstellung mit entsprechend höherem Lohnsatz hat.

Diese Konkurrenz der Geschlechter, zwar in keiner andern Industrie so entwickelt und so gut zu studieren wie in der Weberei, wirkt ähnlich bereits an zahlreichen andern, sich täglich mehrenden Punkten der kapitalistischen Produktion. Vor allem in der Zigarrenindustrie. In badischen Zigarrenfabriken sind z. B. die durchschnittlichen Wochenverdienste

	Fabrik A	Fabrik B
der Männer	9,04 Mk.	10,20 Mk.
der Arbeiterinnen	9,49 „	8,40 „
von den Arbeitern sind weiblich	86 %	60 %

Zwar ist der Verdienst der männlichen Zigarrenmacher oft bedeutend größer als der der weiblichen, infolge einer Arbeitsteilung, bei der die Männer die höhere Stufe der Fertigkeit samt entsprechend höheren Löhnen innehaben; wo aber die Konkurrenz der Arbeiterinnen eintritt, und sie tut es mehr und mehr auch hier, rücksichtslos die Gesundheit der Mädchen und der Mütter verwüstend und die Kinder tötend — da ist die Wirkung derselben Ursache dieselbe wie in der Weberei: niedrige Löhne der Männer, äußerst hohe Prozentsätze der verheirateten unter den Fabrikarbeiterinnen und der sterbenden unter den Kindern.

Ist die vorherrschende Industrie einer Gegend von dieser Art, sind weibliche Arbeiter die verlangten und vorgezogenen, männliche nur geduldet, entbehrlich und ersetzbar, so drückt das die Lohnhöhe der Männer der ganzen Gegend auf Fabrikweberniveau. Beispiele dafür sind: das Königreich Sachsen, in welchem nach Martin mehr als ein Drittel aller industriellen Arbeiter in den Fabriken der Textilindustrie beschäftigt sind, und das Großherzogtum Baden, dessen bedeutendste Industriezweige alle von dieser Art sind: die Tabakindustrie mit 34000 Arbeitskräften, von denen 23000 weiblich, Baumwoll- und Seidenindustrie mit zusammen 19000 Arbeitern, wovon 17000 weiblich, Bijouterie-Industrie, von deren 14000 Arbeitern 6000 weiblich sind und vielfach mit den Männern konkurrieren. Infolgedessen in Baden wie in Sachsen auffallend niedere Löhne und hohe Prozentsätze verheirateter Fabrikarbeiterinnen. Das krasseste Beispiel aber, wie niedrig in Gegenden ohne große männerfordernde Industrien die Löhne der Familienväter stehen können, wie fest die Konkurrenz der Frauen sie selbst als Mütter an die Fabrik kettet, ist der Regierungsbezirk Oppeln in Schlesien, dessen Gewerbeaufsichtsbeamten 1899 (auf dem Höhepunkt des In-

dustrieaufschwungs und in nächster Nähe der oberschlesischen relativ hochgelohnten männlichen Kohlen- und Eisenbahnarbeiter) die folgenden Durchschnitts*wochen*verdienste mitteilt

	des Ehemanns	der Ehefrau
Industrie der Steine u. Erden	8,70 Mk.	4,80 Mk.
Kiesgräberei, Kalkwerke	10,90 „	5,40 „
Tonwarenfabriken	9,70 „	6,00 „
Chemische Fabriken	9,10 „	5,90 „
Textilfabriken	9,40 „	7,00 „
Papierfabriken	6,70 „	5,20 „ usw.

Männerlöhne, wie sie in solchen Gegenden üblich, sind auch *nur in solchen Gegenden möglich. Eine Vergleichung von Fabrikweberlöhnen mit denen anderer, männlich gebliebener Industrien* wird das zeigen.

An *Fabrikweberlöhnen* stehen uns Statistiken der letzten Jahre aus Bayern, Baden, Lausitz, Berlin und Bremen zur Verfügung.

In *Bayern* besteht nach einer speziell die Textilindustrie behandelnden Erhebung der Fabrikinspektoren die Textilarbeiterschaft aus

23000	männlichen Erwachsenen
28000	weiblichen „
2000	männlichen Jugendlichen
3000	weiblichen „
56000	Arbeitskräfte.

Von diesen entfallen auf Schwaben, das Hauptfabrikgebiet, 25000 oder 44 %; auf Oberfranken (dessen Hausweberei wir kennen lernten, das aber auch fabrikmäßige Textilindustrie besitzt) 19000, auf die Pfalz 7000, der Rest auf die anderen Gebietsteile.

Den Inspektorenberichten entnehme ich folgende Lohnangaben aus den Jahren 1903 und 1904:

Schwaben.

In drei Baumwollwebereien (A, B, C) verdienen im Jahre Mk.

	in den Fabriken	A	B	C
Weber mit 2 Webstühlen	männliche	500— 700	720—1050	490— 930
	weibliche	500— 700	600—1000	480— 930
Weber mit 3 Webstühlen	männliche	680— 960	gibt es nicht	750—1200
	weibliche	640— 920	„ „	780—1200
Weber mit 4 Webstühlen	männliche	850—1180	„ „	1200—1300
	weibliche	800—1100	„ „	gibt es nicht

Desgleichen in drei Baumwollwebereien auf dem Lande

	A	B	C
Zweistuhlweber	360—700	480—900	420—540
Dreistuhlweber	700—890	600—900	600—840
Vierstuhlweber		1065	1020

Die weiblichen verdienen dasselbe, nur erreichen sie in Fabrik A je 40 Mk. weniger als die Männer; als Vierstuhlweber kommen sie überhaupt nicht vor.

Oberfranken.

Jahresverdienste in Baumwollweberei und Färberei:

erwachsene	männl.	weibl.
Weber auf 2 Stühlen	620—1200 Mk. (mittlere 800)	620—1040 Mk. (mittlere 800)
„ „ 3 „	1300	gibt es nicht.
Färber	570—820 (mittl. 670)	

In einer andern Färberei:

Färber	520—840 (mittl. 620)	
Meister	850—3000	
Arbeiterinnen		mittl. 360

Zum Vergleich Löhne einer Spinnerei:

	männl.	weibl.
Selfactorspinner	930—1180 (mittl. 1060)	
Andere Arbeiter, z. B. Batteur	mittl. 580	420

Von der Lebensweise der Textilarbeiter in den Fabriken Oberfrankens sagt der Inspektorenbericht, daß sie, „entsprechend den Verdienstverhältnissen, meist eine einfache, vielfach eine kärgliche. Die Hauptnahrung bilden Kaffee und Brot, Kartoffel und Heringe. Fleisch kommt wenig auf den Tisch“.

Pfalz.

Durchschnittsjahreslöhne von Fabrikwebern

in	männliche	weibliche
Tuchfabriken	550—1100 meistens 800 Mk.	500—800 (selten)
Seidenwebereien	650—1200	720—900
Baumwollwebereien	460—950	500—850

Diese Verdienste sind erreicht in den Tuchfabriken an einem Stuhl (die Bedienung von zweien ist sehr selten), in den Seidenwebereien und Baumwollwebereien an je zweien (an dreien wird, selten, 680 Mk., an vieren, sehr selten, 850—950 Mk. erreicht).

Desgleichen (Oberpfalz).

Tuchfabriken	Minimum	Maximum	Durchschnitt
Weber	400	800	600
Weberinnen		420	420
Färber	450	720	585
Buntweberei			
Weber (2 Stühle)	468	780	624
Weibl. Weber (2 Stühle)	468	676	572

Als Hauptnahrungsmittel wird auch hier die Kartoffel genannt.

Mittelfranken.

Jahresverdienste in einer Baumwollrohweberei

Weber mit 3 Stühlen	740—820 Mk.	Durchschnitt	780 Mk.
„ „ 4 „	1080—1100 „	„	1090 „
Weberinnen „ 2 „	460—490 „	„	475 „
„ „ 3 „	760—800 „	„	780 „

Desgleichen in einer Buntweberei

männl. Weber mit 1 Stuhl	290—420 Mk.	Durchschnitt	340 Mk.
„ „ „ 2 Stühlen	510—1140 „	„	890 „
weibl. „ „ 1 Stuhl	360—550 „	„	420 „
„ „ „ 2 Stühlen	420—1010 „	„	750 „

Diesen Lohnangaben fügt der Inspektorenbericht hinzu: „Die Weber sind jedoch öfters gezwungen, infolge Mangel an Garn oder Zettel die Arbeit, wenn nicht zu unterbrechen, so doch auf nur 1 Webstuhl zu beschränken, wodurch entsprechender Minderverdienst entsteht. Für diese unfreiwillige Arbeitsbeschränkung wird wohl Vergütung gewährt, jedoch nur nach dem Ermessen des Direktors von Fall zu Fall und nur zu einem Bruchteil, und für ein oder einein-halb Tage in der Woche in der Regel gar nicht."

Bezeichnend für die Lohnhöhe und die Möglichkeit des Sparens ist die Bemerkung: „Von mehreren Arbeitern mit längeren Lohnzahlungsfristen wurde, um das Borgen leichter vermeiden zu können, 8tägige Lohnzahlung gewünscht." Über die Lebenshaltung vgl. die Budgets S. 160ff.

Unterfranken.

„Die Löhne der Textilarbeiter sind im Verhältnis zu den Löhnen in anderen Industrien geringe":

	pro Tag
männl. Durchschnittsl.	2—2½ Mk.
weibl. „	1—1½ „

Die Durchschnittsverdienste der Weber und Weberinnen beim Arbeiten auf 2 Stühlen sind annähernd gleich und liegen zwischen 10 und 15 Mk. in der Woche, auf 3 Stühlen sind sie 15—23 Mk. (im Mittel 17½ Mk.) bei den Webern und 15—17½ Mk. bei den Weberinnen.

Oberbayern.

	männl.	weibl.
Fabrikweber auf 2 Stühlen	550—840 Mk.	550—715 Mk.
„ „ 3 „	1050 „	1050 „
Zettlerinnen		700 „
Spulerinnen		500 „
Zettelaufleger	750 „	
Schlichter	900 „	
In München		
Weber in Kunstwebereien	950—1320 „	
Arbeiterinnen in Kunstwebereien		450—495 „

Den Fabrikinspektorenberichten des Großherzogtums Baden entnehme ich folgende Lohnangaben von

vier Seidenstoffwebereien in Südbaden

Arbeiterkategorie:	Anzahl dieser Arbeiter:	Durchschnitts-wochenverdienst
Heizer, Maschinisten, Handwerker	17	23,06 Mk.
Taglöhner, Öler, Packer, Portier	25	16,00 „
Winderinnen	81	12,55 „
Zettlerinnen	106	13,61 „
Andreherinnen	50	13,29 „
Spulereiarbeiter, männl.	8	7,06 „
„ weibl.	32	8,87 „
Weber, männl.	152	13,88 „
„ weibl.	275	13,61 „
Ausrüstungspersonal	50	13,28 „
Jugendl. Arbeiter, männl.	13	5,83 „
„ „ weibl.	53	6,97 „

Männl. Arbeiter (25 %)	Durchschnittslohn	14,11 Mk.
Weibl. „ (75 %)	„	12,65 „

Zum Vergleich und als Bild des badischen Lohnniveaus die Wochendurchschnittslöhne einiger anderer Fabriken:

		männl.	weibl.
Tapetenfabriken (Hilfsarbeiter)		10,86 Mk.	7,28 Mk.
Papierfabriken		17,40 „	9,13 „
Kartonnagefabriken		16,57 „	
Baumwollspinnereien	etwa	15,— „	11,— „
Baumwollwebereien	„	15,— „	12,— „

Eine mechanische Weberei in Sorau (Lausitz) gibt als ihre Durchschnittswochenlöhne an:

bei Männern	12—16 Mk.
bei Frauen	8—10 „

Nach Angaben der Ortskrankenkasse ist in Berlin der Verdienst des Fabrikwebers 15—21 Mk., bei Stücklohn 18—24 Mk., wobei leicht zehn Wochen Arbeitslosigkeit eintritt.

Stellen wir nun all diesen Weberlöhnen die Verhältnisse anderer Industrien gegenüber. Nehmen wir die typischen modernen Großindustrien: Eisen und Kohle.

Vergleichen wir die Webereien mit der Eisenindustrie, so ist der Unterschied schlagend. In einer großen Lokomotivenbauanstalt, eine Stunde von Berlin, gaben mir die Arbeiter an, daß die gewöhnlichen Hilfsarbeiter, welche mit Wegräumen und ähnlichen Nebenarbeiten beschäftigt sind, in der Stunde 30 Pfg., die zahlreicheren gleichfalls ungelernten Arbeiter an den Maschinen in der Stunde 50 Pfg. verdienen, während die gelernten Schlosser stündlich 60 Pfg. und mehr erreichen, also in 10stündiger Arbeitszeit wöchentlich 18, 30, 36 Mk. und mehr, bei vollem Geschäftsgang im Jahr 900, 1500, 1800 Mk. und darüber. Kein weiblicher Arbeiter in der Fabrik. Die Frauen der Arbeiter sind zu Hause bei den Kindern und der Wirtschaft; zum Teil nähen sie Konfektion für Berlin. Die Löhne der Männer sind so hoch, daß annähernd oder ganz die Familie vom Verdienst des Mannes leben kann.

In kleinen Provinzindustriestädten ist allgemein nach einer Statistik des Metallarbeiterverbandes der Wochenverdienst der Gießereiarbeiter bei ungelernter Arbeit 14 bis 17 Mk., bei gelernter Arbeit 17 bis 29 Mk.

Der erwachsene männliche Bergarbeiter verdient durchschnittlich

im Bergbaurevier	Mk.
Dortmund	1400
Aachen	1265
Saarbrücken	1213

Als Gegensatz zu dem ungefähr gleichen Verdienst der Weber und der Weberinnen seien einige Lohnangaben angeführt, die den sonst üblichen Unterschied männlicher und weiblicher Löhne zeigen:

	Durchschnittlicher Wochenverdienst	
	männl.	weibl.
Berliner Papierwarenindustrie	20 Mk.	10 Mk.
Mannheimer Fabrikarbeiter	18—21 „	8 „
Stuttgarter Industriearbeiter	22,2 „	$9^1/_2$ „
Karlsruher „	23,10 „	9,90 „

Freilich ist es mißlich, die Löhne von Industrien zu vergleichen, die in verschiedenartigen Gegenden betrieben werden: auf bäuerlichem oder Großgrundbesitz-Untergrund, mit älterer oder jüngerer Industrieentwicklung, in größeren und kleineren, teureren und billigeren Orten. Solche Unterschiede bestehen zwischen Nordwestdeutschland und den Gegenden, deren Fabrikweberlöhne wir kennen lernten. Vergleichen wir daher nun innerhalb Nordwestdeutschlands. Gewiß sind in Nordwestdeutschland wie überhaupt so auch in den Textilfabriken die Löhne höher wie in Ostdeutschland. In Nordwestdeutschland sind aber auch die Löhne in den rein männlichen Industrien wiederum so viel höher, daß doch die Webfabrik unter dem Durchschnitt der üblichen Männerlöhne bleibt. Wenn an dem Platz der höchsten Textilarbeiterlöhne — in Barmen-Elberfeld — der männliche Weber meist 18 Mk., auch 21 Mk., und der männliche Färbereiarbeiter $16^1/_2$ bis $19^1/_2$ Mk., also rund 900 Mk. im Jahre erreicht, so hat der nordwestdeutsche Metallarbeiter meist einen durchschnittlichen Jahresverdienst von 1000—1300 Mk., so daß auch hier das rein männliche Gewerbe einen bedeutend höheren, weit eher zur Erhaltung der Familie ausreichenden Lohn bietet.

Noch deutlicher wird der Vergleich innerhalb derselben Stadt. Die vorzügliche Statistik des Arbeitersekretariats zu Bremen gibt uns diese Möglichkeit.

Von 77 männlichen Fabrikwebern in Bremen ist der Wochenverdienst

bei den 35 ledigen:	8—23 Mk.,	Durchschnitt	14,20 Mk.
„ „ 36 verheirateten:	7,50—24 Mk.	„	12,91 „
„ „ 33 Webereiarbeiterinnen		„	9,50 „

Dagegen verdienen von den sämtlichen männlichen Arbeitern im ganzen in Bremen

unter 12 Mk.	2,9 %
12—15 „	6,5 „
15—18 „	15,1 „
18—21 „	25 „
21—24 „	25 „
24—27 „	17,3 „
27—30 „	5,8 „
30—35 „	1,9 „
über 35 „	0,3 „

Also: während von der gesamten männlichen Arbeiterschaft in Bremen 82 % Löhne zwischen 15 und 27 Mk. wöchentlich und 8 % noch höhere Löhne erreichen, gehören die Fabrikweber zu den untersten 10 %, welche weniger als 15 Mk. wöchentlich als Durchschnittslohn haben.

Es liegt der Gedanke nahe: da werden wohl einige alte unter den verheirateten Webern sein, so daß sich der niedrige Wochenverdienst der verheirateten Fabrikweber, 12,91 Mk. als Durchschnitt, begreifen läßt?

Aber das ist nicht der Fall, vielmehr ist das Alter dieser Fabrikweber das beste. Die besten Jahre des Arbeiters, in denen er am meisten verdient, sind nach allen Lohnstatistiken die zwischen 21 und 35; auf diese entfallen in Bremen von den männlichen Arbeitern insgesamt 61 %, von den Fabrikwebern aber mehr als 75 %: bei ihnen wären also gerade die höchsten Löhne zu erwarten.

Daß sie statt dessen die niedrigsten beziehen, muß also andere Gründe haben.

Und wie können sie auskommen mit ihren kaum 13 Mk. wöchentlich als Familienväter?

Anscheinend nicht gerade glänzend. Denn während von der Bremer Arbeiterschaft im ganzen 10 % in Kellerwohnungen leben, sind es bei den Weberfamilien 43 %. Und selbst die Zerstörung der Familie durch Kellerwohnungen und die aus derselben Statistik ersichtliche äußerste Einengung sowie Belastung mit fremden Mitwohnern (Schlafburschen) als Erwerb der Frau helfen nur einigen

Familien über den Hunger weg. Bei 27 von den 36 verheirateten Webern muß die Frau mit verdienen; also, während im ganzen in Bremen 21,5 % der verheirateten Arbeiter ihre Ehefrauen mit erwerben lassen, sind es bei den Bremer Fabrikwebern 75 %.

Wie aber kommt es, daß inmitten so viel günstigerer Verhältnisse Arbeitskräfte zu finden sind, die ein solches Elend tragen?

Sie sind auch nicht zu finden. Sie müssen vielmehr von fern herangeholt werden: böhmische und galizische „Lohndrücker“, so wurde mir an Ort und Stelle gesagt, sind importiert worden, Häuser sind für sie von der Fabrik gebaut, die Miete wird vom Lohn abgezogen.

Dem ersten deutschen Textilarbeiter-Kongreß (1891) wurde ein Kontrakt vorgelegt, wie ihn jeder Weber der Bremer Aktiengesellschaft Jute-Spinnerei und -Weberei Bremen zu unterschreiben hatte. Der Weber muß sich darin auf *ein Jahr* verpflichten.

Man sieht: die *Webfabrik bekommt ihre männlichen Arbeiter entweder*, weil *nur sie allein* als einzige Fabrik am Ort vorhanden ist, so in den alten *Webergegenden, in denen häufig nur Textilindustrie sich entwickelt*, so auch auf dem Lande, außerhalb der Fabrikstädte, wo sich die Webfabriken aus diesem Grund häufig ansiedeln, da sie mit den Löhnen anderer Industrien nicht konkurrieren können, oder sie bekommt Arbeitskräfte, weil sie sie vom *tieferstehenden Ausland heranzieht* und dann möglichst durch langfristige Kontrakte fesselt. damit sie nicht in besser zahlende Industrien entweichen.

Dies das Resultat der Entwicklung der Weberei zum vollendeten Großbetrieb.

Wenn man da überhaupt von einem Endergebnis sprechen kann. Denn *die Entwicklung geht in der Webfabrik immer weiter: immer mehr werden die Weber durch Weberinnen ersetzt*. Desgleichen die Wirker durch Wirkerinnen. Zur Illustration einige Angaben aus Fabrikinspektorenberichten: 1896 wird aus der München-Gladbacher Textilindustrie, ähnlich wie aus der Krefelder Seidenindustrie, folgende Verschiebung der Arbeitskräfte (in einem einzigen Jahr!) gemeldet:

weibliche + 1200
männliche — 1050;

als Grund wird angegeben, daß die Löhne der Männer nicht viel höher sind als die der Arbeiterinnen, daher die Männer in anderen Berufszweigen bessere Bezahlung zu erlangen suchen. 1897 wird über die Strumpffabriken berichtet: „Der Niedergang der Warenpreise und der Löhne scheint hier eine gleiche Umwandlung einzuleiten, wie sie in der Weberei beobachtet wurde, und deren Endziel dahingeht, die männliche Hilfskraft, soweit dies möglich ist, durch die weibliche zu ersetzen.“

Das Sinken der Löhne in den Webfabriken resp. ihr Zurückbleiben hinter dem stärkeren Anwachsen der Löhne anderer Industrien ist begleitet von der Überlastung der Arbeiterinnen, die als die billigeren an die Stelle der männlichen Weber gesetzt werden. Die körperlich heruntergekommene Arbeiterschaft der Textilindustrie, wie sie für den Aufsichtsbezirk Aachen vom Fabrikinspektor bezeichnet wird, hat am mechanischen Webstuhl keineswegs eine bequeme Arbeit; vielmehr sagt der Inspektorenbericht von Schwaben für 1897, daß in denjenigen mechanischen Webereien, in welchen die Arbeiter oft 3 bis 4 Webstühle zu bedienen haben, der Arbeiter sich „den ganzen Tag nicht einmal aufzurichten vermag, da er seine Stühle im Laufen erhalten muß.“ Außerdem heißt es im badischen Inspektorenbericht (für 1897), „daß die in Spinnereien und Webereien im Stehen zu verrichtende elfstündige Arbeit für den weiblichen Organismus in weit höherem Grade gesundheitsschädigend ist, als für den männlichen.“ „Ein großer Teil der Arbeiterinnen macht vom 30. Lebensjahr an den Eindruck, als ob sie das Leben im Zustand chronischer Übermüdung zubringen müssen, und sie sehen meist auch schlecht und gealtert aus.“ Auf Grund einer ganzen Reihe von Inspektorenberichten sagt ein vom Reichsamt des Innern herausgegebenes Werk: „Wenn irgendwo, so scheinen die schädlichen Folgen des andauernden Stehens sich in der Textilindustrie namentlich beim Bedienen der Webstühle und Spinnmaschinen bemerkbar zu machen.“ Diese dem Fortschreiten zum Großbetrieb parallel gehende Verdrängung der Männer durch die Frauen, welche nur wenige Posten (z. B. die schweren Jacquardstühle in der Tuchfabrikation) den Männern läßt, entspricht im großen und ganzen der genugsam bekannten technischen Sachlage, die ihrerseits zu immer weiterer Erleichterung und damit Verweiblichung der Arbeit fortschreitet. So kommt es, daß Männer „überflüssig“ werden und daß in der Statistik der Krisenjahre die stets relativ höhere Arbeitslosen- und Verbrecherziffer der Männer

anschwillt, während gleichzeitig „Arbeiterinnenmangel“ und relativ höhere Krankheitsziffer auf der weiblichen Seite den Gang der Entwicklung dokumentieren.

Außerdem gibt es in den Textilfabriken eine Reihe von Fällen, in denen die Arbeit nicht nur nach ihrer Quantität, sondern auch nach ihrer Qualität Männer verlangt, aber vom Kapital auf das billigere Geschlecht gelegt wird. Nach den bayrischen Inspektorenberichten (für 1904) werden die Arbeiterinnen, z. B. in Teppichfabriken und Färbereien, auch zu harten, die Frauenkraft übersteigenden Arbeiten, wie das Tragen der schweren Zettelbäume, hie und da herangezogen. In einsichtigeren Betrieben, heißt es weiter, ist dergleichen Männerarbeit. Auch in manchen Webereien an den schweren Webstühlen, im heißschwülen Feinspinnsaal vieler Spinnereien, an den heißen Plätzen in Appreturanstalten, überhaupt bei dem langen Stehen und in dem Staub vieler Textilfabriken ist die Frauenarbeit ein Kapitel des Themas „Mißbrauchte Frauenkraft“.

So geht denn die Entwicklung in der Textilindustrie, und speziell in der Weberei, vorwärts zu immer weiterer Verdrängung der männlichen durch meist überlastete, zuweilen direkt mißbrauchte, weibliche Arbeitskräfte. Wobei jedoch im allgemeinen nicht die Art der Arbeit die Arbeiterinnen in den Textilfabriken schädigt, sondern die dem Kapital eigne und selbstverständliche äußerste Anspannung der Arbeitskraft durch überlange oder überhastige Arbeit. Im allgemeinen sind die Arbeiterinnen in den Textilfabriken an ihrem Platz und durch einseitige, abwechslungslose, endlose, nicht aber durch an sich zu schwere Arbeit überlastet.

Unter den Fabrikanten, die ich kennen lernte, war neben dem vorherrschenden Kaufmannstypus auch ein Mann, der sich vom Weber zum Fabrikbesitzer hinaufgearbeitet hatte. Einer von elf Kindern eines Webers mit 15 Mk. wöchentlich, war er mit 14 Jahren Weber, nachdem er auch vorher schon mit erworben; er besuchte die Webschule, wurde Zeichner, mit 17 Jahren Weblehrer, mit 20 Jahren angestellter Leiter einer mechanischen Weberei und einige Jahre später neben einem kaufmännischen Geldgeber und Kompagnon Fabrikbesitzer; und nachdem in all diesen ausschließlich der Arbeit gewidmeten Jugendjahren „kein Glas Bier über seine Lippen gekommen war“, begann nun in den Anfangsjahren des eigenen selbständigen Unternehmens erst die schwerste Zeit seines Lebens: diese Jahre, sagt er, möchte er nicht noch einmal durchleben.

Der äußerst sympathische Mann empfindet durchaus, daß die Lage seiner Arbeiter für ihn eine Scham sei. Er kennt aus eigener Jugend das Weberelend.

Es liegt in der Natur der Sache ebenso sehr wie in der Natur der Menschen, daß ein einziger unter vielen vom Weber zum Fabrikbesitzer sich emporringen kann. Die Masse wälzt sich vom Handwebstuhl an den Fabrikwebstuhl hinüber. Und unabänderlich ist damit die Fabrikarbeit auch der Mutter, die Auflösung der Familien und neue Degeneration verbunden.

Mit dem steigenden Lohn in der weiteren Fabrikentwicklung steigen die Mieten, das Leben wird teurer, städtischer, ungesunder, die Arbeit wird eiliger, aufreibender, die Bedürfnisse wachsen, nicht ihre Befriedigung; die Mütter bleiben in der Fabrik.

Zwar hob sich, nach tiefem Niedergang (wie das ja in der Entwicklung des Kapitalismus schon jahrhundertelang so auf und ab geht) in den letzten 50 Jahren die Lage der Industriearbeiterschaft; die Löhne stiegen, mehr als Miets- und andere Preissteigerungen wegnahmen; aber das Zurückbleiben der Arbeiter gegenüber dem feenhaften Aufleuchten von Reichtum, Pracht und Luxus der Besitzenden, vor allem bei den obersten Zehntausend des Reichtums, ließ die Arbeiterfamilie nach wie vor in relativer Armut, ja relativ in größerer Armut als zuvor. Und eben dieses Relative, der wachsende Abstand von dem, was bei den Besitzenden Leben heißt, wird empfunden. Um auch etwas davon zu erhaschen, will man mehr verdienen; wenn es dem Mann nicht möglich, so die Frau. Und zugleich, trotz aller Hebung, wächst auch jene unterste Schicht mit an, bei der es einfach bittere Not, daß die Frau mitgeht in die Fabrik; jene unterste Schicht wächst mit an als Masse ungelernter Arbeiter und Heimarbeiter, sie wächst mit der Textilindustrie, mit der Verweiblichung ihrer Fabriken, mit der Notwendigkeit für Massen von Männern, als Konkurrenten der Frauen Arbeit zu suchen.

Damit wächst die Zahl der Mütter in den Fabriken und der Kinder ohne Mutter. Wie beneidenswert klein erscheint uns heute die Zahl der verheirateten Fabrikarbeiterinnen, von der Friedrich Engels 1845 sagte: „Wie zahlreich die in Fabriken arbeitenden verheirateten Frauen sind, geht aus einer von den Fabrikanten selbst gemachten Angabe hervor: in 412 Fabriken in Lancashire arbeiten ihrer 10721.“ Was sind 10000 gegen die

zehnfache Zahl in den deutschen Textilfabriken von heute, was sind 10000 gegen 184000, die in unseren Fabriken überhaupt im Jahre 1899 gezählt wurden und bis heute zweifellos auf 200000 angewachsen sind?

Und so beantwortet sich denn die naheliegende Frage, ob die Erscheinungen, welche den Übergang der Hausweber in die Webfabrik begleiten, nicht vielleicht nur Übergangszustände sind, nur vorübergehende Übel, welche von selbst aufhören, wenn der Übergang zum Großbetrieb vollendet ist: diese Frage beantwortet sich mit einem runden Nein.

* * *

Budgets von Fabrikwebern in Mittelfranken (Bayern).
(Aus den Jahresberichten der bayrischen Fabrikinspektion für 1904, Beilage.)

a) Weber, verheiratet; Familienstand 6 Personen: Mann, Frau und 4 Kinder. — Die Wohnung besteht in 1 Zimmer, 1 Kammer, Küche, Holzlege.

b) Weber, verheiratet; Familienstand 6 Personen: Mann, Frau, Schwiegermutter und 3 Kinder. Die Frau ist als Weberin beschäftigt. Die Wohnung besteht in 2 Zimmern, Kammer und Küche.

c) Weber, verheiratet; Familienstand 5 Personen: Mann, Frau und 3 Kinder. Die Frau ist als Weberin beschäftigt. Die Wohnung besteht in 1 Zimmer, Kammer und Küche.

d) Weberin, ledig; Familienstand 2 Personen: Weberin und Mutter. Die Einnahme der Mutter ergibt sich aus Brennholzhandel. Die Wohnung besteht in 1 Zimmer, Kammer und Küche.

e) Weberin, ledig; Familienstand 3 Personen. Weberin, Mutter und Kind. Die Einnahmen der Mutter bestehen in monatlich 15 Mk. Pension von der Weberei und 12 Mk. Invaliditätsrente. Die Wohnung besteht in 3 Zimmer und Küche.

f) Weber, verheiratet; Familienstand 5 Personen: Mann und Frau, 3 Kinder. Die Frau ist als Weberin beschäftigt. Die

Gesamteinnahmen und -Ausgaben in Mk.

Ausscheidung der einzelnen Einnahmen und Ausgaben	a	b	c	d	e	f	g	h
	für den Monat Oktober							
A. Einnahmen aus dem Verdienste								
1. des Mannes	68,81	72,00	67,60	—	—	92,00	72,60	81,00
2. der Frau	—	72,00	67,60	60,00	64,00	71,00	10,00	5,00
3. der Kinder	7,33	—	—	—	—	—	—	—
4. anderweitige Verdienste	42.24	—	—	9,00	27,00	1,60	6,00	3,00
Summa:	118,38	144,00	135,20	69,00	91,00	164,66	91,60	89,00
B. Ausgaben für								
1. den Haushalt bzw. Nahrungs- u. Genußmittel	91,63	80,00	43,00	42,83	33,46	70,18	59,49	59,82
2. Miete	12,07	16,00	11,67	10,00	17,00	14,40	11,67	12,50
3. Unterhaltung d. Hausrates u. Neuanschaffgn. in demselben	—	2,00	6,75	1,00	—	2,95	0,48	3,00
4. Heizung	—	9,00	8,20	11,00	6,40	6,00	5,40	5,60
5. Beleuchtung	—	1,10	0,80	1,80	0,80	—	—	1,30
6. Kleider a) neue	—	5,00	10,50	1,00	8,20	9,35	1,70	4,00
b) Reparaturen	—	—	1,80	—	—	—	4,00	0,20
7. Schuhwerk a) neues	5,70	3,00	5,20	1,00	2,80	1,23	1,90	1,80
b) Reparat.	—	—	2,00	1,60	—	—	2,40	1,00
8. Wäsche a) neue	—	2,00	—	—	—	4,00	2,80	1,50
b) Reparaturen	—	—00	—	—	—	—	0,60	—
9. Seife, Wäsche, Bäder	—	1,	0,40	0,85	0,75	0,69	1,21	1,00
10. Aushilfe in d. Haushalt	—	—	1,50	—	—	—	—	—
11. Kinderwartg. u. Pflege	—	—	22,00	—	—	26,00	—	—
12. Schulgeld, Schulbücher	—	1,00	0,30	—	4,00	—	—	—
13. Schuldzinsen u. Schuldabzahlung	—	—	2,50	—	—	—	5,00	—
14. Steuern, Gemeindeumlagen	0,69	1,00	0,90	—	0,44	0,66	1,34	0,70
15. Krankenkassen- u. Invaliditätsversich.-Beit.	2,19	4,56	4,50	2,15	5,25	2,68	1,44	4,25
16. Freiwillige Versicherung, Sterbekassen	2,70	3,00	2,20	1,60	0,62	0,25	1,65	1,50
17. Fahrgelder zum Betriebsort	—	2,00	3,25	1,68	—	—	—	—
18. Sonstige Reiseauslagen	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Einzahlg. i. d. Sparkasse	—	—	—	—	—	—	—	—
20. Tabak und Zigarren	0,60	0,80	1,20	—	—	—	—	—
21. Vereinsbeiträge	0,20	0,35	0,55	—	—	2,30	0,76	1,50
22. Vergnügungen	—	—	—	—	—	0,90	—	—
23. Zeitungen, Bücher, Schreibmaterialien	0,60	1,80	1,80	0,98	0,67	—	0,65	0,71
24. Sonstiges	3,00	4,00	4,50	—	—	4,10	2,50	0,20
Summa:	119,38	137,61	135,52	77,49	80,39	145,69	104,99	100,58
Abgleichung								
Einnahmen	118,38	144,00	135,20	69,00	91,00	164,66	91,60	89,00
Ausgaben	119,38	137,61	135,52	77,49	80,39	145,69	104,99	100,58
	— 1,00	+ 6,32	— 0,32	— 8,51	+10,61	+18,97	—13,39	—11,42

Verbrauch an Nahrungs- und Genußmitteln in Mk.

	a	b	c	d	e	f	g	h
	für den Monat Oktober							
Rindfleisch			2,60	6,08	2,50		9,75	6,10
Kalbfleisch	11,50	5,00	1,40	—	—	15,89	—	1,40
Schweinefleisch			—	—	—		—	—
Sonstige Fleischspeisen		5,00	2,60	4,48	2,90		—	1,80
Wurst	1,65	6,00	3,90	—	—	—	2,00	3,00
Fische (Heringe)	1.20	—	0,40	—	—	—	0,24	1,20
Weißbrot	2,00	8,50	2,00	3,20	4,16	14,75	3,78	4,20
Schwarzbrot	14,12	11,70	6,35	2,86	3,12		12,19	8,10
Weizenmehl	2,80	1,20	0,40	2,00	0,72	—	2,40	1,40
Roggenmehl	—	—	—	—	—	—	—	—
Teigwaren	1,20	1,20	—	—	—	—	0,60	0,30
Milch	9,20	10,00	5,30	5,76	8,40	8,13	3,86	9,20
Butter	2,12	3,60	0,25	1,00	—	—	0,75	2,60
Fett	3,20	3,20	2,40	1,00	3,20	—	0,50	—
Käse	1,40	1,00	0,70	1,20	—	—	0,10	1,15
Eier	1,00	1,40	0,60	2,60	0,84	—	—	—
Kartoffel	6,80	3,00	2,80	2,15	2,00	6,15	1,51	3,00
Erbsen, Bohnen, Linsen		—	0,70	—	3,00	—	3,55	1,20
Gries, Reis, Gerste	6,20	1,00	0,50	0,60		—	0,60	1,25
Gemüse, Obst		2,60	0,30	2,20	—	—	1,30	—
Kaffee	5,20	8,30	4,30	1,60	4,60	22,72	3,39	2,00
Zucker	2,25	0,50	0,30	1,50	—	—	2,54	1,80
Salz, Gewürz	1,20	—	—	0,50	—	—	2,28	0,45
Wein	—	—	—	—	—	—	—	—
Bier	18,25	6,91	5,00	3,60	—	2,54	6,40	4,27
Branntwein und andere	—	—	0,20	0,50	—	—	1,35	—
Zehrung auswärts	—	—	—	—	—	—		—
Summa:	91,63	80,00	43,00	42,83	33,46	70,18	59,49	59,82

„Einnahme anderweitiger Art“ besteht in Wohnungsgeldzuschuß der Fabrik.

g) Webereiarbeiter, verheiratet; Familienstand: Mann, Frau und 2 Kinder, sowie 1 Schlafgänger. Die Wohnung besteht in 1 Zimmer, Kammer und Küche. Die Kammer ist an den Schlafgänger vermietet. (Einnahme „anderweitiger Art“.)

h) Weber, verheiratet; Familienstand 5 Personen: Mann, Frau und 3 Kinder. Als „Einnahme anderweitiger Art“ ist die Rückvergütung aus dem Konsumverein verzeichnet. Die Ausgaben für Nahrungs- und Genußmittel wurden für den Monat Oktober, die übrigen für das ganze Jahr angegeben. Aus letzteren Ausgaben wurde der Durchschnitt für 1 Monat berechnet.

3. Glückliches Lancashire.

Unter diesem viel versprechenden Titel feiert ein Zeitungsartikel, den Professor von Schulze-Gävernitz in seinem Buch „Der Großbetrieb“ dem deutschen Leser übermittelt, die wunderbare Hebung der englischen Textilindustrie-Provinz Lancashire, ihr Aufsteigen aus tiefstem Elend zu einem preisenswerten Glück. Das ganze Buch des deutschen Professors atmet denselben Geist wie dieser englische Zeitungsartikel. Wie in seinem älteren Buch: „Zum sozialen Frieden“, so führt er uns auch hier aus dem grauen Elend vergangener Tage zur lichten Höhe der Gegenwart: von bedrohlichen Klassenkämpfen zu weiser Einsicht der Gewerkschaftler in die unersetzlichen Vorzüge des Kapitalismus, von geringer zu überwältigend großartiger Entwicklung der Technik, von langausgedehnter, aber dennoch unbedeutender und teurer Arbeitsleistung der Arbeiter zu weit kürzerer, intensiverer und darum wohlfeilerer, zugleich auch vom Elend zum Wohlstand der Arbeiterklasse. Und es ist gut, daß das gesagt wird. Denn es kann gar nicht oft genug in die Köpfe unserer Gebildeten und Besitzenden und Herrschenden die Wahrheit hineingehämmert werden, daß die Sozialreformer und die Arbeiterbewegung durch die mühselig erkämpften Arbeitszeitverkürzungen und Lohnerhöhungen tatsächlich dem lendenlahmen technischen Fortschritt Flügel geben. Sie fördern so die Entwicklung der Arbeit zu größerer Intensität, die Ersetzung von Arbeit durch Maschinen, also die Produktivität und damit die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie. Während die den alten Herrschaften eigene konservative Begünstigung alles unzweckmäßig Gewordenen, des Kleinbetriebs in den Gewerben wie des Großbetriebs auf dem Land, gern Hausindustrie und Zwergfabriken und Handwerk erhalten und so die Verschwendung von Menschenkraft verewigen möchte, welche in diesen Betriebsformen als Rest des Mittelalters fortlebt und in der Blüte des „Mittelstandes“, im Bäckerhandwerk, einen Schandfleck unserer Technik und Hygiene bildet. Gegenüber alledem ist tatsächlich der Großbetrieb die einzige Möglichkeit, um zu besseren Zuständen zu gelangen. Wer das nachdrücklich lehrt, erwirbt sich ein Verdienst um das Vaterland. So auch Professor von Schulze-Gävernitz.

Aber die Industrie, an welcher diese Vorteile des Großbetriebs uns demonstriert werden, ist eine solche, an der auch andere Seiten

des Großbetriebs, auf kapitalistischer Basis, besonders deutlich werden. Es ist die Textilindustrie. Gerade darum allerdings ein geeignetes Beispiel, um die Entwicklung des kapitalistischen Großbetriebs von allen Seiten zu beleuchten. Das aber ist bei dieser enthusiastischen Schilderung des glücklichen Lancashire nicht ganz gelungen. Mit Rudolf Martin möchte ich sagen: „Insbesondere schien mir der eingehenden Darstellung, welche von Schulze-Gävernitz von dem Arbeiterstande der Baumwollindustrie in Lancashire gegeben hat, nichts so sehr zu fehlen als eine Angabe über die Ausdehnung der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen und über die Ursachen und Folgen dieser Frauenarbeit.“

Denn wie nahe liegt die Frage: wenn die weitere Entwicklung des Großbetriebs, die wir in Lancashire vor Augen haben, zu immer höherer Hebung auch der Arbeiterlage führt, tritt da auf solchem Höhepunkt der Evolution nicht auch die lang ersehnte Gesundung der Verhältnisse an die Stelle von Weberelend?

Fast scheint es so.

Denn nachdem Prof. v. Schulze-Gävernitz uns die letzten Reste der Baumwollhausweberei in Lancashire, ein paar alte Leute, vorgeführt und ihr baldiges Aussterben prophezeit hat, fährt er fort: „Die Enkel arbeiten in der Fabrik, wo sie dreifache Löhne verdienen — dies die Lösung der Hausweberfrage.“

Betrachten wir einmal die Lösung der Hausweberfrage, die Enkel in den Fabriken, welche dreifache Löhne verdienen.

Die treffendste Illustration dazu ist unbewußt durch eine sinnbildliche Darstellung geliefert worden, welche ein Festzug englischer Gewerkvereinler in seiner Mitte führte: als Bild von Vergangenheit und Gegenwart ein greises Pärchen am veralteten Handwebstuhl und ein junges Paar am modernen Maschinenwebstuhl: — Großvater und Großmutter webten zu Hause, jetzt arbeiten Vater und Mutter in der Fabrik.

Zwar erfahren wir gelegentlich der Schilderung von Lancashire im „Großbetrieb“: verheiratete Frauen und Mütter arbeiten kaum in der Fabrik; aber diese Annahme hat den Daten der Statistik nicht stand halten können. „In der Baumwollindustrie zu Lancashire und Ceshire kamen im Jahre 1894 auf 100 Arbeiterinnen im Alter von über 18 Jahre 28,8 und an den wichtigen Centren der Baumwollindustrie Blackburn, Burnley und Preston sogar 37,6 verheiratete Arbeiterinnen.“ So schreibt einige Jahre nach Schulze-

Gävernitz der gründliche Kenner der Textilindustrie, Rudolf Martin, in seiner Studie über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen.

Derselben Studie entnehme ich die folgenden statistischen Vergleiche:

Jahr	Industrie	Auf 100 Arbeiterinnen kommen verheiratete oder verwitwete Frauen
	Streichgarn-Industrie	
1894	in England	24,5
1894	in Gloucestershire und Sommersetshire (West-England)	37,4
1892	in den sächsischen Amtsgerichtsbezirken Crimmitschau und Werdau	31,3
	Baumwollen-Industrie	
1894	zu Lancashire und Ceshire	22,1
1893	im Großherzogtum Baden	21,8

Daraus ergibt sich: „Die relative Ausdehnung der Fabrikarbeit verheirateter Frauen in der Textilindustrie ist in England wie in Deutschland ziemlich die gleiche. Auf keinen Fall aber erfreut sich die englische Textilindustrie, deren soziale Verhältnisse ja sonst wesentlich bessere sind als die der deutschen, auch in diesem Punkt eines Vorzuges vor Deutschland.“ Und Lancashire, das in dieser Statistik nicht besser dran ist wie das Großherzogtum Baden, das wir als typisches Beispiel von Fabrikweberelend kennen lernten, ist zwar nach diesen Ziffern immerhin glücklicher als die Zentren der Wollindustrie; aber auch die Baumwollindustrie von Lancashire und Ceshire hat, absolut genommen, eine Gesamtzahl von mehr als 50000 verheirateten Fabrikarbeiterinnen und, relativ zur Gesamtzahl der erwachsenen Arbeiterinnen, folgende Prozentsätze in den hauptsächlichsten Webereidistrikten:

	Auf 100 Arbeiterinnen über 18 Jahre kommen verheiratete oder verwitwete
Burnley	44,7
Darwen	37,5
Blackburn	43,1
Preston	38,1

Ein lebendiges Bild des Weberlebens in Lancashire sei hinzugefügt: „Bei diesen Weberfamilien in Burnley — wo, wie wir oben bemerkten, von 100 über 18 Jahre alten Fabrikarbeiterinnen 44,7 verheiratet oder verwitwet sind — pflegt die Frau während der ersten Jahre der Ehe in der Fabrik mitzuarbeiten, bis die wachsende Zahl der Kinder es zur Unmöglichkeit macht. Die nun folgenden Jahre sind die schwierigsten und nicht selten kommt die Familie in Schulden, die dann erst in späterer Zeit, wenn die Kinder in der Fabrik mitarbeiten, zurückgezahlt werden."

Die Wirkung der Fabrikarbeit der Mutter bleibt nicht aus: die Kinder sterben.

„In keiner englischen Grafschaft, auch in London nicht, trotz des großen sozialen Elends des Ostendes, findet sich solch eine hohe Säuglingssterblichkeit wie in Lancashire." Die folgenden Zahlen (welche infolge anderen Meldeverfahrens mit denen Deutschlands nicht vergleichbar sind) beweisen das:

in	In den 10 Jahren 1883—1892 starben unter 100 zur Anmeldung gelangten Geborenen im 1. Lebensjahr
Dorsetshire	9,8
Ganz England	14,4
London	15,3
Durham	15,4
Leicestershire	16,6
Lancashire	16,9

Und innerhalb der Grafschaft Lancashire sind es wieder die großen Plätze der Textilindustrie, welche die höchsten Ziffern haben; die allergrößte Säuglingssterblichkeit hat die Weberstadt Preston: von 100 lebendgeborenen Kindern sterben 22 im ersten Lebensjahr.

„Infolge der hohen Säuglingssterblichkeit Prestons weigern sich die Lebensversicherungsgesellschaften, daselbst Kinder im ersten Lebensjahr in die Versicherung aufzunehmen."

Und die Ursachen von alledem?

Es sind dieselben wie bei uns. Es sind mehrere, aber mit gemeinsamer Wurzel. Diese heißt: Kapitalismus.

Fabriken werden, wie schon oft gesagt, nur da angelegt, wo es dem Kapitalisten am gewinnbringendsten vorkommt. Er kennt nicht alle möglichen Plätze; er ist nicht allwissend. Er kennt aber

gewisse Orte, an denen die Vorbedingungen verwirklicht sind; da werden die Fabriken angelegt. Dieser Vorgang wiederholt sich. Eine ganze Industrie konzentriert sich daher an einem Punkt. So die Baumwollindustrie in Lancashire. So andere Industrieen in anderen Gegenden Englands. Jene anderen brauchen männliche, diese vor allem weibliche Arbeiter. Sie braucht auch Männer; als Spinner braucht sie Männer in beträchtlicher Zahl. Aber die Spinnereien sondern sich wieder örtlich von den Webereien, um die Gunst des Klimas gewisser Punkte für den Spinnprozeß auszunützen. Die Webereien bilden daher in Lancashire ein Zentrum für sich. In diesem Webereidistrikt (dessen Hauptplätze ich nannte) ist daher die Nachfrage nach Arbeiterinnen stark, ihr Lohn hoch. Sie gehen darum frühzeitig in die Fabrik und sind, auf Grund generationenlanger Tradition, richtige Berufsarbeiterinnen, gewerkschaftlich organisiert, im Beruf lebend, Virtuosinnen ihres Fachs. Sie machen Ersparnisse und heiraten spät. Im umgekehrten Verhältnis wie die beruflichen, entwickeln sich ihre häuslichen Talente. Sie bleiben daher schon deshalb relativ leicht als Frauen in der Fabrik. Aber wo der Mann als Spinner 35—40 sh in der Woche verdient, in den Spinnereigegenden Lancashires, da liegt in dem hohen Lohn der Arbeiterin zwar eine Lockung, aber nicht wie bei den Webern in niederm Lohn des Mannes ein Zwang zur Fortsetzung der Fabrikarbeit vor. Dieser Zwang tritt ein in dem niedern Verdienst der Männer in Lancashires Webereidistrikten. Hier besteht neben der starken Nachfrage nach Arbeiterinnen wenig Nachfrage nach Arbeitern. Die Männer müssen daher zu der Arbeit greifen, die an Mädchen ausgeboten wird. Sie arbeiten neben jenen in den Webfabriken und verdienen wenig mehr als die Weberinnen. Erwachsene männliche Weber verdienen in Burnley auf vier Webstühlen zusammen im Durchschnitt 22 sh in der Woche. Um diesen unzureichenden Verdienst zu ergänzen, ist die Fabrikarbeit der Frau eine Notwendigkeit.

Es ist also alles wie bei uns.

Wie in den deutschen Webfabriken verdient auch in denen Lancashires eine kleine Minderzahl von Männern gute Löhne, sei es an den eigentlichen Kunststühlen in Kunstwebereien (in Bolton: 48 sh wöchentlich), sei es als Spezialarbeiter (Schlichter, Bäumer, Aufseher: 33—40 sh) in gewöhnlichen Webereien; Sechsstuhlweber erreichen immerhin 22—27 sh. Aber die große Masse der Weber kommt über 20—24 sh nicht hinaus und bleibt oft weit darunter.

Dabei ist der Weber der Baumwollindustrie ein beneidenswerter Günstling des Schicksals in den Augen der übrigen Weber Englands, denn seine Lage hat sich gegen die der anderen sehr gehoben. Seine Löhne sind gestiegen. Im „Großbetrieb“ finden sich folgende Zahlen:

Englands Baumwollweberei

Jahre	Jahreseinkommen pro Arbeiter
1819—21	20 £ 18 sh
1829—31	19 „ 8 „
1844—46	24 „ 10 „
1859—61	30 „ 15 „
1880—82	39 „ — „

Arbeitszeitverkürzung und Verdienststeigerung der Weber einer großen Weberei in Hyde

	Wochenproduktion pro Arbeiter	Kosten der Arbeit pro Yard	Arbeitszeit Woche Stunden	Wochenverdienst der Weber	Kaufkraft in Weizenmehl
1814	130,7 Yard	1,3 d	80	14 sh	56 Pfd.
1832	221,2 „	0,6 „	72	12 „	65 „
1890	540 „	0,13 „	$54^1/_2$	17,2 (m. 3) (mit 4 Stühlen 22,5)	208 „

Was dem Baumwollweber an Verdienststeigerung zuteil geworden, dankt er neben der die Lohnerhöhungen ermöglichenden Technik großenteils der ungeheuer gesteigerten Intensität seiner Arbeit, welche in weit kürzerer Arbeitzeit mehr Anstrengung und Leistung enthält als früher, und einem außerhalb der Weberei liegenden Glückszufall: dem Klimamonopol gewisser Gegenden Lancashires für die Spinnerei. Dieses bewirkte, daß die Nachfrage nach Arbeitern und damit ihr Lohn in der gesamten Baumwollindustrie Lancashires stieg, und damit auch der Lohn der Weber, obwohl die Nachfrage nach ihnen infolge der Anwendung von Maschinen statt Menschen gleichzeitig sank. Wie das folgende Zahlen des „Großbetrieb“ zeigen.

Die englische Baumwoll**industrie im ganzen** beschäftigte

im Jahr 1835	220 000 Arbeiter
„ „ 1885	504 000 „

dagegen die Baumwoll w e b e r e i

im Jahr	1829—31	275 000 Arbeiter
„ „	1844—46	210 000 „
„ „	1880—82	246 000 „

Also während die Gesamtzahl der Baumwollarbeiter sich reichlich verdoppelte, nahm die der Weber ab.

Immerhin, welchen Ursachen er es auch verdankt, der Baumwollweber hatte eine L o h n s t e i g e r u n g, welche ihn weit über die übrigen Weber Englands hob: „Der Wochenverdienst und die Lebenshaltung der Arbeiter ist in der englischen Baumwollindustrie etwa doppelt so hoch als in der Woll- und Kammgarnindustrie, in letzterer wieder doppelt so hoch als in der Seidenweberei zu Macclesfield." So von Schulze-Gävernitz; und er sieht darin die verschiedenen Entwicklungsstadien der Industrie: denn jene Teile, welche noch viel schlechtere Löhne haben als die Baumwollindustrie, sind noch auf den Stufen der Kleinbetriebe und der Hausindustrie. Sie werden also im Lauf der Zeit auch noch die Lohnhöhe Lancashires erreichen.

Aber seltsam! Die Löhne der Wollindustrie machen gar keine Miene, denen der voraufentwickelten Baumwollindustrie nachzueifern; wie sie das im Aufsteigen zum Großbetrieb doch tun müßten. Vielmehr zeigen die Löhne folgende Bewegung:

	Jahre:										
Industrie:	1840	1850	1860	1866	1870	1874	1877	1880	1883	1886	1891
Baumwolle	49	52	62	72	72	87	87	82	87	90	97
Wolle	64	69	76	80	84	92	99	96	92	87	87

Also in den letzten Jahrzehnten neben dem Steigen der Löhne in der Baumwollindustrie, ein L o h n s i n k e n in der Wollindustrie.

Wir dürfen also kaum annehmen, daß die Löhne, welche von Schulze-Gävernitz für die Wollweber angibt (in Huddersfield 20—24 sh, in Bradford 7—16 sh die Woche), etwa Etappen einer aufsteigenden Entwicklung bedeuteten. Das Glück aufsteigender Löhne scheint auf die Baumwollarbeiter beschränkt. Die ihnen lächelnde gute Konjunktur scheint überhaupt nicht Wirkung des in der Baumwollindustrie bereits entwickelten Großbetriebs, sondern umgekehrt der Großbetrieb Wirkung der guten Konjunktur. Der Massenabsatz, durch Jahrzehnte anhaltend und steigend, ermöglichte die Entwicklung dieser Industrie und damit, durch ihre gesteigerte Nachfrage nach Arbeitskräften, das Steigen der Löhne.

Diese günstige Konjunktur der Baumwollindustrie kann wieder vergehen. Sie kann wieder vergehen ebenso wie der gesamte Industrieaufschwung, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach einer Periode sinkender wieder einmal, wie in der ersten Hälfte des achtzehnten, eine Zeit steigender Löhne ermöglichte; eine Zeit übrigens, in welcher neben der vorherrschenden Tendenz zu höheren Löhnen und prozentual geringerer Arbeitslosigkeit das absolute Anwachsen jener chronisch arbeitslosen und hungernden Elendsmassen einherging, die das Ostende Londons erfüllen, ein „stets sich ausdehnender Sumpf von stockendem Elend und Verzweiflung", und zugleich auch das ungeheure Anwachsen der Zahl arbeitender Mütter in Fabriken und sterbender Kinder in Lancashire.

Für die Weber speziell ergibt sich folgendes Resultat zweier Menschenalter voll Industrieaufschwung und Gewerkvereinsmühen in England und seinem hochentwickelten Lancashire, das von liberalen Optimisten als Muster gepriesen wird:

Nach einer Emporentwicklung von 50 Jahren, aus tiefstem Fall wieder zu erträglicher Lebenslage, ist der Fabrikweber Lancashires wie ganz Englands um ein Viertel und auch um die Hälfte unter der Lohnhöhe seiner auf gleicher Stufe geübter Arbeit stehenden Kameraden in den männlichen Gewerben zurückgeblieben; so daß er und seine Frau zusammen kaum mehr erarbeiten wie sonst der Mann allein. Entweder ist der Mann hier der weiblichen Konkurrenz, die für gleiche Leistung nach geringerem Lohn bezahlt wurde und daher den Männerlohn fast bis auf den Frauenlohn drückte, ganz gewichen, so daß nun die Arbeiterinnen allein gegen Lohnherabsetzung überhaupt keinen Widerstand mehr leisten; so in der Wollweberei, in welcher „die männliche Arbeit aus ihrer letzten Position, den schweren mechanischen Webstühlen, mehr und mehr verdrängt wird". Oder der Weber arbeitet nun zu Löhnen, die zwar durch die von den Männern gestützte Organisation noch über dem gewöhnlichen Arbeiterinnenlohn gehalten werden, aber weit unter dem üblichen Lohn männlicher Arbeiter bleiben. Wenn in Lancashire, wie am Schluß einer solchen Entwicklung überall, die beiden Geschlechter in der Weberei jetzt „gleichen Lohn für gleiche Leistungen" erhalten, so ist auch hier, wie überall, weniger ein Steigen der weiblichen Löhne bis zur Höhe der männlichen als vielmehr ein Sinken der männlichen bis auf die Tiefe der weiblichen eingetreten, trotz aller Gewerkvereine. Wohl konnte bei den Bau-

arbeitern und bei den Bergarbeitern, den Ehemännern eines großen Teils der verheiraten Fabrikarbeiterinnen, auf Grund des starken Steigens ihrer Löhne die Fabrikarbeit ihrer Frauen abnehmen; wenn diese noch fortbesteht, so ist sie, ebenso wie bei den Frauen der Spinner, hauptsächlich auf den lockenden hohen Lohn und die Berufsauffassung der Fabrikarbeiterinnen in Lancashire, vor allem der Weberinnen, zurückzuführen. Dagegen konnten die sinkenden Löhne der Wollenweber und die zur Erhaltung der Familie ungenügenden, fast Frauenlöhne zu nennenden Löhne der Baumwollweber schwerlich ein starkes Zurückgehen der Fabrikarbeit der verheirateten Frauen ermöglichen. Daher denn noch jetzt in Lancashire massenhaft und in ungeheurem Prozentsatz Verheiratete unter den Fabrikarbeiterinnen, kaum weniger als in den schlimmsten Webereidistrikten Deutschlands. Der typische für beide Geschlechter gleich niedrige Webverdienst zwingt bei Prof. v. Schulze-Gävernitz in die Schilderung einer Baumwollweberfamilie den bezeichnenden Satz hinein, daß auch die Frau 9 Monate im Jahr in die Fabrik geht, da sie „nur 3 Kinder im Alter von 11, 9 und 7 Jahren hat"; und die gestorbenen? Die Kindergräber mögen von denen nicht vergessen werden, die in Lancashire ihr Ideal einer Entwicklung zum sozialen Frieden verwirklicht sehen.

* * *

Englische Fabrikweberlöhne.

Durchschnittsverdienst (Akkordarbeit)
der Weber für Barchente, Plüsche und Sammete
in einer Oktoberwoche 1886

Anzahl der bedienten Webstühle	Männer Maxim. s	d	Minim. s	d	Durchschn. s	d	Frauen. Maxim. s	d	Minim. s	d	Durchschn. s	d
2	—	—	—	—	12	0	12	6	9	0	11	6
3	18	6	15	0	16	6	18	6	13	6	17	1
4	21	1	18	0	19	10	21	0	14	6	18	10

(gesammelt von p. 65 of C. — 5607 — 1889)
(s. Problems of modern industry by Sidney & Beatrice Webb, S. 56).

Durchschnittsverdienst der Baumwollvierstuhlweber in einer Oktoberwoche 1886

Bezirke	Männer		Frauen		Verhältnis der beschäft. Männer (aller Zweige)
	s	d	s	d	
Burnley	21	7	21	4	35,4
Darwen	22	2	20	11	26,1
Preston	21	11	20	9	20,6
Blackburn	21	0	20	8	28,6
Ashton	21	5	20	4	20,9
Oldham	—	—	19	9	24,9
Todmorden	19	5	19	4	33,0
Rochdale	19	7	19	0	24,0
Bury	19	2	18	11	19,0
Stockport	19	8	18	4	18,2
Carlisle	22	2	17	11	17,9
Manchester	—	—	17	9	16,0

(s. Problems of modern industry by Sidney & Beatrice Webb, S. 52).

Durchschnittsverdienst auf Kraftwebstühlen in einer Oktoberwoche 1886

Bezirke	Männer		Frauen		Prozentsatz der beschäft. Männer (aller Zweige)
	s	d	s	d	
Neighbourhood of Huddersfield	22	6	17	10	41,7
Scotland	—	—	15	11	30,5
Huddersfield u. Vororte	22	10	15	6	42,1
Yeadon etc.	19	0	15	3	42,8
Rochdale	17	2	15	1	33,3
Dewsbury (Schlafdecken)	13	4	14	5	32,8
„ (Rockstoffe)	15	10	14	4	32,4
Cleckheaton	14	5	14	1	27,9
West of England	22	3	13	9	31,0
Leeds	15	9	13	7	24,4
Scotland (Tücher)	—	—	13	5	45,6
Halifax	14	3	13	1	37,6
Wales	18	3	12	2	35,0

Bezirke	Männer		Frauen		Prozentsatz der beschäft. Männer (aller Zweige)
	s	d	s	d	
Scotland (Hemdenstoffe) „ (Schlafdecken)	—	—	11	6	24,5
Ireland	—	—	10	6	44,5

(s. Problems of modern industry by Sidney & Beatrice Webb, S. 55).

Durchschnittsverdienst der Kammgarnweber
in einer Oktoberwoche 1886

Bezirke	Männer		Frauen		Prozentsatz der beschäft. Männer (aller Zweige)
	s	d	s	d	
Keighley	16	11	14	1	25,8
Bradford	14	7	13	9	18,7
Halifax	16	4	13	6	11,0
Elsewhere in West Riding	14	0	13	4	23,7

(s. Problems of modern industry by Sidney & Beatrice Webb, S. 56).

4. Kompensation.

Auf die Klagen der Arbeiter, daß die erwachsenen Männer und Familienväter durch Maschinen samt deren Anhängseln, Frauen und Kindern, verdrängt werden, ist oft erwidert worden, daß infolge solcher Verbilligung der Produktion mehr Absatz erzielt wird und infolgedessen auch wieder mehr Arbeitskräfte Beschäftigung finden, und daß in der Industrie-Entwicklung der Gegenwart immer neue Industrien sich entfalten, die den arbeitslos gewordenen Männern wieder Arbeit geben.

Daß mit dem erstgenannten Trost den Webern nicht viel geholfen ist, sahen wir bereits. Die wieder vermehrte Nachfrage nach Webern infolge gesteigerter Produktion erfolgt, wenn überhaupt, nicht immer am selben Platz und erst ein paar Jahre später, so daß z. B. die Weber in Indien oder Schlesien inzwischen völlig Zeit hatten, zu verhungern; und inzwischen sind dann wieder durch Verbesserungen der Maschinerie Männer überflüssig geworden und immer

wieder — so daß, wie die Statistik uns gezeigt hat (vgl. S. 38), schließlich nach jahrzehntelanger Entwicklung und Verzehnfachung der Produktion nicht mehr Arbeitskräfte in der Weberei beschäftigt sind als am Anfang, und in dieser unveränderten Zahl eine stark gewachsene Masse von Frauen, so daß absolut weniger Männer in der riesenhaften Produktion der Webfabrik Arbeit finden als in der zwerghaften Produktion des hausindustriellen und handwerksmäßigen Stadiums.

Etwas mehr Wahrheit enthält der zweitgenannte Trostgrund: der Hinweis auf andere Industrien als Kompensation für die verloren gegangene Arbeit. Denn im großen und ganzen ist tatsächlich, trotz der Maschinen, der Frauen, der Knaben, der Kinder, für Millionen von Männern neue Arbeitsgelegenheit entstanden in all den aufblühenden Zweigen kapitalistischer Produktion, kapitalistischen Verkehrs und Handels. Freilich, auch das für viele der von der Maschine verworfenen zu spät oder weit von ihnen, unerreichbar; und stets nur als ein ungewisses Glück, das auch wieder von technischen Fortschritten oder anderen Möglichkeiten besseren Kapitalprofits weggefegt werden kann.

Immerhin hat stellenweise die Entwicklung anderer Industrien den unmöglich gewordenen Hauswebern Unterschlupf geboten.

Solche günstigere Fälle, in denen die Hausweberei ein glücklicheres Ende findet, habe ich im Vogtland und in der Lausitz stellenweise angetroffen; auch das alte Webernest Nowawes-Neuendorf bei Berlin ist dafür ein Beispiel. Vor allem aber ist Rheinland-Westfalen aus diesem Grunde so viel besser dran als die bisher betrachteten Gebiete.

Zuerst habe ich von Plauen und seiner Umgegend zu berichten. Die Plauener Spitzenindustrie hat den Handwebern gute Dienste getan. Ebenso nützlich werden wir nahe bei Plauen die Wirkung einer großen Lederfabrik finden.

Die Plauener Industrie beherrscht heute das westliche Erzgebirge und dehnt sich auch in die weitere Umgegend aus. Umgeben von kleineren und tieferstehenden Techniken, ist der Kern dieser hochentwickelten Luxusindustrie die Schiffchenstickmaschine, die einen Mann als Sticker braucht. Die Spitzenmuster, im Geschäft des Unternehmers entworfen und bedeutend vergrößert aufgezeichnet, werden vom Sticker nach dieser Vergrößerung auf die Stickmaschine übertragen. Indem er den „Storchschnabel“ der Zeichnung entlang führt, bewegt sich gleichzeitig genau ebenso der ganze mehr als

4 m lange Rahmen in entsprechend kleineren Rucken, und die Nadeln, feststehend und wie Nähmaschinen nähend, sticken das Muster in kolossaler Vervielfältigung mit Baumwolle auf Wollstoff, der später weggeätzt wird, so daß die Baumwollstickerei als Spitze übrig bleibt. Wird auf Tüllgaze gestickt, so wird die überflüssige nachher mit kleinen Scherchen weggezäckelt. Sodann werden die Stückchen wieder zusammengenäht. Diese Arbeiten, sowie das Wegschneiden der Fäden, sind Handarbeiten und werden an Heimarbeiterinnen ins Haus gegeben. An den elektrisch, mit Dampf oder durch Motoren getriebenen Schiffchenstickmaschinen braucht der Sticker je ein oder zwei Mädchen als Aufpasserin und Fädlerin. Wenn zu zweien an einer Maschine, bekommen die Mädchen in Plauen meist je 12, 13 auch 14 Mk. wöchentlich; neuerdings übernimmt oft eine die Arbeit beider und bekommt dann 18—19 Mk., also rund ein Mehrverdienst von 6 Mk. und eine Ersparnis des Unternehmers von 8 Mk. Die Mädchen, die, wie ein Arbeiter mir sagte, oft ein bis zwei Kinder haben, drängen sich zu dieser Mehrleistung. Auch die Männer haben an den Schiffchenstickmaschinen einen relativ hohen Verdienst. Wie mir der Stickmeister der Industrieschule, bis vor kurzem selbst Sticker, angibt, erreichen die Plauener Schiffchensticker jetzt im Durchschnitt 25 bis 40 Mk. wöchentlich; in der lebhaftesten Aufschwungszeit verdienten sie, mit je 14 tägiger Verlängerung der Arbeitszeit auf 12 Stunden, bis 70 Mk. in der Woche. Allerdings muß man dabei abrechnen, daß im Sommer eine flaue Zeit einzutreten pflegt, in der die Stickmaschinen stillstehen. Der Stücklohn ist im Lauf der Jahre etwa auf die Hälfte gesunken, der Verdienst ist trotzdem, durch schnelleren Gang der Maschinen, etwas gestiegen; ob um ebenso viel wie die Anstrengung von Kopf und Auge des Stickers, steht dahin. Einzelne beschleunigen den Lauf der Maschine noch mehr durch Verdicken der Kurbel, um die der Riemen läuft. Das setzt besondere Nervenkraft voraus. Wie denn überhaupt die Arbeit des Schiffchenstickers in wenigen Wochen erlernt werden kann, aber von manchem Bierbrauer und Schuster nach vergeblichem Versuch wieder aufgegeben wird. Man braucht eine gewisse geistige Gewandtheit und Kraft dazu. Die Sticker gehören, relativ gut genährt und lebendig, zu den kleinen Anfängen eines aufsteigenden neuen Mittelstandes, die sich in der deutschen Arbeiterklasse zeigen. Es ist eine wahre Freude, diese Leute zu sehen, wenn man Bilder aus andern Industrien, etwa der Weberei, im Kopfe hat.

Für die Zukunft droht allerdings den Plauener Stickern und

ihren Gehilfinnen nicht nur die Konkurrenz der billigeren Orte der Umgegend, in denen sich überall die Stickmaschinen fabrikmäßig und hausindustriell ausbreiten, sondern auch die Konkurrenz der neuesten menschenersparenden Maschinen. Bereits sind Hunderte von Automatenmaschinen im Betrieb, die durch eine der Jacquard-Einrichtung des Webstuhls ähnliche Karte die dem Muster folgende Hand des Stickers ersetzen. Sieben Automatenmaschinen ersetzen je sechs Sticker; nur ein Kartenschläger, der auf einer Kartenschlagmaschine für die sieben die Karten schlägt, bleibt übrig. „Die Automatenmaschine ist der Totengräber für die Sticker", sagte mir einer von ihnen. Ebenso sind die Fädlerinnen zu je sechs durch eine Fädelmaschine ersetzbar, die 12 000 Mk. kostet.

Ich suchte einige umliegende Orte auf, in denen Kleiderstoffe gewebt werden; aber meist fand ich hier die Hausweberei aussterbend, manche jungen Hausweber erlöst durch die Stickmaschine, zu der sie übergingen, die Alten in ihrem Weberelend nicht hilflos, sondern unterstützt durch die Jungen.

In Pausa besuchte ich einen siebenundsechzigjährigen Weber; Sohn und Schwiegersohn, zwei junge Plauener Sticker, hatten den Sonntagmorgen benutzt, um auf ihren Rädern den Alten zu besuchen, „nur um ihn zu unterstützen", wie er sagte. Die Zahl der Hausweber ist aber in Pausa schon so gering, daß vom Hausweberelend nicht viel zu sprechen ist. Das Weberelend ist vielmehr in der mechanischen Weberei zu finden. Ein alter Fabrikweber, früher Hausweber, bestätigt mir's: Die Männer verdienen hier in der Fabrik als Weber 10 Mk. wöchentlich, zwischen 4 Webstühlen hin- und herlaufend; wenige 15 Mk., manche 7 Mk.; die Mädchen etwa 8; in den Stickerei-Fabriken dagegen die Mädchen 11 Mk., die Sticker 20—35 Mk., ein Kartenschlagsticker hat 160 Mk. festes Monatsgehalt. Daher treten viele Arbeitskräfte auch aus der mechanischen Weberei in die Stickerei über.

Ich kam in das Dorf Gefell, nahe bei Hirschberg. Die Verbindung von Gewerbe und Landwirtschaft und die Plauener Industrie, die auch hier die Weber erlöst, halten das Elend fern. Ich kam am Montag früh ins Wirtshaus; ein humoristischer älterer Weber macht ein bischen blau und scherzt über das Hungertuch, an dem genagt wird. Er führt mich dann in sein Haus an den Webstuhl. Zwar verdient er selbst, die Auslagen abgerechnet, in der Woche nur 8—9 Mk., worin das Spulen der Frau natürlich inbegriffen. Aber der halbwüchsige Sohn verdient an der Tamburier-

maschine 9 Mk. wöchentlich, ebenso die verheiratete Tochter. Ihr Mann hat jetzt sticken zu lernen angefangen in einer in Gefell errichteten Spitzenfabrik, gelockt durch die 35 Mk. Wochenverdienst. die ein Schiffchensticker dort erreichte. Außer dieser motorgetriebenen Fabrik mit 28 Stickmaschinen gibt es in Gefell noch eine kleinere und eine Zigarrenfabrik, alles das trotz der Entfernung von der Bahn; die eine Stunde guter Chaussee ist hier kein Hindernis. Viele jüngere Handweber sind Sticker geworden; kein Junger wird wieder Weber. Und den Alten hilft in den oft monatelangen arbeitslosen Zeiten die Landwirtschaft aus, Kühe oder wenigstens Ziegen, Hühner usw.

Wieder ein anderes Bild bot das Städtchen Hirschberg.

Eine große Lederfabrik mit mehr als 600 Arbeitern hat hier alle Hausweber aufgesogen. Seit die Bahn 1892 bis Hirschberg gebaut wurde, hat die Lederfabrik sich vervierfacht; die Bahn war unentbehrlich, um in jährlich hunderten von Waggonladungen die Rohstoffe herbeizuschaffen. „Sonst hätten wir sie gebaut", sagte mir der technische Direktor und Sohn des Hauses. So hat hier die Bahn indirekt den Ersatz der Hausindustrie durch lohnende Fabrikarbeit befördert, wenn auch nicht die herbeizuschaffende Kohle, wie sonst meist, hier die Bahn erheischte, sondern die Gerberlohe, deren verbrauchte Reste zugleich $^2/_3$ des Heizstoffes ausmachen.

Die jungen Mädchen übersiedeln von Hirschberg meist nach Plauen, da ihnen die Arbeit in den Spitzenfabriken angenehmer ist als in der Lederfabrik, in der sie die Häute bürsten, transportieren usw. und nach Angabe des Direktors durchschnittlich 2 Mk. im Tag verdienen. Die Männer, die $^{12}/_{13}$ der Arbeiterschaft ausmachen, erreichen im Durchschnitt 2,75—3 Mk. täglich, also $16^1/_2$ bis 18 Mk. in der Woche. Sie kommen zur Hälfte von den umliegenden Dörfern, eine und auch anderthalb Stunden weit, müssen also um 5 Uhr früh aufbrechen und täglich etwa 15 Stunden vom Hause abwesend sein. Ihre Frauen besorgen unterdessen die kleine Landwirtschaft, die sie auf den Dörfern meist haben, und treiben daher keine Heimarbeit.

In Hirschberg selbst dagegen suchen viele Frauen der Arbeiter Nebenverdienst durch Feinnäherei, Fadenausziehen und Weißstickerei, jene durch Faktore ausgegebene mühselige Handarbeit (vgl. S. 76 ff.). Der Faktor gibt den Stoff erst einer Frau zum Fadenausziehen, bekommt ihn dann zurück und gibt ihn einer anderen zum Be-

sticken usw. Ich kam zu einer Frau, die solche Sachen vernäht und stickt; ihr Schultöchterchen und sogar der eben erst in die Schule gekommene kleine Bub müssen helfen. Wenn sie den ganzen Tag arbeitet, ist der Verdienst höchstens 1 Mk., wenn nur nebenbei und abends, kaum 50 Pfg. Die Frau ist blaß, früh gealtert, abgehärmt, auch das Mädchen schon, der Kleine noch nicht. Wie denn überhaupt oft die kleineren Kinder die Muttersorge der daheim arbeitenden Mutter genießen, die größeren schon so viel mitarbeiten müssen, daß die schlecht bezahlte Heimarbeit der Mutter auch ihnen zum Fluch wird. Als ich die Frau frage, warum der Lohn des Mannes nicht reiche, erwidert sie: 13, 15 Mk., das lange hier gar nicht. „Alle Arbeiterfrauen nähen", sagt sie. Es scheinen aber tatsächlich mehr die Frauen der unter dem Durchschnitt bleibenden Arbeiter zu sein, die hier sich in der Heimarbeit aufreiben. Wie meistens in der Hausindustrie, erfahren auch diese Feinstickerinnen erst hinterher die Lohnhöhe: „Wir wissen vorher nicht, wieviel wir bekommen. Bekommen wir viel, müssen wir zufrieden sein, bekommen wir wenig, müssen wir auch zufrieden sein." Der „freie Arbeitsvertrag" in seiner vollendetsten Ausbildung! Auch in den nach der bayerischen Grenze hinunter liegenden Dörfern ist die Hausindustrie der Gegend an Stelle des ausgestorbenen Webens jetzt diese Feinstickerei, besonders im Winter. Der Lohn ist bedeutend herabgegangen, auf 1—1,50 Mk. in langem Arbeitstag.

Woraus sich wieder die alte Erfahrung ergibt, daß die Kompensation durch gewöhnliche Heimarbeit anderer Industrien keine dauernde Besserung bedeutet, weil stets aus sozialen und dann oft auch aus technischen Gründen die Ersatz-Heimarbeit demselben Schicksal wie die Weberei verfällt. Wie ich das auch in anderen an Stelle der Hausweberei getretenen Hausindustrien beobachtet habe: in der Industrie der künstlichen Blumen in und um Sebnitz, in der Tabakheimarbeit in Westfalen, in der ländlichen Konfektionsheimarbeit in Westfalen und Rheinland. Während die Kompensation durch andere Fabriken oder fabrikartige Industrien ein wirkliches Glück ist, das auch tatsächlich zuweilen dem Hausweber in den Schoß fällt.

So ist auch Nowawes-Neuendorf, dessen jammervolles Weberelend in der Zeit vor der Konkurrenz der Webfabrik wir kennen lernten (vgl. S. 19f.), neben der mechanischen Weberei noch zu einem Aufschwung seiner Hausweber und dann trotz deren dadurch noch

vermehrter Zahl zu einem guten Ende der Hausweberei gekommen. In den 60er Jahren, so erzählt heute noch mit Stolz der alte Obermeister der Weberinnung, standen 24 Pferde bereit, um die Rohmaterialien wöchentlich zweimal aus Berlin zu bringen, man konnte gar nicht genug Gesellen bekommen; die Zunft hatte infolgedessen in den 70er Jahren 2000 Meister, von denen oft einer drei, vier Webstühle besaß und mit Gesellen besetzte; die Webersöhne wurden wieder Handweber, um statt zwölfstündiger Fabrikarbeit die größere Freiheit der Hausarbeit und die Zunftvorteile, Freitanz und Freibier am Quartalsersten, zu genießen . . . Damals erreichte der Nowawesser Webermeister 5—6 Taler in der Woche, der Geselle etwa vier; also für jene Zeit relativ hohe Löhne. Dann kam der Niedergang. Bis 1890 versuchte man der mechanischen Konkurrenz zu trotzen. Von 1890—1900 sank die Zahl der Hausweber von etwa 2000 auf 500. Eine ungeheuer schnelle Abnahme — die aber dadurch erleichtert wurde, daß die Jungen in die inzwischen zu Nowawes gegründeten Fabriken, besonders in die weit höher zahlende Maschinenfabrik, übergehen konnten. Heute weben in den kleinen Weberhäuschen aus Friedrichs des Großen Zeit noch 100 Innungsmeister und 50 selbständige Gesellen; sie haben sich auf Spezialitäten zurückgezogen, in denen der mechanische Webstuhl zwar anwendbar, aber aus besondern Gründen (vgl. S. 26 ff.) dem Kapitalisten noch nicht vorteilhaft erscheint. Die Weberinnung, welche außer den webenden auch andere, im ganzen noch 500 Mitglieder zählt, verfügt infolge von Legaten über ein Vermögen von 60000 Mk., aus welchem sie die Alten unterstützt. Das alles aber wäre zweifellos längst in Not und Elend aufgegangen, wenn nicht neben einer etwa 400 Mädchen beschäftigenden Webfabrik jene anderen Fabriken, vor allem die Maschinenbauanstalt, den Männern Ersatz geboten hätten.

Ein gutes Beispiel ist auch das alte Weberdorf Seifhennersdorf in der Oberlausitz, dessen Nachbarort Eibau uns ein Bild des Übergangs der Weber in die Webfabriken bot: In Eibau sind die Familienväter wie ihre Frauen und Töchter mit 11—12 Mk. Wochenverdienst Fabrikweber; dagegen in Seifhennersdorf, wo sich vielerlei Industrie ansiedelte, sind zahlreiche Weber und Webersöhne jetzt in Holzschuh-, Schuh- und Maschinen-Fabriken tätig, mit durchschnittlich 14—18 Mk. Wochenverdienst, gegen 10(-12) Mk. in den Seifhennersdorfer Webereien. Auf dem Gemeindeamt wurde mir bestätigt, welches Glück es war, daß nicht nur Textilfabriken entstanden. Die Textilindustriellen klagen

infolgedessen in Seifhennersdorf über hohe Löhne. Hausweber gibt es nur noch ein paar ganz alte. Die mit den Holzschuhfabriken und Konfektionsfabriken verbundene Heimarbeit bot Alten und Frauen und Bauarbeitern, also den Nebenerwebshauswebern, einen vorläufigen Ersatz.

Ein drittes Weberdorf der Oberlausitz, Gersdorf, hat gleichfalls von der Hausweberei nur ein paar Spulräder als absterbende Heimarbeit für alte Leute behalten und, wie Seifhennersdorf, eine glückliche, vielgestaltige Fabrikentwicklung erlebt: Webstuhlfabriken, Maschinenschlossereien, Eisengießereien, Konfektionsfabriken, Schuhfabriken, Dampfsägewerke, Glasmanufaktur — dazu wiederum die Heimarbeit der Konfektion für die Frauen: Kompensationen, welche die Webereiarbeit der Männer, die Fabrikarbeit der Ehefrauen und dieses ganze Elend nicht aufkommen lassen.

So ist es auch da, wo in Nordwestdeutschland an den alten Webereizentren die Verhältnisse der Textilindustrie sich hell abheben gegen den dunkeln Hintergrund sächsischen Textilarbeiterelends. Überall, wo die Ziffer der verheirateten Fabrikarbeiterinnen in der rheinischen Textilindustrie besonders niedrig ist, sind entweder neben den Webfabriken andere Industrien entwickelt, welche den Männern lohnende Arbeit gewähren, oder eine lebhafte Konfektionsheimarbeit ermöglicht den Frauen, wenn auch schlecht gezahlt, zu Hause zu verdienen, oder die Weberei ist aus besonderen Gründen noch eine vorwiegend männliche und daher auch nach Männerlohn zahlende Industrie. Ich nenne die folgenden auffallenden Beispiele:

Der Gewerbeaufsichtsbezirk Düsseldorf hat im Gegensatz zur sächsischen Textilindustrie, in deren Zentren oft 50 % der Fabrikarbeiterinnen verheiratete Frauen sind, und weit unter dem Reichsdurchschnitt, welcher rund 26 % beträgt, nur 8 % verheiratete unter den Fabrikarbeiterinnen; wir verstehen das sofort, wenn wir erfahren, daß in der Stadt Düsseldorf neben den 3000 Arbeitskräften der Textilindustrie in den ausschließlich männlichen Gewerben des Bergbaues und der Salinen, der Metallverarbeitung und des Maschinenbaues 14 000 Arbeiter beschäftigt sind, so daß die Männer kaum nötig haben, die Frauen in die Fabrik zu schicken, und wenn wir hören, daß eine 5000 Personen beschäftigende Bekleidungsindustrie vorhanden ist, welche den Frauen Heimarbeit bietet.

In München-Gladbach, das unter seinen 16000 Fabrikarbeiterinnen nur 10% verheiratete Frauen hat — kaum mehr als nach der Angabe von Alphons Thun schon Ende der 70er Jahre vorhanden

waren — ist das hauptsächlich auf die stark entwickelte Konfektionsheimarbeit, sowie auf das Vorhandensein von Fabriken der Metallverarbeitung, welche Männerarbeit brauchen, zurückzuführen.

In Krefeld steigt der Prozentsatz der Verheirateten unter den Fabrikarbeiterinnen auf 19 %; Metallarbeit und Maschinenbau beschäftigen hier nur 2000 Arbeiter, also neben den 12 000 auf beide Geschlechter gleichmäßig verteilten in den Seidenwebereien und den 4000 in den Färbereien eine geringe rein männliche Industrie; nur das Vorhandensein einer 5000 Personen beschäftigenden Bekleidungsindustrie, welche den Frauen Heimarbeit gibt, ist imstande, den Prozentsatz der verheirateten Fabrikarbeiterinnen immerhin so relativ niedrig zu halten.

So ist unser Ergebnis hinsichtlich der Kompensation: durch die Weberei selbst ist sie den Webern nicht zuteil geworden; wo sie ihnen durch andere Industrien zufiel, wo die Weber die Möglichkeit hatten, in günstigere Gewerbe überzugehen, da haben sich die Verhältnisse entsprechend freundlicher gestaltet: die Hausweber verließen rasch ihr hoffnungsloses Elend, sie errangen relativ auskömmliche Löhne, die Frauen gingen nicht in die Fabrik. Die Kompensation durch andere Industrien ist also etwas, was wirklich vorkommt. Aber sie ist ein schlechter Trost für diejenigen, denen sie nicht zuteil wird. Wir lernten solche in Massen kennen und bemitleiden: die Indier; die Schlesier; alle diejenigen, die Fabrikweber wurden, in Sachsen, in Lancashire und überall in der Welt, wo Zentren der Textilindustrie und speziell der Weberei entstanden, ohne Hinzutreten männlicher Industrien. Ja es ist dies ein häufiger, ein regelmäßiger Gang der Entwicklung; denn an den Plätzen der Hausweberei pflegt ja die Textilindustrie, speziell die Webfabrik, zu entstehen und sich zu vermehren, ohne daß in entsprechendem Maß ergänzende Industrien dazukommen. Es ist ein Glück, wenn dies doch geschieht; ob aber dieses Glück kommt, hängt vom Zufall und vom Profitinteresse der Besitzenden ab.

Aufgaben der Gegenwart.

Der Gang des Weberelends bis zum heutigen Tage, sich wiederholend überall, wo der technische Fortschritt noch nicht vollendet

ist, und im Endstadium die Ausbreitung desselben Fabrikelends auf immer neue Tausende und Hunderttausende von Familien — dieses Gesamtbild scheint mir der wichtigste Ertrag, den wir von unseren Wanderungen nach Hause bringen. Denn es ist charakteristisch für den Kapitalismus, für die heutige Art der wirtschaftlichen Ordnung und des Zusammenlebens der Menschen.

Aber man möchte auch Heilmittel, gleich für die Gegenwart. Der Arzt soll doch vor allen Dingen Rezepte schreiben.

Der Arzt kann allerdings zu dem ganzen Haufen der Patienten sagen: „Die ganze Lebensweise, die Sie führen, ist nicht die richtige! Sie werden alle erst gesund werden, wenn Sie ein ganz anderes vernünftiges Leben anfangen, wenn Sie sich entschließen, nicht mehr Ihren Bauch zu mästen und dabei Ihre Muskeln, die entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig sind, verkümmern zu lassen. Fett angehäuft, wo es nutzlos und beschwerend und widerlich, umgeben von schlaffer Haut, der es an Arbeit und darum an Nahrung fehlt — das kommt davon, weil Sie Ihren Rumpf und Ihre Beine nur gerade so viel bewegen, als Ihr Bauch es verlangt. Sie müssen statt dessen die Organe Ihres Körpers, jedes einzelne, als Selbstzweck betrachten, alle in Tätigkeit setzen, ohne Hypertrophie und ohne Verkümmerung, dann werden die Leiden an all den einzelnen Teilen Ihres Körpers aufhören, und das ohne all die ohnmächtigen Quacksalbereien, von denen Sie doch niemals gesund werden, wenn Sie so weiterleben wie bisher!"

Ein Arzt, der so spricht, ist vielleicht der beste Arzt.

Aber man will vom Arzt Rezepte haben.

Und gar, wenn ein Kranker so leidet, wie das Proletariat der Weberei, so ist es begreiflich, daß der Leidende so rasch wie möglich kuriert werden möchte.

Gehen wir also die Rezepte für die Weber durch. Sie sind zahlreich und wenig wirksam.

Zuerst: was ist mit den Hauswebern anzufangen?

Diese Frage hat sich naturgemäß am meisten den Textilarbeiterorganisationen selbst aufgedrängt; vor allem den Fabrikwebern, die unter den Hauswebern als „Konkurrenten" zu leiden hatten. Denn froh, wenigstens einmal Arbeit zu bekommen, fallen die Hausweber bei Streiks jenen in den Rücken. Zum Teil mit dem Gefühl, daß jene mit ihrem Kampf um den Zehnstundentag etwas ganz Vorwitziges begehen, da doch der Handweber täglich 16 Stunden als selbstverständlich hinnimmt. So sind die Handweber, deren Elend

von Anfang an auch die Lage der Fabrikweber drückte, auch für diese ein brennendes Problem. Freilich auch umgekehrt. Denn der niedrige Verdienst der Hausweber in den Textilfabrikstädten beruht nicht allein auf ihrer Vereinzelung und entsprechenden Ohnmacht gegenüber den Fabrikanten, sondern auch auf dem niederen Lohn der Fabrikweber, der auf den der Hausweber zurückwirkt.

Für die Fabrikweberorganisation war den lohndrückenden Hauswebern gegenüber nur zweierlei Stellungnahme möglich: entweder die Hausweber heben zu wollen, um nicht von ihnen nach unten gezogen zu werden, oder sie aus der Welt zu wünschen. Diese beiden Stimmungen gegenüber den Hauswebern gehen in den Bestrebungen der Textilarbeiterorganisation nebeneinander her. Wir wenden uns zuerst zu den Versuchen, die Lage der Hausweber irgendwie zu heben. Zunächst zur Frage ihrer Organisationsfähigkeit.

Bestrebungen zur Organisierung der Hausweber sind auch unter diesen selbst entstanden und nicht ganz erfolglos geblieben. Doch stehen solche Organisationen der Hausweber selbst mit denen der Fabrikweber nicht immer in gutem Einvernehmen. Die Hausweber leben vielfach noch in der Gedankenwelt vergangener Zeiten. Sofern sie sich selbst organisieren, so geht der Zusammenschluß im Geist des Handwerks und der Erhaltung des Alten und Gewohnten vor sich, im Gegensatz gegen die „Gesellen". Der westdeutsche Bandwirkermeisterverband, den wir kennen lernten, steht im Gegensatz zu den Fabrikbandwirkern, die das Aufhören der Hausbandwirkerei wünschen und empört waren, als von den Arbeitgebern der Fabrikbetrieb zeitweise zugunsten der Hausbandwirker eingeschränkt wurde (vgl. S. 102), zugleich auch im Gegensatz zu den eigenen Gesellen, welche Fabrikarbeit vorziehen würden. Auf einer Generalversammlung des Textilarbeiterverbandes wurde (1896) berichtet: „In Zinna — einem zwischen Luckenwalde und Jüterbogk liegenden Dominium der Hausweberei — seien die Hausweber mit ihren Familien den ganzen Sonntag hindurch bei der Arbeit; aber dem „Handwerksburschenverein", wie sie den Textilarbeiterverband zu nennen belieben, schließen sie sich nicht an. Der Innung angehörende Meister dulden nicht einmal, daß der Geselle den „Textilarbeiter" liest."

Doch sind auch gemeinsame Organisationen der Fabrik- und Hausweber gelungen. Seit dem großen Streik besteht in Meerane ein Tarif, der für Fabrik- und Hausweber gilt. Beim Streik der Berliner Teppichweber (1905) haben auch die Hausweber in Bernau

und Nowawes ihre Teppichwebstühle stillgesetzt und bis zu Ende mitgestreikt, obwohl der Streik 12 Wochen dauerte; er endete mit Kompromissen, wobei den Hauswebern annähernd dieselbe Lohnerhöhung zugestanden wurde, wie den Berliner Fabrikwebern.

Auch in der Schweiz werden die männlichen Hausweber jetzt organisiert. Die weiblichen freilich, die uns schon bekannten Seidenstoffweberinnen, namentlich auf dem Lande, sagen beim Heruntergehen ihrer Löhne mit rührender Naivität: „Der Fabrikant wird sicher nicht mehr zahlen können.“

Was übrigens für manche Teile der Hausweberei seine Richtigkeit hat.

Für andere Teile dagegen trifft durchaus zu, was von einem Delegierten aus Berlin und ähnlich von einem Delegierten aus Krefeld auf den Textilarbeiter-Kongressen in Apolda (1896) und Gößnitz (1900) darüber gesagt wurde: „Wir haben erkannt, daß die Handweberei nicht zu halten ist, aber auch, daß die Handweber keineswegs so billig zu arbeiten brauchten, wie es tatsächlich geschieht. Diese Meinung wird auch von einigen einsichtigen Fabrikanten, die selbst zu einer Lohnbewegung drängen, geteilt.“ Daß wirklich selbst heute nicht immer die mechanische Weberei allein die Ursache der schlechten Löhne bei den Hauswebern ist, dafür sahen wir bereits manche Beispiele. Eines sei noch erwähnt. Der alte Obermeister der Weberinnung in Zschopau zeigte mir den schönen geschmackvoll gemusterten Seidenstoff, den er für einen Kaufmann webt: als vor einem Jahr das Patent der Firma auf diesen Stoff aufhörte und sie erklärte, im Preis nicht heruntergehen und den Arbeitern nichts abbrechen zu können, da übernahmen andere Kaufleute den Auftrag, und so mußte auch seine Firma um 33 % im Lohn herabgehen, selbstverständlich ohne Widerstand ihrer Kontrahenten im „freien Arbeitsvertrag“.

Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß manche Hausweber sich durch Organisation höhere Löhne erringen. Aber auf den Textilarbeiterkongressen kehrt mit der Erörterung des Hausweberproblems auch die Klage wieder, das Gespenst der Arbeitslosigkeit halte die Hausweber von jeder Lohnbewegung fern, sie seien zwar jetzt etwas mehr „politisch aufgeklärt“, aber im allgemeinen noch sehr wenig und meistens der Organisation unzugänglich. Es wird auch für andere Orte richtig sein, was speziell aus Berlin einmal berichtet wurde: „Da durch die übermäßig lange Arbeitszeit in der Saison und die Not in der stillen Zeit Geist und Körper erschlafft, so

stehen die Berliner Hausweber der sozialen Bewegung unserer Zeit apathisch gegenüber. Sie kümmern sich einfach um nichts, und wollten sie auch der allgemeinen Arbeiterbewegung sich anschließen, so sind es einfach die pekuniären Verhältnisse, welche ihnen hindernd in den Weg treten. Einen Anzug, um sich noch unter Leuten zu bewegen, besitzt die größte Zahl der Berliner Hausweber nicht mehr."

So ist denn die Hoffnung der Textilarbeiterorganisationen auf Mitarbeit der Hausweber an der gewerkschaftlichen Selbsthilfe nur gering.

Daher wird an den Staat appelliert, damit er für die Hausweber erzwinge, was sie selbst nicht erlangen können: vor allem höhere Löhne. So wurde auf dem 5. Internationalen Textilarbeiterkongreß zu Zürich (1902) als ein Punkt der Tagesordnung „der gesetzliche Mindestlohn" beraten und folgende Resolution einstimmig angenommen:

> „Der internationale Textilarbeiterkongreß in Zürich fordert von den gesetzgebenden Körperschaften die Errichtung von Arbeiterkammern, die auf Anrufen der in Frage kommenden Arbeiter hausindustrieller oder solcher Betriebe, die nachweislich weder eine fremdörtliche noch fremdländische Konkurrenz infolge erhöhter Arbeitslöhne und Warenpreise zu befürchten haben, berechtigt sind, den den Arbeitern gewährten Stück- oder Zeitlohn so weit zu erhöhen, daß der Arbeiter bei der in den Großbetrieben des in Frage kommenden Gewerbes üblichen mittleren Arbeitszeit zu demselben Tages- oder Wochenverdienst gelangt, den die Arbeiter dieser Großbetriebe erreichen."

Auf einem anderen Internationalen Textilarbeiterkongreß (zu Berlin 1900) ist auch die Ausdehnung des Arbeiterschutzes und der Gewerbeinspektion auf die Hausindustrie, also vor allem die Hausweberei, gefordert worden. Was wohl als Ausdehnung des Maximalarbeistags auf die Heimarbeit aufzufassen ist. Denn daß irgendwelche Vorschrift über den Arbeitsraum die Handweber lediglich belästigen würde, ohne irgendwie zu helfen, brauche ich kaum zu erwähnen. Die Invalidenversicherung ist bereits auf die Hausweber ausgedehnt und gereicht ihnen zum Segen. Die Krankenversicherung kann durch Ortsstatut auf sie übertragen werden. Gegen Truckmißbräuche sind sie gesetzlich gesichert; diese scheinen jetzt selten vorzukommen. Das letzte Eingreifen des Staats in die Verhältnisse

der Hausweberei, das Kinderschutzgesetz, kann in Fällen, in denen Torheit oder Schlechtigkeit der Eltern die Kinder ausbeuten, auch hier von Nutzen sein; aber unmöglich kann das durch die äußerste Not gebotene überfrühe und überanstrengte Mitarbeiten der Kinder am Spulrad und Webstuhl durch das Gesetz gehindert werden: es ist nur mit der Not der Eltern aufzuheben. Wo die Familie zwischen Kinderarbeit und Hunger zu wählen hat, ist die Kinderarbeit das kleinere Übel, auch für die Kinder selbst. Unter Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie kann also hier nur die im allgemeinen schwer, bei elektrischer Hausweberei aber leicht durchführbare Einführung eines Maximalarbeitstages in die Heimarbeit verstanden werden.

Alle diese guten, aber schwer erreichbaren Dinge: Organisation, Mindestlohn, Arbeitszeitbeschränkung — sie haben zur Voraussetzung, daß die Hausweber bei Arbeiten verwendet werden, deren Herstellung in der Fabrik für das Kapital nicht vorteilhaft ist. Diese Voraussetzung trifft heute für einen Teil der Hausweber zu. Überall, wo und solange sie zutrifft — was aber durch Verbesserungen der Fabriktechnik und durch Gewinnung stetigeren Absatzes sich täglich ändern kann —, da sind diese Mittel der Sozialpolitik gut und ohne Gefahr. Sie sind es auch da, wo zwar die Fabrik dem Kapital das Vorteilhaftere wird, aber für die Hausweber, auf Grund der Möglichkeit des Übergangs in andre Industrien, keine Arbeitslosigkeit davon zu fürchten ist. Wo aber solche Eingriffe mit der Besserung in der Lage der Handweberei zugleich deren Ende herbeiführen, ohne daß die Handweber andre Arbeit finden können, vor allem an abgelegenen Punkten, fern von der Bahn, da sieht die Sache anders aus. Denn die bewirkte Vermehrung des Fabrikbetriebs würde nicht in dem abgelegenen Handweberdorf, sondern in einer Fabrikstadt vor sich gehen und die Handweber dem Allerschlimmsten, der Arbeitslosigkeit, überliefern. Was würde ein solches „Ausräuchern“ der Handweber bewirken? Die gewaltsam arbeitslos gemachten würden nur durch so ungeheure Summen von Armenunterstützungen vor dem Hungertode zu retten sein, daß man über die Torheit des getanen Schrittes erstaunen würde.

Die bisher genannten Heilmittel können also, wenn überhaupt, nur jenen „Aristokraten der Hausweberei“ nützlich sein, die irgendwie der vernichtenden Konkurrenz der Maschine bisher entweichen konnten. Selbst bei diesen, das sahen wir, ist von der Selbsthilfe nicht viel zu erwarten; staatliche Hilfe in den Punkten Lohn und Arbeitszeit ist unwahrscheinlich, zudem meist nur schwierig in der

Hausweberei ein- und durchzuführen und endlich der Gefahr ausgesetzt, daß inzwischen die Fabrik für das Kapital das Vorteilhaftere wird und die Hausweber arbeitslos macht: dieselbe Gefahr, welche bei den Massenwaren-Handwebern dergleichen Reformen überhaupt ausschließt. So ist denn von all diesen Mitteln für die Hausweber nicht viel zu hoffen.

Soll man etwa nun versuchen, durch Umbauen der Webstühle und durch Kurse in Webschulen die Massenwarenweber in die Lage jener „Aristokraten" zu versetzen?

Ich glaube, daß das im allgemeinen das Allerverkehrteste wäre. Man würde, wenn es gelänge, durch eine Überführung vieler Hausweber zu den günstigeren Spezialitäten bei diesen ein Überangebot von Webern erzeugen, also auch hier die Weblöhne drücken oder Arbeitslose züchten, und günstigenfalls würde man jene Elite vermehrt haben, deren Lage, wie wir sahen, auch nichts anderes wie Hausweberelend ist (vgl. S. 81 f.). Höchst wahrscheinlich aber würde die technische Verbesserung der Hauswebstühle bald von einer weitergehenden in der Fabrik wieder überholt sein; man würde wieder nachhumpeln hinter der Fabriktechnik und wieder nur lebensunfähige Rückständigkeit mit vieler Mühe zustande gebracht haben.

Endlich die beiden großen Mittel, das soziale und das technische: Ersatz der privatkapitalistischen Arbeitgeber durch gemeinnützige und Einführung elektrischen Betriebs — sie haben sich als große Mittel zur Sanierung der Hausweberei nicht bewährt (vgl. S. 95 und S. 111); nur unter bestimmten Bedingungen können sie einen relativen sozialpolitischen Wert beanspruchen. So müssen wir es also aufgeben, noch länger an der Handweberei herumdoktern zu wollen. Zwar wird man, so gut es geht, überall die Lage der Hausweber zu lindern versuchen müssen, solange sie keine bessere Arbeitsgelegenheit finden; aber das Ziel vernünftiger Politik gegenüber der Handweberei kann nur noch sein, ihr ein möglichst schnelles und zugleich möglichst mildes Ende zu ermöglichen.

In welcher Weise kann das geschehen?

Wir müssen unterscheiden: die große Heerstraße, auf welcher die Masse am besten zu diesem Ziel marschieren kann, und die Fußpfade, die begangen werden müssen, wo die große Heerstraße nicht gangbar ist. Die große Heerstraße ist der Übergang in Fabrikarbeit. Massen von Industriearbeitern können nicht in Bauern oder Landarbeiter verwandelt werden. Das beste und zukunftsreichste in der Industrie ist aber der zentralisierte Großbetrieb.

Wir fragen daher zunächst: Wie ist der Hausweber in den Großbetrieb zu überführen?

Wo der Großbetrieb nicht zum Hausweber hinkommt, selbstverständlich dadurch, daß man ihm das Abwandern erleichtert; was die Verwaltungsbehörden auf mancherlei Weise tun können. Das Ideal aber ist das Fortwandern nicht. Es ist schade um die gute Luft, daß sie nicht geatmet werden soll. Die ohnehin bedauerliche Menschenanhäufung in den Steinwüsten der Städte wächst dadurch noch mehr. Zu wünschen ist, daß die Hausweber an Ort und Stelle Fabrikarbeit finden. Dafür ist jetzt, abgesehen von der in ihrem heutigen Zustand elenden und für Degenerierte doppelt ungesunden Tabakindustrie, der Bau einer Bahn die allgemeine Voraussetzung; die längst von Sachverständigen und Interessenten ausgesprochenen Wünsche sind daher mit Recht von Sombart, Alfred Weber und anderen Nationalökonomen zur allgemeinen wissenschaftlichen Forderung verdichtet worden: Bauen wir Bahnen in die Gegenden der Hausweber, auch in ihre Hochtäler hinauf! Ich glaube, meine Wanderungen sind ein einziger großer Beweis für die Richtigkeit dieser Forderung. Was nach wenigen Beispielen intuitiv erfaßt und dann deduktiv für alle Fälle benutzt worden war, glaube ich induktiv durch zahlreiche Einzeluntersuchungen bestätigt zu haben. Wie alle solche Erkenntnisse, gilt auch diese nur für die Bedingungen, unter denen sie gefunden wurde: nur für die Bedingungen unseres Deutschen Reiches und auf gleicher Entwicklungsstufe stehender Industrieländer. In diesen ist tatsächlich das Entscheidende die Bahn. Wo sie zuerst hinkommt, kommt auch die Fabrik zuerst. Man kann z. B. in der Lausitz die Fabrikentwicklung an Stelle der alten Hausweberei geradezu von der Eisenbahnkarte ablesen: wo die großen Linien schon lange gebaut sind, da haben Fabrikdörfer von der Hausweberei fast nichts mehr gelassen; wo erst jüngere Kleinbahnen die Fabrik ermöglichten, sind noch bedeutend mehr Hausweber und wenig Fabriken.

Freilich, ob überhaupt Fabriken angelegt werden, oder ob das Kapital andere Möglichkeiten findet, sich besser zu verzinsen, das ist durch die schönsten Eisenbahnen nicht zu bewirken. Wenn die Besitzenden überhaupt die Besitzlosen arbeitslos lassen — dagegen ist im Kapitalismus kein Kraut gewachsen.

Immerhin hat in den letzten Aufschwungszeiten die deutsche Industrie regelmäßig zwar auch die Hausweber stärker beschäftigt, aber auch viele Fabriken neu angelegt. Zwar mag der Anfang neuer

Aufschwungszeiten noch mehrmals auch einen Aufschwung der Handweberei bewirken, so wie beispielsweise im Jahre 1889 mit der gesamten Hebung der Textilindustrie die Zahl der Handwebstühle im Regierungsbezirk Düsseldorf sich von 3000—4000 auf 10000 hob; aber das sind Ausnahmen von kurzer Dauer. Dieselbe Welle, die den Handweber hebt, spült ihn hinweg. Sie bringt Vermehrung der Fabriken und damit wieder das Ende eines Stückes Handweberei. Also, damit die Fabriken zu den Hauswebern hinkommen können: bauen wir Bahnen!

Eine solche Politik, und damit kommen wir von der Heerstraße zu den Seitenpfaden, bedarf jedoch zu ihrer Durchführung mehrerer Jahrzehnte, zu ihrer Grundlegung schon mehrerer Jahre. Und überhaupt kann sie nur den Jüngeren, nicht den Alten Erlösung bringen. Diesen nach allem Durchlittenen einen erträglichen Lebensabend zu schaffen, ist eine dringende Gegenwartsaufgabe des Hausweberproblems.

Das Hausweberproblem hat sich von selbst auf die langsamste und qualvollste Art soweit gelöst, daß jetzt die Gesamtheit etwas tun kann, was sie früher nicht konnte: die noch übrigen Handweber als „Gnadenbrot“ mit Arbeit versehen.

Was der Thüringer Weberverein nur im kleinen und die schlesische Zentrale nur auf tiefster Stufe vermag, kann die Gesamtheit im großen und auf höherer Stufe. Für die Armee, die Marine, für alle Behörden der Einzelstaaten und der Städte, für alle Krankenhäuser und ähnliche Anstalten sind alljährlich Massen von Webwaren nötig. Ein großer Teil der Hausweber, die Alten vielleicht alle, könnten dadurch Beschäftigung erhalten. Zum Teil geschieht das bereits. Aber in unzweckmäßiger und ungenügender Weise. Es wird bis jetzt im Submissionsverfahren dem Billigsten der Auftrag erteilt, ohne genügende Lohnklausel. Der Befehl des Kaisers, daß die Handweber beschäftigt werden sollen, erreicht unter dem bisher üblichen Submissionsverfahren nicht seinen Zweck. Der Thüringer Weberverein, überhaupt jeder solche Versuch, die Massenwarenweber zu auskömmlichen Löhnen zu beschäftigen, kann mit den hungernden Schlesiern nicht in Wettbewerb treten. Die Vorschrift, daß Handweber beschäftigt werden sollen, wird außerdem anscheinend nicht selten umgangen. Wie ich in Schömberg erfuhr, kommt es vor, daß Handweber einen Schein zur Unterschrift erhalten, in dem sie bestätigen, einen Stoff gewebt zu haben,

der tatsächlich in der Fabrik hergestellt worden ist. Selbstverständlich ist der Handweber, der in der Not die Lüge unterschreibt, um nicht bei dem Arbeitgeber unbeliebt zu werden, der Unschuldigste bei der Sache. Statt der Übergabe des Auftrags an beliebige und nur durch wohlfeile Ware sich empfehlende Privat-Kapitalisten sollte von Sachverständigen ein Submissionspreis nach den Herstellungskosten samt einer Lohnklausel festgesetzt werden, durch welche den beschäftigten Webern Überarbeitung und Hunger erspart werden; nach diesem Submissionspreis samt Lohnklausel wären die Aufträge ausschließlich an zuverlässige gemeinnützige Unternehmungen zu erteilen: vor allem an Weberinnungen, Genossenschaften und analoge Unternehmungen, jedoch nicht ohne die Bedingung, daß eine Liste der Personen angelegt wird, welche jetzt Handweber sind, und daß diese nur dann Arbeit erhalten, wenn sie ihre Kinder nicht wieder Handweber werden lassen. Dazu wären noch besondere Unterstützungen einzurichten (vgl. S. 191). Die Liste wäre dann zu schließen. Kein neu beginnender Handweber dürfte ihr hinzugefügt werden. In wenigen Jahrzehnten würde der letzte Name von ihr verschwunden sein.

Man kann noch weiter gehen und, wo es möglich, den alten Handwebern seitens das Staates einen halbmechanischen Betrieb einrichten; d. h. die Vorarbeiten (Spulen, Treiben, Bäumen und Scheren) mechanisch herstellen lassen, so daß nur das Weben Handarbeit bleibt, das die Alten nicht mehr mit Fabrikarbeit zu vertauschen imstande sind. So geschieht es in Österreich. Oder man kann, wie es in Bayern vorkommt, einer Genossenschaft von Hauswebern aus einem Regierungsfonds unverzinsliche Zuschüsse und Kredit beim Raiffeisenverein verschaffen, so daß sie selbst größere Militärlieferungen, günstigen Rohmaterialieneinkauf und eine Erhöhung des Verdienstes (allerdings nur auf wöchentlich 8—9 Mk.!) erreichen.

Wie viel oder wie wenig man auch tue, gewiß würde es die Gesamtheit ein kleines Opfer kosten. Sie müßte die Handweberwaren teurer zahlen als die Fabrikgewebe. Um heute die Handweber, wenigstens die Alten, möglichst alle mit Arbeit zu versorgen, würden, soweit als die Fähigkeit der Handweber genügt, um die Ansprüche des Militärs zu befriedigen, alle Militäraufträge — nicht wie jetzt ein kleiner Teil — an die Handweber gegeben werden müssen. Aber das Opfer würde von Jahr zu Jahr mit dem Aussterben der Handweber kleiner werden. Und das Opfer wäre be-

rechtigt. Denn es handelt sich darum, einem Teil der Gesellschaft, der ohne alle eigene Schuld Unerhörtes durchgemacht hat, nicht durch Almosen, sondern durch Gewährung lohnender Arbeit zu helfen, damit sein Absterben nicht ein Verhungern sei.

Die Jungen aber sollen in allmählicher Regeneration wieder ein gesundes Stück des Volkskörpers werden. Zwar mögen einzelne hoffnungslos Degenerierte dazu nicht mehr fähig sein; aber zahlreiche Beispiele beweisen, daß die Handweber und ihre Söhne oft genug zu schwerer und angespannter Arbeit überzugehen vermögen und dann auch eine Regeneration erleben, wie Minutoli sie seinerzeit beobachtete: „Wo Weber und Spinner auf das Feld, in die Forsten und Steinbrüche genötigt wurden, erwuchs ihnen bald eine nicht gekannte Kraft, der Körper wurde bei dem besseren Verdienst und der gesunden Nahrung, die ihn förderte, kräftiger, und aus dem verzweifelten Stubenhocker wurde ein gesunder, unternehmender, ein tüchtiger Mensch."

Eine dahin führende Abkürzung, auf deren schmalem Wege freilich bisher nur wenige gehen konnten, ist das Bestreben, wenigstens die Weberkinder aus dem Weberelend herauszuziehen. Coburg-Gotha zahlt aus der Staatskasse Beihilfen an Webersöhne, die in andere Berufe übergehen; alljährlich allerdings sind es nur ein paar, die auf diese Art mit ungefähr 1000 Mk. jährlichen Kosten herausgezogen werden: die übrigen werden wieder Weber. Ebenso langsam wirken die Prämien der Erfurter Regierung auf dem Eichsfeld. In größerem Stil vermag demselben Zweck die Stadt Schweidnitz mit der ihr vermachten 3½ Millionen-Stiftung eines Privaten gerecht zu werden. Von den Mitteln der Stiftung sollen nach dem Statut Erziehungsanstalten für Knaben und für Mädchen errichtet werden, in denen vorzugsweise die Kinder verstorbener oder noch lebender armer Weber des schlesischen Gebirges (in den Kreisen Hirschberg, Schmiedeberg, Landeshut, Waldenburg, Glatz, Neurode und Habelschwerdt) zu verpflegen und zu erziehen sind, um sie dem Weberhandwerk und der Mitarbeit im väterlichen Hause oder in Webereifabriken zu entziehen und die Knaben für einen anderen Beruf, die Mädchen zu hauswirtschaftlicher Arbeit vorzubereiten. Die Kinder werden nur unter der Bedingung aufgenommen, daß sie bis nach vollendeter Schulzeit in dem Institut verbleiben und die Knaben dann nach Neigung und Beanlagung vom Vorsteher des Instituts zu weiterer Ausbildung als Handwerker untergebracht werden dürfen. Es soll, so verlangt das Statut, vorzüglich auf die körper-

liche Ausbildung und Kräftigung geachtet werden. Zweifellos ein warm und sachkundig durchdachtes Verfahren, das der Degeneration der Weberkinder entgegenzuwirken geeignet ist.

Diese Bemühungen erreichen wenig genug. Nur langsam wird die Zahl jener Ärmsten geringer. Aber es gibt Menschenfreunde, denen das viel zu schnell geht. Die Schweidnitzer Handelskammer äußert in ihrem Jahresbericht von 1895: daß es im Interesse der meist kleineren Fabrikanten liege, wenn die Agitation gegen eine weitere Heranbildung von Handwebern aufhöre, da die vorhandenen Handweber für die vorliegende Beschäftigung nicht mehr ausreichen und die Existenz der kleinen Fabrikanten bedroht sei, wenn die Weber weiter zu anderer Beschäftigung gedrängt würden. Auch andere Handelskammern in den Zentren des schlesischen Weberelends haben wiederholt gegen die Überführung der Weberkinder in andere Berufe Einspruch erhoben und eine Vermehrung der Handweber gewünscht. Eine Gewissenslosigkeit, welche den theoretischen Nutzen hat, daß sie das tatsächliche Verhältnis der Besitzenden zu den Besitzlosen offen ausspricht.

Wir suchen indessen noch nach Abkürzungen des langen Weges, der aus dem Handweberelend hinausführt. Hätten wir jenes Ideal, den staatlichen Zwang zu Tarifverträgen, dann könnten wir zu diesem Ziel auch Wege einschlagen, die jetzt gefährlich sind: wir könnten dann auch günstigere, weil technisch vernünftigere, Heimarbeitsindustrien zu Hilfe nehmen. Vor allem käme die elektrisch betriebene Hausweberei in Betracht. Ohne Tarifzwang stets eine Gefahr, könnte sie mit ihm wenigstens für besondere Fälle ein Segen sein. Es ist selbstverständlich oft billiger und eher möglich, auf abgelegene Gebirgshöhen die Kraft mittels des Drahts hinaufzuleiten, als sie durch Kohlen hinaufzubefördern, für die erst eigens eine Bahn auf den Berg hinaufgebaut werden muß. Vor allem, wo auf Gebirgshöhen zahlreiche kleine Landleute einer Ergänzung ihrer kargen Landwirtschaft durch Industrieverdienst während des Winters bedürfen, könnte ihnen so in technisch gesunder Form ihre Hausweberei erhalten werden. So auch in anderen Fällen. Und der Übergang zur Fabrikarbeit könnte erleichtert werden, wenn an den entsprechenden Plätzen lohnende Hausindustrien eingeführt und lohnend erhalten würden, welche es den Frauen der in die Fabrik Übertretenden ermöglichten, den Fabrikverdienst des Mannes durch einen zu Hause verdienten Zuschuß ihrerseits zu ergänzen. Daß

eine solche Heimarbeit fehlt, ist jetzt eine empfindliche Lücke. Und wäre auf diese Art die Heimarbeit saniert und als Reserve gesichert, so könnte auch dem von Herkner empfohlenen Gedanken näher getreten werden: der gesetzlichen Einschränkung der Fabrikarbeit verheirateter Frauen auf Halbtagsschicht. Denn dann wäre die Gefahr, daß sie ganz entlassen würden, nicht mehr so bedenklich, da dann die Verdrängung in die Heimarbeit nicht mehr eine solche Gefahr bedeuten würde. Aber es hieße, den Teufel durch Beelzebub austreiben, wenn wir weiter, wie es bisher oft geschieht, eine ungeregelte und infolgedessen auch wieder auf Hungerlohn sinkende Heimarbeit einführen wollten, wo bisher nur am Handwebstuhl gehungert wurde. Und da der Gedanke des Zwangs zu Tarifverträgen noch nicht so abgelagert ist, daß die gesetzgebenden Faktoren ihn für genießbar ansehen könnten, so bleibt auf lange hinaus alles Begünstigen von Heimarbeit ein bewußt oder unbewußt arbeiterfeindliches Beginnen.

Solange die Heimarbeit überhaupt ungeregelt ist, und daher ihrer Struktur entsprechend zu immer tieferem Sinken des Lohnes neigt, im Gegensatz zum steigenden Lohn der Fabrikarbeiter, so lange kann ein Ersatz der Hausweberei durch andere modernere Heimarbeit nur ein augenblickliches, aber kein nachhaltiges Linderungsmittel sein.

Wir verlassen damit die Seitenwege und folgen wieder der Heerstraße, um zu sehen, wo sie hinführt.

Wenn die Bahnen endlich gebaut sein und zwar nicht für die alten, aber doch für die jungen Leute Fabrikarbeit gebracht haben werden, was wird dann erreicht sein?

Was an den Hausweberplätzen mit der Bahn kommt, das ist im allgemeinen die mechanische Webfabrik. Nicht selten auch die mechanische Spinnerei. Beides ist erwünscht, besonders um der jungen Mädchen willen, die noch weniger als die jungen Burschen von dem Hausweberelend wegwandern; in solchen Fabriken finden gerade die Mädchen Arbeit. Und so weit ist auch Professor Sombart's alter Wunsch erfüllbar und berechtigt, daß die eingewurzelte Webergeschicklichkeit nicht durch Übergang in andere Berufe verloren gehe, sondern in der Fabrik weiter wirke. Aber ob auch die Männer in der Webfabrik Arbeit finden werden?

Wenn der Sozialpolitiker glücklich Bahn und Webfabrik zu den Webern hingebeten hat und es nützt den Familienvätern wieder

nichts — was dann? Nun, dann muß er sich eben wieder aufs Bitten verlegen. Wie folgender Passus der amtlichen Mitteilungen aus den Jahresberichten der Fabrikinspektoren für 1896 zeigt:

„Das Überhandnehmen des weiblichen Elements in der Krefelder Seidenindustrie läßt sich nicht wegleugnen. Weibliche Arbeitskräfte werden in der Seidenindustrie bevorzugt, obgleich männliche genügend vorhanden und notleidend sind. Diese Zustände gaben der bei der Stadtverwaltung ins Leben gerufenen sozialen Kommission Veranlassung, an sämtliche dortige Fabrikanten der Seiden- und Sammetindustrie ein Rundschreiben ergehen zu lassen. In demselben wird den Arbeitgebern der Wunsch dringend ans Herz gelegt, daß sie dem Hausweberstande den Übergang zum Fabrikbetrieb erleichtern möchten. Es wird deswegen die Bitte an die Fabrikanten gerichtet: a) auf Webstühlen Frauen nicht zu beschäftigen, vielmehr an deren Stelle die aus Arbeit gekommenen Handweber heranzuziehen, b) bei Ausdehnng des Betriebes unter möglichstem Ausschluß von Mädchen und Frauen die sich meldenden bisherigen Handweber zu berücksichtigen usw.“

Ganz mit Recht erklärte darum auf einem der Textilarbeiter-Kongresse ein Weber aus Hohenstein-Ernsttal, die Hausweberei werde ohne tiefgreifende Reformen in absehbarer Zeit nicht zugrunde gehen; einfach deshalb, füge ich hinzu, weil die männlichen Hausweber oft in den Textilfabriken kein Unterkommen finden werden. Die billigere Frauenarbeit wird trotz aller Bitten der Sozialpolitiker immer wieder an den Fabrikwebstühlen stehen, die den Handweber arbeitslos machen.

Daher denn auf den Textilarbeiter-Kongressen von 1886 an und in § 1 ihrer Verbandsstatuten immer die Forderung wiederkehrt: Gleiche Löhne für gleiche Leistungen! Eine Forderung, die sich auch stets verwirklicht, indem zuletzt die Männer ebenso niedrig bezahlt werden wie die Mädchen. Und darum immer wieder auf Weberinnungs- und Textilarbeiterverbandstagen die Resolutionen, welche fordern: Einschränkung der Frauenarbeit, Einführung des Achtstundentags für die Arbeiterinnen, oder speziell „Einschränkung der Frauenarbeit in mechanischen Webereien, wegen ihrer Konkurrenz für die gelernten Weber“, wie die Petition der in Glauchau versammelten Weberinnungen anfangs des 20. Jahrhunderts in ungebrochener Zunfthandwerker-Naivität hinzufügt, oder auch: „Gleicher Lohn für männliche und weibliche Arbeiter in den Webereien“ und „Einschränkung der Frauenarbeit hinter den Webstühlen“, wie 1896 ein

Zusatzantrag zu den Statuten des Textilarbeiterverbandes postulierte — ein Antrag, der übrigens, bezeichnend für den neuen Geist in der modernen Arbeiterbewegung, abgelehnt wurde wegen des Prinzips der Gleichberechtigung der Geschlechter und um die Frauen nicht auszuschließen Der Geist von Bebel's „Frau“, der Geist der Frauenrechtler und Kommunisten, hat hier gesiegt über den Geist der Zünftler, gesiegt auch über die nur zu begreifliche elementare Wut, mit der die Arbeiter einst die ersten Arbeiterinnen in den Fabriken verfolgten und die Maschinen zertrümmerten, die Fabriken in Brand steckten, um den unfaßbaren Feind, der sie arbeitslos machte, anzugreifen.

Die Arbeiter haben seitdem erkannt, daß nicht die Maschinen, nicht die Arbeiterinnen die zu bekämpfenden Gegner sind. Die Arbeiterinnen sind im Kopf des Arbeiters Klassengenossinnen geworden, die man achten und zu „Kolleginnen“ organisieren muß, weil sie Proletarierinnen sind, ebenso wie er Proletarier ist.

Und wie ergeht es den Kolleginnen, durch die der Weber seine Stelle in der Fabrik besetzt findet? Zum Teil überarbeiten sie sich durch die lange Arbeitszeit; zum Teil durch die Art der Arbeit. Im ersten Fall sind die Arbeiterinnen am rechten Platz und bedürfen nur kürzerer Arbeitszeit; im zweiten Fall sollten überhaupt Männer an ihre Stelle treten.

Betrachten wir zunächst diesen zweiten Fall. Auf Kosten ihrer Gesundheit drücken hier die Arbeiterinnen den Lohnsatz auf die Stufe von Frauenlöhnen bei Anstrengungen, welche Männerarbeit fordern. So an den breiten Webstühlen, deren alle fünf Minuten mit der Hand zu bewegende Lade sehr schwer ist, so auch bei anderen Arbeiten in den Textilfabriken (vgl. S. 158).

Ein Verbot solchen Mißbrauchs der weiblichen Arbeit würde in den Textilfabriken, die an den Hausweberplätzen entstehen, Stellen für Männerarbeit frei machen; und wie bei allen Arbeiten, die meist oder ausschließlich in Männerhand sind, wird sich auch bei diesen ein höherer Lohnsatz herausbilden; zu diesen nach Männerlohn gezahlten Fabrikposten können dann manche Hausweber übergehen.

Aber trotzdem würde der Weber im allgemeinen nach wie vor, wenn überhaupt, so nur neben den Weberinnen als ihr Konkurrent in die Fabrik einziehen können.

Denn auch dann, wenn die weibliche Arbeit von allen Stellen entfernt wird, an denen man sie in den Textilfabriken jetzt nur

ihrer Billigkeit und Gefügigkeit wegen mißbraucht, kann doch immer noch ein übergroßer Teil der Arbeit in diesen Fabriken in der Hand von Arbeiterinnen bleiben. Er ist ihnen auf dem Boden der Gleichberechtigung nicht zu nehmen.

So ergibt sich: selbst wenn man — was nicht der Fall ist — im Kapitalismus frei drauflos nach ethisch-ästhetisch-hygienischen Idealen Frauenarbeit durch Männerarbeit ersetzen könnte, ohne Rücksicht auf den Kapitalprofit, so würde doch der Hausweber in der Webfabrik und in den meisten Textilfabriken oft gar keine oder nur eine Frauenarbeit finden.

Trotzdem ist die Politik des Bahnbaues die beste, die wir haben. Nur genügt sie nicht. Was also weiter?

Der Handweber wird eben doch wieder wegwandern und Männerarbeit suchen müssen. Und sofern er in die Webfabrik gelangt, wird ihm auch unter Voraussetzung des besten Arbeiterinnenschutzes nichts übrig bleiben, als durch gemeinsame Organisation mit den Kolleginnen so viel als möglich zu erringen. Den Organisationsbestrebungen in der Webfabrik wenden wir uns daher nun zu.

Im höchsten Maß müssen unsere Sympathien gerade dem Ringen dieser schuldlos vom Zufall des Kapitalismus hart Getroffenen gelten. Wenn sie Lohnerhöhungen verlangen, wenn sie 10 statt 11 Stunden arbeiten wollen, so wissen wir, wie bitter gerade sie es nötig haben.

Aber wieder stehen, wie bei allen Arbeitskämpfen, die Erfolge zu der Not, aus der sie geboren, im umgekehrten Verhältnis. Je tiefer das Elend, um so weniger ist mittels der Gewerkschaft zu erreichen.

Zwar ist das Bestreben, die Kolleginnen mit zu organisieren, nicht ganz erfolglos. In England arbeiten von den 120000 Gewerkvereinlerinnen über 100000 im Textilgewerbe. „Es gibt keine geweckteren, unabhängigeren und selbständigeren Arbeiterinnen als die der englischen Textilindustrie." „Die Textilorganisation Lancashires mit ihren 60 % weiblichen Mitgliedern und ihrem Grundsatz gleicher Löhne für Männer und Frauen bei gleicher Arbeit ist das Schulbeispiel für den Erfolg des Prinzips der Gemeinsamkeit." Gewiß. Das Prinzip ist richtig. Es kann aber nicht verhindern, daß die Dinge sich trotzdem so entwickeln, wie sie sich in Lancashire entwickelt haben.

So ist es auch in Deutschland. Zwar sind im Textilarbeiterverband neben 45000 männlichen jetzt bereits 19000 weibliche Mit-

glieder vorhanden. Auch zahlen die weiblichen Mitglieder z. B. in Crimmitschau denselben hohen Beitrag wie die männlichen; denn, so heißt es in einem Bericht des Verbandes, „es schien uns ungerecht, von einer ledigen Weberin, die 18 Mk. pro Woche verdient, weniger Beitrag zu erheben als von einem verheirateten Färber mit mehreren Kindern, der bloß 12 Mk. bezieht.“ Auch sind manche Weberstreiks erfolgreich gewesen. Wie z. B. derjenige der 2500 Crefelder Sammetweber, welche 15 Wochen lang mit 255000 Mk. Gesamtkosten im Ausstand waren und ihre Forderungen, Bezahlung der Nebenarbeiten und einheitlichen Lohntarif, wirklich durchsetzten, oder wie der in Meerane, welcher durch einen Tarif die Arbeitszeit verkürzte, die bis 50 % betragenden Lohnunterschiede der einzelnen Fabriken beseitigte und eine Lohnüberwachungskommission einsetzte. Aber solche Erfolge dürfen uns nicht darüber täuschen, daß im allgemeinen die Textilarbeiterorganisation zu denjenigen gehört, die am wenigsten erreichen. Die beiden Hemmschuhe, Heimarbeit und Frauenarbeit, lassen die Räder nicht vorwärts, soviel auch von den Führern gezogen und von den Arbeitern der anderen Industrien mit angeschoben wird. Der denkwürdige Kampf um den Zehnstundentag in Crimmitschau, unterstützt durch eine Million Mark freiwilliger Beiträge, endete mit vollständiger Niederlage der Arbeiter.

Überhaupt haben die Fabrikweber in Deutschland noch kaum einen nennenswerten Einfluß auf den Inhalt des „Arbeitsvertrags“ errungen. Tarifvereinbarungen sind in ganz wenigen Städten zustande gekommen. Bezeichnend sind die Angaben der bayerischen Fabrikinspektion über die Verhältnisse in der Textilindustrie: das Einvernehmen der Arbeiter und Arbeitgeber ist ein gutes, durch keinerlei größere Differenzen gestört, der Zusammenschluß der Arbeiter zu Verbänden ohne wesentliche Fortschritte, eigentliche Tarifverträge bestehen nicht, „die Lohntarife werden von den Arbeitgebern festgestellt und durch Anschlag den Arbeitern bekannt gegeben“. „Dem Beispiel anderer Industrien in der Verkürzung der Arbeitszeit oder Festsetzung derselben auf 10 Stunden, ist die Textilindustrie noch nicht gefolgt“, „in der Hauptsache wird streng an der 11 stündigen Arbeitszeit festgehalten“ (also an dem Maximum, das die deutsche Gesetzgebung für Arbeiterinnen erlaubt), obwohl, wie der Bericht hinzufügt, bereits an manchen Maschinen die Anspannung aller Kräfte erreicht ist; wie ja überhaupt der immer schnellere Gang der Webstühle (z. B. in der Tuchbranche vor

12 Jahren nur 50, jetzt 80 Touren in der Minute) immer angespanntere Aufmerksamkeit erfordert.

So ist denn die Organisation gegenüber der Sachlage ohnmächtig.

Die deutsche wie die englische Textilarbeiterschaft muß daher ihre Augen vor allem auf die Gesetzgebung richten.

Und wenn es wirklich gelänge, im Parlament die Sache der Weber von Erfolg zu Erfolg zu führen, wenn in den preußischen und sächsischen Landtagen die Abgeordneten wetteiferten, die Weber zu fördern, wenn die Behörden nichts eifriger erstrebten als die Besserung der Lage der Weber — wieweit könnte ihnen geholfen werden?

Diese Frage mag utopisch erscheinen, nachdem der Crimmitschauer Streik auf das Verhältnis der Behörden zur Selbsthilfe der Weber ein grelles Licht geworfen. Wenn bei einem solchen Streik „das ganze Aufgebot von Staatsanwalt und Polizei für die Unternehmer Partei ergreift“, wie damals die Preußischen Jahrbücher treffend sagten, wenn die Richter streikende Weber wegen der harmlosesten Worte, Streikbrechern gegenüber, die sich selbst gar nicht beleidigt fühlen, mit Gefängnis bestrafen; wenn die Parlamente dieser beiden Bundesstaaten ein noch kürzlich verschlechtertes und ein unverändert „elendestes aller Wahlsysteme“ zur Grundlage haben, so daß sie ausschließlich als Vertretungen der Besitzenden im Gegensatz zu den Besitzlosen wirken — so ist es vorläufig ein schöner Traum, sich die Interessen der Fabrikweber bis auf das äußerst Mögliche gefördert vorzustellen.

Immerhin, da vorläufig das Reichstagswahlrecht noch besteht und Wahlrechtsreformen nirgends ganz ausgeschlossen sind, ist es nichts völlig Undenkbares, was wir voraussetzen. Auf Grund dieser politischen Voraussetzung können wir rein nationalökonomisch untersuchen, wieweit die Lage der Fabrikweber gebessert werden könne.

Zunächst: Warum sträuben sich gerade in der Textilindustrie die Unternehmer so besonders gegen die Arbeitszeitverkürzung? Gewiß vor allem deshalb, weil sie eben gegenüber den großenteils weiblichen und darum nachgiebigen Arbeitern absolute Herren sind und sich auch als solche fühlen. Wie im Bergbau die kolossale Macht des konkurrenzlosen zusammengeballten Kapitals, so ist hier die natürliche Schwäche der Arbeiterschaft der Grund des Herrentums der Arbeitgeber und ihrer Taubheit gegen die Arbeiterwünsche.

Zu diesem sozialen kommt wieder ein technischer Grund; derselbe, welcher die Frauenarbeit an die Stelle der Männerarbeit hat kommen lassen: die Mechanisierung des Betriebs, welche weniger als in anderen Industrien der Arbeitskraft zu gesteigerter Tätigkeit Raum läßt. Der Arbeiter kann allerdings auch hier seine Leistung noch stark vergrößern, wie z. B. in der letzten Krise nach den Inspektorenberichten in Textilfabriken die Arbeitszeitverkürzung die gewünschte Produktionsverminderung nicht erzielte, sondern vielmehr größere Arbeitsintensität der Arbeiterinnen bewirkte, so daß man zu Entlassungen schritt; weit mehr aber als die Leistungen der Arbeiter kann hier noch die der Maschinen erhöht werden. Nach Martin, dem vorzüglichen Kenner der Textilfabriken, war 1895 selbst in England, besonders aber in Deutschland, noch keineswegs so viel Kapital als zweckmäßig in die Maschinen der Textilindustrie gesteckt. Die modernsten Leistungen des Maschinenbaues harrten ihrer allgemeinen Anwendung; dasselbe wurde 1903 für Crimmitschau von einem Freund der Fabrikanten konstatiert. Beharren bei langer Arbeitszeit, niedrigem Lohn und veralteter Technik, das ist nach Martin die Klippe, an der viele deutsche Textilfabriken gescheitert sind. Solches Zurückbleiben macht auf die Dauer rettungslos konkurrenzunfähig gegen voranschreitende Länder. Einmal kommt stets der Tag, wo die moderne Technik billiger produziert als die überholte, die mit langer Arbeitszeit und niedrigen Löhnen ihr Dasein fristet.

Kein Zweifel, daß auch in der deutschen Textilindustrie, ebenso wie in der englischen, wo er schon seit Jahrzehnten besteht, der Zehnstundentag möglich wäre; wie das ja auch von vielen Unternehmern, in Crimmitschau theoretisch, in manchen anderen Städten durch die Tat, bereits zugegeben worden ist. Die Arbeitszeitverkürzung würde dazu drängen, die Möglichkeiten der Technik zu verwirklichen, und mithin im Gesamtinteresse nur nützlich sein.

Ebenso ist es mit Lohnerhöhungen. Sie ermöglichen durch bessere Ernährung wieder angespanntere Arbeit. Es ist ein Erfahrungssatz: die höchstgelohnte Arbeit ist die billigste. Und sie drängt wiederum zur vollen Anwendung der technischen Möglichkeiten, weil man den hochgelohnten Arbeiter möglichst durch Maschinen zu ersetzen sucht. All das bietet für Verbesserung der Arbeiterlage in den Webfabriken bei starkem Industrieaufschwung noch weiten Spielraum. Aus denselben Gründen ist die Konkurrenz von

Ländern mit niedrigeren Löhnen und längerer Arbeitszeit keine unbedingte Gefahr.

Aber das alles hat seine Grenzen. Die englischen Textilarbeiter glauben, vielleicht mit Unrecht, bereits ungefähr so viel als möglich den Fabrikanten abgedrückt zu haben; vielleicht ist der amerikanische Fabrikweber trotz oder vielmehr wegen seines höheren Lohnes als der leistungsfähigere und mit besserer Technik ausgestattete auch der billigere im Vergleich zum englischen. Jedenfalls aber ist ein Punkt vorhanden, von wo an bessere Lage des Arbeiters in unerträglichem Maß die Produkte verteuert oder den Profit schmälert. Und sehr weit wird der Weber in Lancashire von diesem Punkt nicht mehr entfernt sein. Das glückliche Lancashire wird daher wohl ungefähr das Endziel sein, das auch der deutsche Fabrikweber als solcher erreichen kann.

Zwar mag absolut genommen der Profit der Webfabriken oft ein beträchtlicher sein; es ist aber selbstverständlich unmöglich, aus der absoluten Höhe der Kapitalgewinne beweisen zu wollen, daß diese Kapitalgewinne seitens der Arbeiter noch getrost geschmälert werden können. Denn weder auf die absolute Größe des Profits noch auf sein Verhältnis zur Lohnsumme kommt es dabei an, sondern auf seine relative Höhe im Verhältnis zum angelegten Gesamtkapital.

Und soviel ist sicher: die deutsche Webereiindustrie hat namentlich durch die amerikanischen Zollerhöhungen Absatzmärkte verloren — worauf in Sachsen Lohnreduktionen von 10—30 % erfolgt sein sollen —, und steht keineswegs konkurrenzlos auf dem Weltmarkt. Vielmehr „wirkt die textilindustrielle Entwicklung in den bisherigen Exportländern auf weitere Beschäftigungslosigkeit sowie auf weitere Verringerung der Arbeitslöhne hin“, wie eine Resolution des deutschen Textilarbeiterkongresses von 1896 ausführt. Woraus die einzig logische Folgerung die ist, daß innerhalb der Webfabrik eine sehr große Hebung der Lohnsätze nicht zu erwarten ist. Denn träte selbst das Unwahrscheinlichste ein, gewännen die Fabrikweber gewaltige gewerkschaftliche Kraft, oder nähme der Staat sich ihrer aufs eifrigste an, so könnte doch die Erhöhung der Löhne nur so weit gehen, bis das in seinem Profit unter die allgemeine Profitrate gedrückte Kapital der Webfabriken diese Anlage meidet, worauf zunehmende Arbeitslosigkeit die Weber an die im Kapitalismus liegenden Grenzen der Lohnsteigerung und Profitverletzung erinnern würde. Frei nach ethischen Idealen kann der Sozialpolitiker in seiner Studierstube die Welt gestalten, aber nicht in der Wirklichkeit.

Wenn also nicht in der Webfabrik, wie wäre ein Ende des Weberelends denkbar?

Wenn die Männer andere Arbeit fänden, bei denen sie etwas leisten können, was die weiblichen Arbeiter nicht vermögen. Hier ist, wie die Erfahrung lehrt, der Verdienst der Männer dann ein entsprechend höherer. Wir lernten den Übergang von Hauswebern in solche Fabriken kennen: in Lederfabriken, Spitzenfabriken, Drahtwebereien, Teppichwebereien, Maschinenfabriken usw., kurz in solche Fabriken, welche bedeutend größere Anspannung und Körperkräfte fordern, als die gewöhnlichen Textilfabriken, daher in der Hauptsache Männer brauchen und infolgedessen bei Festsetzung der Zeit- oder Stücklohnsätze die durchschnittlich höheren Ansprüche und das höhere Lohnbedürfnis der Familienväter zugrunde legen müssen.

Wo solche Fabriken ohnehin von privaten Unternehmern geschaffen oder so sehr vergrößert werden, daß die Handweber in ihnen Arbeit finden, da bedarf es keiner Nachhilfe. Wo aber der gewöhnliche Entwicklungsgang einzutreten droht, Fabrikweberelend anstelle von Hausweberelend, da wäre es Sache der Gesamtheit, einzugreifen.

Sie kann es dadurch, daß ihre Organe an den Hausweberplätzen diejenigen Fabrikanlagen begünstigen, welche Männerarbeit brauchen und daher neben den gewöhnlichen Textilfabriken eine Ergänzung bilden, die das industrielle Gleichgewicht der Geschlechter herstellt.

Diese Aufgabe würde auch dann verbleiben, wenn gegenüber der Konkurrenz der Geschlechter dasjenige Mittel ergriffen würde, das überhaupt das Ideal alles Eingriffs in die Arbeiterverhältnisse genannt zu werden verdient: der Zwang zum Abschluß rechtsverbindlicher Tarifverträge.

Die Tarifverträge zwischen der Arbeiterschaft und der Unternehmerschaft, wie nicht nur England, sondern auch bereits Deutschland sie in den bestorganisierten Gewerben vor allem der gelernten männlichen Fabrikarbeit kennt, kommen leider bei Arbeiterinnen, bei Ungelernten und bei Heimarbeitern entweder gar nicht oder nur in räumlich und zeitlich engen Grenzen zu stande; sie können und sollen da, wo die Arbeiterschaft aus den genannten Gründen zu schwach ist, vom Staat erzwungen und durchgeführt werden: sie

sind wirklicher Arbeiterschutz, zugleich wirklicher Schutz aller soliden Unternehmer gegen die Schmutzkonkurrenz der mittels Lohndruck unterbietenden Schädlinge, und sie sind Schutz der Gesamtheit gegen die Gefahr, welche in der Konkurrenz der Geschlechter der Volksgesundheit und der Familie droht. Wenn in festen Tarifen ohne Unterschied des Geschlechts für alle leichteren Arbeiten geringere, für alle schwereren Arbeiten entsprechend höhere Mindestlohnsätze (nach Zeit oder Stück) festgesetzt werden, welche nach unten hin eine feste Grenze bilden, dann hört alle Unterbietung der Arbeiter durch die Arbeiterinnen auf. Sobald auf diese Weise für gleiche Leistung gleicher Lohn gesichert ist, ohne Unterschied des Geschlechts, sobald nur nach der Leistung sich die Höhe des Lohns abstuft, dann wählen ganz von selbst die Männer meist die schwereren und lohnenderen, die Mädchen meist die leichteren und weniger lohnenden Arbeiten. Während jetzt die Mädchen auch zu den ihre Natur verletzenden Arbeiten eifrig herangezogen werden, weil ihre Arbeitskraft wohlfeiler ist, fällt das dann weg. Die natürliche Teilung der Arbeit tritt dann ein. In ihr stimmen das durchschnittlich größere Erwerbsbedürfnis des Familienernährers und die größere Kraft des Mannes, das durchschnittlich geringere Erwerbsbedürfnis der Arbeiterin und ihre geringere Kraft zusammen.

Die richtige Arbeitsteilung, welche auf diesem von Sidney und Beatrice Webb mit Recht empfohlenen Wege kommen würde, setzt aber voraus, daß sowohl schwerere wie leichtere Arbeit in einer dem Bedürfnis der beiden Geschlechter entsprechenden Menge vorhanden seien; wo das in einer Industrie nicht der Fall ist, muß man eine andere Industrie zu Hilfe nehmen, damit eine solche Arbeitsteilung möglich sei. Darum bleibt auf jeden Fall die Notwendigkeit, an den alten Hausweberzentren neben den gewöhnlichen Textilfabriken solche Fabriken zu begünstigen, welche schwere Arbeit verlangen, also Männerkraft brauchen.

Es bleibt diese Notwendigkeit; aber auch die Möglichkeit? Können die Organe der Gesamtheit, was ihnen hier angesonnen wird?

Der Staat kann es leichter im Anfangsstadium des Kapitalismus als später. Solange er noch der unbeschränkte Herr ist, gegen den es kein Mucksen gibt, solange er noch der Reiche, der durch Hergabe von Kapital die ersten Großbetriebsgründungen unterstützt, um die Großindustrie erst zu züchten, so lange hat er freie Hand. Hat er das Tabaksmonopol, so kann er diese seine Fabriken auch

späterhin anlegen, wo er es für sozialpolitisch nützlich hält. Womit aber in diesem Fall infolge der weiblichen Löhne und ungesunden Arbeit dieser Industrie nicht viel geholfen wäre. Und im übrigen ist seine Macht gering und von Tag zu Tag geringer.

Zwar ist der Kapitalist keineswegs allwissend. Vielmehr fragt er alle möglichen Leute um Rat, wo wohl der geeignetste Platz zur Fabrikniederlassung wäre. Warum also nicht auch den Staat? Wenn der Staat sozialpolitisch tüchtige Beamte hat, warum sollen diese nicht dem Kapitalisten den Rat erteilen, seine Fabrik da anzulegen, wo eine Arbeiterschaft vorhanden ist, die nur der entsprechenden Fabriken harrt, um in sie einzutreten? Aber was so erteilt wird, kann nur ein Rat sein; ein Rat selbstverständlich, der keine anderen Gründe anführen kann, als die seiner Befolgung entspringenden Vorteile für das Kapital, für den Profit. Nicht aber das Interesse der Arbeiter. Dies kann wieder nur zufällig, wenn es gerade mit dem des Besitzenden zusammenfällt, befriedigt werden. Keine Macht der Welt kann heute den Kapitalisten zwingen, an anderem Orte als es ihm vorteilhaft scheint, sein Geld in Fabrikanlagen zu investieren.

Wenn die Arbeiterinteressen im Staat und die Erkenntnis der wirtschaftlichen Dinge in den Köpfen Macht gewinnen, so ist es sachlich nicht ausgeschlossen, daß die Organe der Gesamtheit durch Kauf und Hergabe billigen Bodens die gewünschten Fabriken an den Weberplätzen begünstigen und auch wieder durch Kapital unterstützen.

Auf der gegenwärtigen Höhe kapitalistischer Entwicklung, welche bereits Kapital und Betriebsleitung voneinander scheidet, ist es sogar durchaus im Gesamtinteresse gelegen, daß die Organe der Gesamtheit (wie Staat, Provinz, Kommune, Landesversicherungsanstalt) die Hergabe von Kapital in die Hand nehmen, während die Leitung der einzelnen Betriebe nach Art der Aktiengesellschaft privatwirtschaftlich bleibt. So kann die Gesamtheit am Endpunkt der kapitalistischen Entwicklung wieder wie am Anfang Kapitalist sein und als solcher auch die Entwicklung und Verteilung der Industrien leiten. Aber das setzt eine durchaus veränderte Denkweise der Staatsmänner voraus. Das erfordert neue Gesamtheitsorganisationen und die dazu nötigen ganz anders ausgebildeten Organisatoren. Das ist mit einem Wort die Weiterentwicklung über den Kapitalismus hinaus.

Vielleicht können jüngere Industrieländer, die Erfahrungen der-

älteren benützend, so lange sie noch die Möglichkeit dazu haben, die örtliche Verteilung der Industrie so beeinflussen, daß das Schicksal der Weber ein milderes wird; vielleicht kann ein so hoch entwickeltes Land wie Deutschland, wo die geistige Entwicklung der wirtschaftlich-sozialen parallel geht, in nicht zu ferner Zeit eine Gesamtheitsleitung der Produktion schaffen, welche es in der Hand hat, eine Verteilung der Industrie herbeizuführen, die nach Zeit und Ort dem Bedürfnis der Arbeitenden entspricht. Zwischen jenem Anfangs- und diesem noch nicht erreichten Endstadium liegt aber der Kapitalismus: die Industrie kann nur da ihren Sitz haben, wo es dem Kapitalbesitz gerade profitabel erscheint. Das Kapital, der Geldbesitz, beherrscht die Produktion und so auch ihre Verteilung nach Raum und Zeit. Die höchstmögliche Rente für die Besitzenden entscheidet über Ort und Art der Arbeit samt allen Folgen, über Arbeiten oder Hungern der Besitzlosen.

Das Schicksal der Weber wächst mit ruhiger Notwendigkeit aus dem Kapitalismus hervor.

Unter anderem Namen muß es sich immer erneuern; denn so oft Hausindustrie, Technikverbesserung, Frauenarbeit neben Männerarbeit, also selbstverständliche Dinge unserer Wirtschaftsentwicklung, irgendwo auftreten, so oft muß sich in kleinerem oder größerem Maßstab Analoges wiederholen.

Dieses Verhältnis zwischen Proletariat und Kapital klar vor Augen zu stellen, ist der „historische Beruf" der Weber. Daß sie zu vielen Tausenden an diesem Verhältnis starben, daß ihnen nicht zu helfen ist — der Tod vieler Tausender und das Elend von Millionen: das alles ist nicht vergeblich gewesen, wenn es Blinde sehend machte.

Literaturnachweise.

Sie enthalten, geordnet nach den Abschnitten des Buchs, zu denen sie gehören, sowohl die positiv benutzten, also neben eigner Anschauung und Erkundung dem Buch zugrunde liegenden, als auch die polemisch angegriffenen, im Text nicht immer als solche genannten Schriften.

Im allgemeinen, um nicht bei den einzelnen Abschnitten stets Einzelhinweise geben zu müssen, verweise ich für die hie und da gestreiften Probleme der Frauenarbeit auf meine anderen Schriften: Handbuch der Frauenbewegung Bd. IV (Die deutsche Frau im Beruf) und „Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus" in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"; für die übrigen Heimarbeitsindustrien (besonders Konfektion und Tabak) auf meine Schrift „Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit"; desgleichen für den Hintergrund des Ganzen, die kapitalistische Wirtschaftsentwicklung. auf die einschlägigen Werke von Marx, Karl Bücher und Sombart.

Aus dem vorliegenden Buch sind einige Bruchstücke von mir in Zeitschriften veröffentlicht worden: in Conrads Jahrbüchern, in der Frau, in der Hilfe und in der Sozialen Praxis; wo es nötig, verweise ich noch darauf.

Zu den einzelnen Abschnitten sind zu vergleichen:

Zu **„Die Weber als Gegenwartsproblem"**: Max Baginski, Gerhart Hauptmann unter den schlesischen Webern, Soz. Monatshefte 1905 I 2. Heft.

Zu I. **„Die Entstehung des Problems"**, 1. Schlesien: Zur Elendsgeschichte der schlesischen Spinner und Weber: A. Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien, Breslau 1885, besonders S. 15, 42, 59, 94, 125 ff., 204, 211 f., 221, 271, 293, 330 ff., 350—362; A. Schneer, Über die Not der Leinenarbeiter in Schlesien, Berlin 1844, besonders S. 42, 148, 150, 153.

Zur Bedeutung der Grund- und Gutsherrschaft für die schlesischen Leinenarbeiter: Brentano in der Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte II (1894) S. 295—376; Grünhagen, Über den angeblich grundherrlichen Charakter des hausindustriellen Leinengewerbes in Schlesien und die Webernöte, ebenda; Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert S. 460 ff., 467, 548; Zimmermann, a. a. O. S. 17 f., 26, 63, 109, 127 ff., 145, 194 ff., 215, 233, 242; v. Minutoli, Die Lage der Spinner und Weber im

schlesischen Gebirge und die Maßregeln der preußischen Staatsregierung, Berlin 1851, besonders S. 69 ff., 88 ff.; Schneer, a. a. O. besonders S. 46, 47, 53, 117; Sombart in Conrads Jahrbüchern 1893 (Bd. 61) S. 756 ff.; A. Hadwiger in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1904, III S. 403 ff.

Hausindustrie, Exportgewerbe, Gebirgsisolierung: Schmoller, Kleingewerbe S. 537—544 ff., und in seinem Jahrbuch 1891, I, S. 7; Schneer a. a. O. S. 32, 42, 60 ff.; v. Minutoli a. a. O. besonders S. 65, 67, 69, 81; Zimmermann a. a. O. besonders S. 18, 50, 53, 56, 60 ff., 82, 88, 90, 115, 180 ff., 185, 197.

Friedrich der Große: Schmoller, Kleingewerbe, S. 33; Zimmermann, a. a. O. S. 97 f., 109, 112, 117, 119, 125, 127 ff., 145 ff., 170 ff., 185; v. Minutoli, a. a. O. S. 82; Sering, Innere Kolonisation, in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft S. 83; Wichgraf, Geschichte der Weberkolonie Nowawes bei Potsdam, Berlin 1862, S. 5 ff.

Das laisser faire: Zimmermann, a. a. O. S. 242 ff., 271, 289, 301 ff. bis 317, 343, 364 f., 397 ff.; v. Minutoli, a. a. O. S. 97.

Bis zur Gegenwart: Schmoller, Kleingewerbe, S. 453 ff., 464 ff., 550, 559, 564, 570; Zimmermann, a. a. O. S. 276 ff., 280 ff., 287 f., 326 ff.; v. Minutoli, a. a. O. besonders S. 5, 13; Wichgraf a. a. O. besonders S. 25, 60; Schneer a. a. O. S. 84.

2. Das Problem als Ganzes: L. Bein, Die Industrie des sächsischen Vogtlandes. Leipzig 1884, II, besonders S. 135, 206, 276 ff.; A. Thun, Die Industrie am Niederrhein, Leipzig 1879, besonders I, S. 102 ff., 111, 115, 118, 125, 129, 142, 153, 195; II, S. 181 ff.; H. Herkner, Die oberelsässische Baumwollindustrie, Straßburg 1887, S. 30 ff.; Wichgraf a. a. O.; Schmoller in seinem Jahrbuch 1891 I, besonders S. 26—38 und 1890 IV, S. 26–42; Katz, Landwirtschaft und Landarbeiter in Oberhessen, Stuttgart u. Berlin 1904, S. 17 f., 33; J. v. Anrooy, Die Hausindustrie in der Schweizer Seidenstoffweberei, S. 39, 50.

3. Die technische Seite: „Ein arbeitsreiches Leben. Gedenkblätter zum 50jährigen Geschäftsjubiläum der Firma H. R. Marx in Seifhennersdorf. 1842—1892.“ S. 23 ff.; v. Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb, S. 70 ff., 142, 165, Katz, Landarbeiter in Oberhessen, S. 17, 33, 99; Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 105, S. 50, 81 ff., 206, 101; Bd. 84, S. 242 ff., 466 ff.; Bd. 40, S. 60, 79; Zahn in Conrads Jahrb. 1898, S. 782 ff.; F. Engels, Lage der arbeitenden Klasse in England, S. 7, 137 ff.; H. Ephraim, Organisation und Betrieb einer Tuchfabrik, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 61. Jahrg., 1905, S. 593 ff.; Reiser, Spinnerei, Weberei und Appretur, Leipzig 1901, S. 280 ff.; V. Bredt, Die Lohnindustrie, Berlin 1905, besonders S. 118, 198 f.; Josephine van Anrooy, Die Hausindustrie in der schweiz. Seidenstoffweberei, Züricher volksw. Studien, 5. Heft, Zürich 1904, besonders S. 173 f.; Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens, Tübingen 1905, S. 69; Kärger, Die Weber im Weilertal, Straßburg 1886, S. 39.

4. Die Entwicklung der Weberei nach der Statistik: Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, S. 354 ff. und die entsprechenden

Anlagen; Zahn, Conrads Jahrb. XV, S. 781 ff.; Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 39 S. 62, 67 f., Bd. 105 S. 72, 86, 97 ff., Bd. 84 S. 246., Bd. 87, S. 90 ff., 110, 134; Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb, S. 280 u. 149; Anrooy a. a. O. S. 31; Handbuch der Frauenbewegung Bd. IV, S. 49 ff.; Reichsstatistik Bd. 113, S. 358, 367, 146 ff.

II. **Die Hausweber.** 1. Im historischen Land des Weberelends: Lange in Bd. 42 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik; Sombart in Conrads Jahrb. Bd. 63, S. 750 ff.; Glücksmann, Die Hausweberei im schles. Eulengebirge, Schriften des Vereins f. Sozialpolitik Bd. 84; H. Potthoff in Bd. 105 der Schriften des Vereins f. Sozialpolitik S. 97 ff., 100 f.; Friedrich, Schlesiens Industrie, Münch. vw. Studien, Stuttgart 1902, S. 120, 132 ff., 144 f.; Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens, S. 138, 221 f.

2. Günstigere Gegenden: Friedrich, Schlesiens Industrie, Stuttgart 1902, S. 120 ff.; Anrooy, Schweizerische Seidenstoffweberei; Schriften des Vereins f. Sozialpolitik Bd. 84, S. 388, Bd. 105, S. 10, 95, 97 ff., Bd. 85, S. 5; Engels, Zur Wohnungsfrage, S. 6; Bredt, Die Lohnindustrie, S. 128; Bayerische Gewerbeinspektionsberichte für 1904, Beilage S. 126, 68, 79—82; Katz, Landarbeiter in Oberhessen, S. 99; Berliner Statistik, 3. Heft; Protokoll des ersten deutschen Textilarbeiter- und -Arbeiterinnenkongresses (1891) bes. S. 21—37; Protokoll der dritten Generalversammlung des Textilarbeiterverbandes und des 3. Textilarbeiterkongresses 1896 zu Apolda S. 49.

3. Organisation des Absatzes durch einen Verein: J. P. Baum, Die wirtschaftliche Entwicklung des Obereichsfeldes (mit besonderer Berücksichtigung der Hausindustrie), Berliner Dissertation, 1903; K. Bücher, Produktionsstätten des Weihnachtsmarktes, Basel 1887; Oncken, Lassalle, S. 351; Baginski, Gerhart Hauptmann unter den schles. Webern a. a. O.; Jeidels in Schmollers Jahrbuch 1905, S. 1186 ff.; Schriften der Gesellschaft für soziale Reform, 16. Heft, Jena 1904, Referat von Dr. Riehn über Konsumvereine und deren Produktion; Adele Gerhard, Sozialdemokratie und Konsumgenossenschaften.

4. Elektrische Hausweberei, Maximalarbeitstag und Mindestlohntarif: Bredt, Die Lohnindustrie, Berlin 1905, S. 125, 122, 118, 121, 140, 142, 143, 148 f., 150, 175 ff., 199, 200, 190 f.; A. Thun, Die Industrie am Niederrhein, II, S. 209; Helene Simon in Soz. Praxis Bd. VIII Nr. 32 u. 33; Anrooy a. a. O. S. 121, 161, 180, 186; Max May in Soz. Praxis XIII Sp. 514; A. Baudert in „Neue Zeit“ 30. Januar 1904; Marx, Kapital I S. 426 (5. Aufl.).

III. **Die Weber und die Webfabrik.** 1. Die Webfabrik als Rettung aus der Not: v. Schulze-Gävernitz, Großbetrieb S. 149, 162 f.; Marx, Das Elend der Philosophie, mit Anhang „Rede über den Freihandel“, Stuttgart 1895, S. 180 ff., 170 u. 82; „Das Kapital“ 5. Aufl. Bd. I, S. 396 f., 410; F. Engels, Lage der arbeitenden Klasse in England, Leipzig 1845, S. 167 ff. bis 182, 15 ff.; R. Wilbrandt, Bei den Webern in der Oberlausitz, in Naumanns „Hilfe“ 2. Okt. 1904; Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 84, S. 226, 224, 229, 54; Protokoll des ersten deutschen Textilarbeiterkongresses 1891, besonders S. 21—37; Protokoll der 7. Generalversammlung des deutschen

Textilarbeiterverbandes zu Hannover-Linden 1904; Bredt, Die Lohnindustrie S. 190—200; Handbuch der Frauenbewegung Bd. IV S. 199.

2. Wenn der Übergang zum Großbetrieb vollendet ist: Martin, Die Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik S. 62, 64, 28, 50, 6, 53; Alice Salomon, Crimmitschau, in Soz. Praxis, Jahrg. XIII Sp. 404; Reichsamt des Innern, Die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken, S. 26, 237, 102 ff.; Zahn in Conrads Jahrb. 1898 S. 792, Jahresberichte der bayr. Fabrikinspektoren für das Jahr 1903, Beilage, Erhebungen über die wirtsch. Lage der gewerbl. Arbeiter Bayerns S. 5; desgl. Beilage zu den Berichten für das Jahr 1904, Erhebungen über die Textilindustrie, besonders S. 45 f., 76, 154, 157, 85, 83, 91, 51 ff., 65, 112 ff., 17 ff.; Handbuch d. Frauenbewegung Bd. IV S. 194, 199, 179; Bittmann, Die badische Fabrikinspektion im ersten Vierteljahrhundert ihrer Tätigkeit, Karlsruhe 1905, S. 306 ff.; Bad. Insp.-Berichte f. 1900 S. 87; Schriften d. Vereinsf. Sozialpolitik Bd. 105 S. 84; Berliner Statistik, 3. Heft; Ergebnis einer statistischen Erhebung über die Lebensverhältnisse der bremischen Arbeiter, vom Arbeitersekretariat Bremen 1902, Selbstverl.; Protokolle der Textilarbeiterkongresse (vgl. die Literaturangaben zu „Aufgaben der Gegenwart"); W. Schneemelcher, Crimmitschau, Tatsächliches, in Evangelisch-Sozial, 13. Folge der Mitteilungen des Ev.-soz. Kongresses 1904 Nr. 11/12; Amtl. Mitteilungen aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1897 S. 240 f., 98 f., für 1896 S. 183, für 1898 S. 81; Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 84 S. 48, Jahresbericht der badischen Fabrikinspektion für 1900 S. 198 ff.; Denkschrift, herausgegeben vom Verbande Sächsisch-Thüringischer Webereien, Greiz 1905, S. 34.

3. Glückliches Lancashire: Sidney Webb, Englands Arbeiterschaft 1837 u. 1897, übersetzt von Dora Landé, Göttingen 1898; Rudolf Martin, Die Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik, Tübingen 1897, S. 30, 33, 37, 39, 65, 57; v. Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb, S. 136 ff., 166 ff., 146 f., 98, 227, 230, 232, 235, 261, 278, 274, 271, 280, 149; Gertrud Dyhrenfurth, Ein Blick in die gewerkschaftl. Bewegung der englischen Arbeiter und Arbeiterinnen, eine Reisestudie in Schmollers Jahrbuch 1895, S. 917; F. Engels, nachträgliches Vorwort (aus dem Jahr 1892) zu seiner „Lage der arbeitenden Klasse in England", S. XIX; S. Webb, Problems of modern Industry S. 52 ff., besonders S. 59; Sinzheimer in Brauns Archiv, Bd. 8; Lili Braun und Eduard Bernstein im Vorwärts 1903, 28. April u. 17. Mai; G. Dyhrenfurth in Conrads Jahrbüchern 3. Folge XII 867 und die von Brentano in Naumanns Zeit 11. Juni 1903 angegebenen englischen Lohnstatistiken.

4. Kompensation: Die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken, herausgegeben vom Reichsamt des Innern S. 22 ff.; Reichsstatistik Bd. 116, S. 45 ff.; A. Thun, Die Industrie am Niederrhein I S. 29, 108, 172, II 199—212; E. Gottheiner, Studien über die Wuppertaler Textilindustrie und ihre Arbeiter, Leipzig 1903, besonders S. 28 f., 31, 39 ff., 44 ff.; über die Löhne der Metallarbeiter in Nordwestdeutschland vgl. Ziegler, Wesen und Wert kleinindustrieller Arbeit, S. 131 ff.; Vorster, Die Großindustrie, S. 9 ff.; Kley, Bei Krupp, S. 47 ff.

Aufgaben der Gegenwart: J. van Anrooy a. a. O. S. 72; Protokolle der dritten Generalversammlung des deutschen Textilarbeiterverbandes zu Apolda 1896, der ersten (1891), der fünften zu Gößnitz 1900 und der siebenten (1904) zu Linden-Hannover, sowie des fünften internationalen Textilarbeiterkongresses zu Zürich (1902), S. 23, 34, des Kongresses der deutschen Manufakturarbeiter zu Gera (1886), S. 7; Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 105 S. 97 ff., 101; Friedrich, Schlesiens Industrie, S. 133, 137, 146 f.; Bayrische Fabrikinspektorenberichte für 1904, Beilage S. 29, 4, 72; Amtl. Mitteilungen aus den Jahresberichten der Fabrikinspektoren für 1896, S. 183; Soz. Praxis XI Sp. 43, XV Sp. 176, 175; Evangelisch-Sozial, Crimmitschau; Der Crimmitschauer Kampf um den Zehnstundentag, Verlag von C. Hübsch, Berlin 1905; Fanny Imle, Gewerbliche Friedensdokumente, Jena 1905, S. 464 ff.; v. Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb S. 167, 173, 151, 156, 221, 199, 197; Sombart im Archiv 1905 S. 563; A. Glücksmann, Die Hausweberei im Schlesischen Eulengebirge (Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 84, besonders S. 470 ff., 489, 498, 500, 504 f.); R. Liefmann, Die Hausweberei im Elsaß (a. a. O. besonders S. 205, 220, 224, 229, 240 ff.); H. Bernheim, Die Hausindustrien des südlichen Schwarzwaldes (a. a. O. besonders S. 389 f., 393 f., 402 ff., 425, 429 ff.); Fuchs, Hausindustrie auf dem Taunus, a. a. O. S. 129; Elisabeth Gottheiner in ihrer zitierten Schrift S. 11; A. Thun a. a. O. S. 174 ff., 217; Sombart in Conrad's Jahrb. Bd. 63 S. 750 ff.; Reports from Nations read at the Textile Congress Berlin July 1900, S. 24; S. u. B. Webb, Theorie und Praxis der engl. Gewerkvereine, deutsch v. C. Hugo; R. Martin in Braun's Archiv 1895; R. Wilbrandt in Soz. Praxis 1903, 31. Dez.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei), Naumburg a. S.

